

BERND SCHREMMER

SANKT HELENA
oder
Die Chance der Verbannung



Historischer Roman

Bernd Schremmer

SANKT HELENA

oder

Die Chance der Verbannung

Historischer Roman

Mitteldeutscher Verlag Halle • Leipzig

ISBN 3-354-00071-6

© Mitteldeutscher Verlag Halle ■ Leipzig 1986

2. Auflage

Lizenz-Nr. 444-300/156/87 • 7001 Printed in the German Democratic Republic

Einband: Gerhard Sachse

Gesamtherstellung: Karl-Marx-Werk Pößneck VI5/30 Best.-Nr. 639 285 5

01380

Das Unglück hat auch seine gute Seite;
es läßt uns die Wahrheit erkennen...
Seitdem mein Haupt von der schweren
Last der Krone befreit ist,
kann ich als Philosoph über die Zeiten nachdenken,
wo meine Aufgabe von der Vorsehung diktiert war...

Napoleon Sankt Helena, März 1816



Erstes Kapitel

Am 14. Oktober 1815, nach zehn Wochen nur wenig bewegter Fahrt, lag vor der »Northumberland« die Insel.

Das könnte der Anfang sein, der erste Satz zu einer Geschichte mit dem offenkundigen Siegel historischer Echtheit; Datum und Faktum sind überliefert, so weit kann man den Biographen bedenkenlos folgen, und die Szenerie, ein unbestreitbarer Vorzug jeglicher Erzählung, ist mühelos vorzustellen: die stolze Fregatte »Northumberland« unter der Flagge des Vereinigten Königreichs, die Segel voll Wind, auf sicherem Kurs über den weiten Ozean, unter einem wolkenlos blauen Himmel und einer seit Wochen unbarmherzigen tropischen Sonne, und auf dem Vorderdeck, ein wenig abseits seines kleinen Gefolges, der geschlagene Kaiser der Franzosen, in seinem schlichten grauen Militärmantel, auf dem Kopf den berühmten schmucklosen schwarzen Zweispitz, der große Korse mit der gedrungenen, zu dieser Zeit schon ziemlich aufgeschwemmten Figur, aber immer noch in der hinlänglich bekannten Pose des Feldherrn, wie er sich nun, nach dem langersehnten Ruf aus dem Mastkorb, das Fernrohr reichen läßt...

Doch spätestens hier kämen uns Zweifel. Befiele uns ein warnendes Unbehagen. Regte sich Mißtrauen gegen unsere allzu geschwinde Phantasie, die nur Bilder reproduziert aus alten Büchern und ungezählten Filmen. War das wirklich alles so? Segelte denn die »Northumberland« allein über den gefahrenvollen Ozean? Befand sich Bonaparte tatsächlich gerade an Deck, als an jenem 14. Oktober 1815 die ersten Felsspitzen von Sankt Helena am Horizont sichtbar wurden? War er wirklich so begierig darauf, den

Ort seiner Verbannung zu erspähen, daß er nach dem Fernrohr verlangte? – Wir könnten das recherchieren, und sicherlich mit Erfolg; die Berichte, Memoiren, Dokumente, Biographien, Abhandlungen über ihn füllen längst Bibliotheken. Und wir erführen: Die Abendmahlzeit war gerade serviert worden, als vom Ausguck her der langerwartete traditionelle Ruf »Land in Sicht« ertönte. Der Admiral führte Bonaparte und seine Begleitung aus der Offiziersmesse aufs Brückendeck. Durch sein Glas konnte der Kaiser die schwache Silhouette eines zerklüfteten Felsens erkennen. Bald darauf wurde es dunkel. Erst im Morgengrauen des 15. Oktober war die kleine Flotte, drei große, vier kleinere Fregatten, an der Spitze das mit achtzig Kanonen bestückte Flaggschiff »Northumberland«, so nahe heran, daß man die Insel deutlich sehen konnte. Und wir erführen weiter, daß sich bald alle Franzosen an Deck eingefunden hatten. General Graf Montholon und seine Gattin standen Arm in Arm an Steuerbord. Ein wenig entfernt davon saß schluchzend Madame Bertrand und wurde von ihrem Gatten, der hinter ihr stand, getröstet. Graf de Las Cases erteilte seinem Sohn, dem fünfzehnjährigen Emmanuel, einige Unterweisungen in Geologie. General Baron Gourgaud war allein zum Vorderdeck gegangen. Und die Dienstboten standen mit offenem Mund da, so hatten sie sich Sankt Helena nicht vorgestellt. Nur die Kinder spielten wie gewöhnlich; sie wußten noch nichts von einer Verbannung am Ende der Welt. Napoleon Bonaparte aber befand sich noch in seiner Schlafkabine, in seinem Feldbett von Austerlitz. – Das alles ließe sich recherchieren, so widersprüchlich und unglaubwürdig vieles

andere in all dem Überlieferten sonst auch sein mag. Aber was wäre damit gewonnen? Glaubwürdigkeit? Authentizität? Wir sind nicht dabeigewesen. Wir leben einhundert-siebzig Jahre danach. Wir haben, so scheint es, zu wählen: Geschichte abschreiben oder eine Geschichte erzählen, und könnten es getrost sein lassen, schwebte uns nicht ein Drittes vor: ein Spiel. Ein Spiel mit Fakten und Figuren. Ein Spiel in der Schweben zwischen Wirklichkeit und Fiktion.

Wir sagen also: Großmarschall Bertrand kommt an jenem Morgen des 15. Oktober als erster der Offiziere in die Kabine des Kaisers, um zu melden, daß die Insel nun schon ganz nahe sei.

1

Bonaparte ist noch im Morgenrock. Aber er ist nicht allein; nach dem Morgenkaffee hat er, etwas früher als gewöhnlich, den Grafen Las Cases kommen lassen, um mit ihm die Arbeit an seinen Memoiren fortzusetzen, was ihm nun, wohlkalkuliert, Vorwand genug ist, Bertrands Meldung wortlos, mit einem kurzen Blick nur, zur Kenntnis zu nehmen, um sich dann wieder, den unterbrochenen Satz fortführend, dem Grafen zuzuwenden, der in der Mitte der Kabine an einem kleinen Tisch sitzt und mit fliegender Feder bemüht ist, den Worten des Kaisers zu folgen.

Großmarschall Bertrand, in der goldbestickten Paradeuniform, steht nun da, wie immer kerzengerade, den Hut

in der Hand, und wartet, daß der Kaiser ihm erlaubt, sich zu entfernen. Aber die Erlaubnis bleibt aus.

»Der Obergeneral der Franzosen, Dugommier, setzte sich an die Spitze seiner Truppen, während ich als Artilleriebefehlshaber – man nannte mich schon damals seine rechte Hand – einige Geschütze auf verschiedene Hügel aufstellen ließ, um den Rückzug zu decken und den Engländern das Gelände streitig zu machen, falls der feindliche General seinen Erfolg bis nach Ollioules ausdehnen und versuchen würde, sich in den Besitz des großen Belagerungsparks des französischen Heeres zu setzen...«

Bonaparte wird zum zweiten Mal unterbrochen. General Montholon und General Gourgaud bitten, eintreten zu dürfen.

»Majestät«, sagt Gourgaud, »der Kapitän meint, daß wir in einer Stunde vor Anker gehen. Wir sind...«

Den Rest des Satzes verschluckt der General, »am Ziel der Reise« scheint ihm doch eine zu unglückliche Formulierung zu sein für diesen Augenblick.

Bonaparte zeigt sich noch immer wenig beeindruckt, so als bestätigte man ihm lediglich, was er längst selber vorausberechnet hat, und er wendet sich, die rechte Hand im Morgenrock, wieder dem Grafen Las Cases zu und diktiert weiter. Er diktiert über Toulon, jene glanzvolle Waffentat, mit der er vor zweiundzwanzig Jahren als noch unbekannter Artilleriehauptmann zum ersten Mal sein taktisches Genie unter Beweis gestellt und für die Revolution einen der entscheidenden Siege erfochten hatte – gegen eben jene Macht, deren Gefangener er jetzt ist.

Die Offiziere, um nicht länger zu stören, wollen sich zu-

rückziehen, aber in ziemlich barschem Ton werden sie zurückbefohlen mit der Frage, wo sie denn hinwollten. Und Montholon gibt zur Antwort:

»Verzeihung, Sire, an Deck.«

Nun endlich entläßt sich der unterdrückte Verdruß.

»Was wollen Sie an Deck? Wollen Sie den Herren Engländern den Anblick eines aufgeregten Hühnerhofes bieten? Überlassen Sie das Ihren Frauen und den Kindern!«

Bonaparte gibt Las Cases einen Wink, den Tisch abzuräumen, und befiehlt Gourgaud, die Karten zu langen.

Etwas erstaunt sehen die Männer einander an: Gespielt wurde bisher nur abends nach dem Diner, nebenan in der Offiziersmesse in Gesellschaft des Admirals und des Kapitäns. Aber der Wunsch des Kaisers ist Befehl, und die Neugier auf das Schauspiel der nahenden Insel einstweilen unterdrückend, nimmt man, nachdem der Kaiser dazu aufgefordert hat, die Plätze ein.

»Reversi!« entscheidet Bonaparte.

Ein Spiel zu viert also. Da muß nun einer verzichten. Bertrand, er ist ohnehin keine Spielernatur, übernimmt freiwillig die Rolle des Zuschauers und bleibt stehen. Es ist unbequem genug in der engen Kabine des Achterdecks.

Nachdem die Geldbörsen auf den Tisch gelegt sind, mischt Gourgaud die Karten. Bonaparte nimmt noch eine Prise aus der goldenen Schnupftabakdose. Dann kann das Spiel beginnen.

Das Glück der Karten wechselt zu Anfang. Verluste und Gewinne, nicht allzu hohe Beträge, werden hin und her geschoben. Nach einiger Zeit aber scheint das Glück seßhaft geworden zu sein. Bonaparte gewinnt fast jede Partie.

Las Cases, Gourgaud und Montholon tauschen immer häufiger versteckte Blicke: Der Kaiser spielt mal wieder falsch!

Der Gewinner so vieler Schlachten, scheint es, wird von Sieg zu Sieg vergnügter, und Bertrand schmunzelt verstohlen. Die alte Posse, denkt er, der Kaiser macht sich mal wieder einen Spaß daraus, festzustellen, wie lange man sich seine Tricks widerspruchslos gefallen läßt. – Oder ist es diesmal anders? Spielt er diesmal gegen sich selbst? Spielt er, um zu vergessen: das Schiff und die nahe Insel, die ihm seine Bezwinger von Waterloo bestimmt haben für den Rest seiner Tage, zweitausend Meilen fern von Europa, am fünfzehnten Grad südlicher Breite, auf der unzivilisierten Seite des Globus?

Als das Schiff wenig später beidreht, eine vollständige Wende vollführt und vor den Achterfenstern die mächtigen Felsen der Insel erscheinen, meint Bertrand seine Vermutung bestätigt zu sehen. Bonapartes Züge versteinern auf einmal. Er legt die Karten aus der Hand, und nach einem Moment tiefsten Schweigens, in dem er alle Blicke gespannt auf sich gerichtet weiß, erhebt er sich und tritt an eines der Fenster.

Sofort stehen auch Las Gases, Gourgaud und Montholon auf, treten ebenfalls an die Fenster und sehen vor sich, nur wenige hundert Meter entfernt, den Felsen.

Schwarz und riesig. Wohl an die zweieinhalbtausend Fuß steil aus dem Wasser ragend. Ein schroffes, nacktes Basaltmassiv. Mit tiefen Schluchten. Kein einziger Baum. Keine grünen Weiden. Nur vereinzelt Ginster.

Im Vordergrund der Hafen, der nichts weiter ist als eine

langgezogene kanonenstarrende Mauer. Dahinter verschanzt, in einem engen Tal, die kleine Stadt. Niedrige helle Häuser. Eine Kirche. Ein paar Türme. Rechts davon, hoch über der Stadt, die düstere Festung. Und über allem die englische Flagge.

Niemand wagt als erster seinem Gefühl Ausdruck zu geben, ehe es nicht der Kaiser getan hat. Bonaparte aber schweigt.

Er schweigt lange. Erinnert er sich? Vergleicht er mit Elba, der lieblichen Insel im Mittelmeer, die so nahe dem Festland lag, wo er ein Stadthaus in Porto-Ferrajo, ein Landhaus in San Martino bewohnte, wo er noch Cercle hielt und Hofparaden abnahm, wo er noch über eine Garde von tausend Mann verfügte, hundert Pferde besaß und eine kleine Flotte, mit der er schließlich, zum Entsetzen und Erstaunen des Kontinents, wieder an Frankreichs Küste landete, um noch einmal in den Mittelpunkt der Weltgeschichte zu treten?

Endlich, sich vom Fenster abwendend, bricht er das bedrückende Schweigen.

»Ich hätte besser getan, in Ägypten zu bleiben vor sechzehn Jahren, dann wäre ich heute Kaiser des Morgenlandes.«

Einigermaßen verblüfft sehen die Männer einander an: Ägypten, welch ein merkwürdiger Gedankensprung. Las Gases aber, Sekretär und Kammerherr, notiert den Satz sofort in seinem Gedächtnis, er wird ihn später in sein Tagebuch schreiben. – Bonaparte ist an den Tisch zurückgekehrt und steht nun da, die Hände auf dem Rücken, als sähe er vor sich wieder seine geliebten Landkarten.

»Was für Möglichkeiten hatte ich!« sagt er leise. »Wenn ich damals Akka genommen hätte, ich hätte den ganzen Orient revolutioniert! In Eilmärschen wäre ich auf Damaskus und Aleppo gezogen und hätte im Handumdrehen den Euphrat erreicht. Die Christen Syriens, die Drusen und die christlichen Armenier wären zu mir gestoßen. In kürzester Zeit hätte ich über sechshunderttausend Mann verfügen können. Dann wäre ich nach Konstantinopel marschiert. Und dann nach Indien. England wäre tödlich getroffen gewesen...«

Auf einmal lächelt er und blickt einem nach dem anderen in die Augen, Las Cases, Montholon, Gourgaud und schließlich Bertrand.

»Jetzt kann ich es ja ruhig sagen. Ich hatte manchmal Lust, euch zu verlassen in diesen langen Wochen. Schwierig wäre es nicht gewesen; es wäre nur darauf angekommen, sich die Sache eine Zeitlang in den Kopf zu setzen, und ich wäre euch bald entwischt gewesen. Alles hätte ein Ende gehabt, und ihr hättet zurückkehren können zu euren Familien.«

Da ist nun also Protest und Bekenntnis gefordert, und Las Cases ruft als erster aus:

»Zurückkehren, Sire? Ohne Euch? Niemals!«

Und beschwörend schließt sich Gourgaud sofort an:

»Bedenkt, Sire, Ihr seid erst sechsundvierzig! Um Frankreichs willen, Ihr müßt an die Zukunft denken!«

Und Montholon meint, nicht weniger leidenschaftlich:

»Ihr könnt nicht ernstlich daran gedacht haben, Majestät, den Engländern einen solchen Triumph zu gönnen.«

»Noch weniger den Bourbonen!« setzt Gourgaud hinzu.

»Was auch geschehen ist, Sire, Ihr seid noch immer die Hoffnung der Franzosen!«

Bonaparte möchte es gern glauben, aber ist er das wirklich? Glaubst Frankreich, glauben sie selber denn tatsächlich an seine Rückkehr?

Und warum sagt Bertrand nichts? Weiß er nicht, daß er ihn am meisten schätzt?

»Ich glaube...«, sagt Bertrand schließlich, zögernd und offensichtlich auf Widerspruch gefaßt, »ich glaube, Sire, der Mensch hat nicht das Recht, sich selbst zu töten, so schwer das Schicksal ihm auch sein mag.«

»Schicksal?« Bonaparte lacht. »Lieber Bertrand, es gibt kein Schicksal, es gibt nur Politik.«

Das ist, sie wissen es beide, nur die halbe Erwiderung. Und fast ist er geneigt, Bertrand recht zu geben, der Mensch hat in der Tat nicht das Recht, sich davonzustehlen, aber das auszusprechen hieße wohl, über Leben und Tod zu philosophieren, und danach ist ihm jetzt nicht zumute.

Statt dessen tritt er erneut ans Fenster und blickt, auf eigenartige Weise fasziniert, wieder hinüber zu diesem öden schwarzen Felsen mit Namen Sankt Helena. Er spürt es, und er weiß es: Das ist kein Elba, das ist das Tor zur Hölle.

Einundsiebzig Tage hat er in dieser Kabine verbracht. Marchand hatte die Kojе durch eines der beiden eisernen Feldbetten ersetzt, die ihn auf allen seinen Feldzügen begleitet haben. Er hatte einen Toilettentisch mit Waschgelegenheit, einen Armsessel, einen Tisch. Er hatte seine Feldbücherei, sechshundert Bände in sechs Mahagoniki-

sten. Er hatte Marchand bei sich, seinen Ersten Kammerdiener, der vor seinem Bett auf einer Matratze schlief. Er konnte sich auf dem ganzen Schiff frei bewegen. Er konnte sich auf Deck mit jedermann unterhalten. Lange freilich hat er es dort nie ausgehalten, der Anblick der sechs Fregatten, die der »Northumberland« folgten, mit den Soldaten des 53. Regiments an Bord, die für seine Bewachung bestimmt sind, hat ihm die Stimmung getrübt. In der Kabine konnte er immerhin arbeiten, sich ablenken. Und er wurde gut versorgt. Bei Anbruch der Morgendämmerung brachte Marchand ihm den Morgenkaffee. Gegen zehn Uhr das Frühstück, bestehend aus Fleisch und Rotwein. Am Abend dann war er mit seiner Begleitung Gast an der Tafel des Kapitäns in der Offiziersmesse, und auf Anordnung des Admirals wurden die Tischgespräche sogar auf französisch geführt.

Was aber erwartet ihn jetzt?

Die Anker sind in die Tiefe gerollt. Vor ihm liegt dieses schauerliche Gebirge. Dieser Auswurf des Ozeans! Und er fragt sich, wohin man ihn wohl bringen wird. In eines der kleinen Häuser der Stadt? Aber das wäre wohl zu dicht am Hafen. Auf den Berg in die Festung? Oder gar in jenen entlegenen, auf einer Felsspitze errichteten Turm? Werden diese Engländer es wirklich wagen, ihn nun wie einen Sträfling zu behandeln? Ist dieses Sankt Helena nicht schon Schurkerei genug?

Und es kommt ihm auf einmal eine Erinnerung. Vor mehr als dreißig Jahren war es, auf der Militärschule in Brienne, daß er den Namen Sankt Helena zum ersten Mal gehört hatte. Damals als Kadett führte er ein kleines

Merkheft mit geographischen und historischen Daten, und als letzte Eintragung in dieses Heft schrieb er die vier Worte: »Sankt Helena, kleine Insel.« Warum als letzte Eintragung? Ist das wirklich nur Zufall gewesen?

Sonderbare Erinnerungen. Sonderbare Fragen. Seit er begonnen hat, seine Lebensgeschichte zu diktieren, widerfährt ihm dergleichen öfter.

Gewaltsam reißt er sich los von dem trostlosen Anblick, und er gibt sich wieder entschlossen, ja fast heiter, als gelte es, eine Schlacht zu schlagen, die der Feind schon gewonnen zu haben meint.

»Weshalb so still, meine Herren? Ich verbiete Ihnen jedwede trübsinnigen Gedanken. Und was mein Leben betrifft – seien Sie unbesorgt, ich werde es nicht um eine Sekunde abkürzen. Das hieße nur es besudeln. Und schließlich, auch das Unglück hat seinen Heroismus und seinen Ruhm! Es gab in meiner ganzen Laufbahn kein einziges Mißgeschick. Und wenn ich auf dem Thron gestorben wäre in den Wolken meiner Allmacht, dann wäre ich sicher für viele Menschen unvollkommen geblieben. Jetzt aber, dank meinem Unglück, wird man mich so beurteilen können, wie ich wirklich bin!«

Noch immer sind die Worte sein sicherstes Zaubermittel. Die Mienen seiner Offiziere leuchten wieder voller Bewunderung. Und Las Cases, immer hellwach, notiert auch diesen Schlachtruf wider das Schicksal in seinem Kopf.

Bonaparte legt den Morgenrock ab und verlangt den grünen Uniformrock, Mantel und Hut. Bertrand und Las Cases sind sofort mit allem zur Stelle.

»Eine schöne Frau, meine Herren, soll man bekanntlich

nicht warten lassen! Am Ende glauben diese Engländer noch, ein Franzose fürchte sich vor dem Anblick einer so exotischen Schönheit wie dieser heiligen Helena.«

Und unter beifälligem Gelächter begibt man sich endlich hinaus an Deck.

2

Auf der Reede von Jamestown, so der Name der kleinen Stadt, liegt das Flaggschiff den ganzen Tag vor Anker, ohne daß sich etwas tut.

Sir George Cockburn, der Admiral, dem von der englischen Regierung das Kommando für die Überfahrt nach Sankt Helena übertragen worden ist, hat sich an Land setzen lassen, um dem Gouverneur der Insel, die unter Verwaltung der Englisch-Ostindischen Company steht, seinen Besuch abzustatten.

Die Ankunft des Admirals und seiner Schiffe kommt für Gouverneur Mark Wilks nicht mehr überraschend; denn bereits vor fünf Tagen traf die »Icarus« ein, eine Brigg aus Cockburns Flottille, die bei dem Sturm auf der Höhe von Madeira von den übrigen Schiffen getrennt wurde. Da weiß Wilks also schon, für welch außerordentliche Aufgabe Sankt Helena ausersehen ist.

Überraschend jedoch für Wilks ist die Order, die Cockburn mitbringt: Ab sofort untersteht die Insel Sankt Helena nicht mehr ihm, dem Gouverneur, sondern dem Kommando des Admirals. Das auf der Insel stationierte 66. Regiment wird verstärkt durch das 53. Marineinfanterieregiment unter Oberst Bingham. Und die Landung Napole-

ons hat, soweit das nun noch möglich ist, ohne jedes Aufsehen, am besten im Schutze der Dämmerung, zu erfolgen. Das Beispiel von Plymouth, wo sich tagelang eine aus ganz England herbeigeströmte vieltausendköpfige Menge von Schaulustigen um das Schiff des Exkaisers versammelte und wobei es sogar Tote zu beklagen gab, soll sich auf keinen Fall wiederholen.

An Bord der »Northumberland« hat sich inzwischen die erste Neugier gelegt. Bonaparte ist zurückgekehrt in seine Kabine und läßt sich bis zum Abend nicht mehr sehen. Las Cases, Gourgaud und Montholon, die von Zeit zu Zeit auf Deck erscheinen, tragen immer unverhohlener ihren Unmut darüber zur Schau, daß man den Kaiser so lange warten läßt.

»Wahrscheinlich fertigt man erst einen Käfig an«, meint Gourgaud spöttisch, »damit Seine Majestät nicht vom Boot aus ins Wasser springt und nach Afrika entwischt.«

»Meinen Sie im Ernst, lieber Gourgaud«, gibt Montholon, seinerseits scherzhaft, zu bedenken, »daß sich das Beispiel von Elba schon bis hierher herumgesprochen hat?«

»Vermutlich haben Sie recht, Montholon. Wahrscheinlich weiß man hier noch nicht einmal, daß es überhaupt einen Kaiser der Franzosen gibt.«

»Da wird der Admiral ja eine Menge zu erzählen haben. Vor allem, wie der Herr Gouverneur zu der unverdienten Ehre unseres Besuches kommt.«

»Ja. Und dann werden die Herren erst einmal auf Wellingtons Sieg trinken!«

Las Cases, der sich bisher kaum geäußert hat, kann nun

ein leises Schmunzeln doch nicht länger unterdrücken.

»Würden Sie das nicht auch tun, General, wenn Sie ein Engländer wären?«

Gourgaud wirft ihm einen ziemlich mißbilligenden Blick zu.

»Wenn ich ein Engländer wäre, verehrter Las Cases, dann würde ich mich schämen, den größten Mann der Epoche ans Ende der Welt zu verbannen.«

»Ich glaube, Sie irren, General«, erwidert Las Cases gelassen. »Wenn Sie ein Engländer wären, dann würden Sie auch wie ein Engländer denken, und Sie würden es für die klügste aller Lösungen halten.«

»Ich weigere mich aber, wie ein Engländer zu denken. Wenn Sie das können, Graf, bitte sehr! Ich bin Franzose!«

Las Cases versteht sofort, worauf Gourgaud wieder einmal anspielt. Der General kann es ihm noch immer nicht verzeihen, daß er, Las Cases, wie so viele Adlige, einst gegen Frankreich ins Feld gezogen und anschließend nach England emigriert ist, um sich vor der unerbittlichen Revolution in Sicherheit zu bringen. – Doch eine Anspielung versetzt Las Cases noch nicht in Verlegenheit.

»Auch ich, lieber Gourgaud, bin Franzose. Und ich denke sogar wie ein Franzose. Was mich doch aber nicht daran hindert, daß ich mich auch in die Lage des Gegners versetzen kann. Übrigens eine der Grundvoraussetzungen, wenn man in der Politik wie auf dem Schlachtfeld Erfolg haben will. Der Kaiser selbst hat es ja oft genug gewiesen.«

»Ja, der Kaiser! Aber wir beide, verehrter Las Cases, sind nicht der Kaiser. Sie sind nur sein Kammerherr, und ich

bin nur seine Ordonnanz.«

»Was doch aber nicht ausschließt, daß wir einen Kopf zum Denken haben, General«, erwidert Las Cases. Und mit kaum verhohlener Genugtuung registriert er ein kurzes Aufzucken in Gourgauds Miene.

»Erinnern Sie sich nur an das Beispiel des unglücklichen Grouchy! Wenn sich der Marschall bei Waterloo nicht so starr an den Befehl des Kaisers geklammert hätte und er nicht zwei Tage lang sinnlos in der Gegend umhergeirrt wäre...«

»Wollen Sie damit etwa sagen«, unterbricht ihn Gourgaud, »daß der Befehl Seiner Majestät falsch gewesen wäre?«

»Keineswegs«, versichert Las Cases lächelnd. »Der Befehl Seiner Majestät konnte gar nicht besser sein zu dem Zeitpunkt, als er ihn Grouchy erteilte. Doch spätestens nach vierundzwanzig Stunden hatte sich die Situation grundlegend verändert. Und wenn Grouchy sich auch nur einen Moment lang in die Lage des Gegners versetzt und auf die Stimme seines eigenen Verstandes gehört hätte, dann hätte er Blücher durchschaut. Er hätte ihn aufgespürt und daran gehindert, auf dem Schlachtfeld zu erscheinen. Waterloo wäre nicht verlorengegangen, und wir befänden uns jetzt nicht hier, an der Pforte zur Hölle.«

Obwohl verärgert, daß ihm dieser Zivilist militärische Vorträge zu halten wagt, lächelt Gourgaud.

»Bereuen Sie es vielleicht schon, Graf Las Cases, daß Sie dem Kaiser gefolgt sind?«

Diese Art Logik erscheint selbst Montholon zu verdreht, aber er zieht es vor, sich in den Streit der beiden lieber

nicht einzumischen. Gourgaud ist imstande und verdreht auch ihm die Worte, am Ende gar bei der nächstbesten Gelegenheit in Gegenwart des Kaisers.

Las Cases jedoch ist noch immer die Ruhe in Person, und er bleibt Gourgaud die Antwort nicht schuldig.

»Ich glaube, lieber General, wir sind heute alle ein wenig nervös. Ich bin sicher, Sie würden sonst so etwas nicht sagen. Im Grunde Ihres Herzens wissen Sie so gut wie ich, daß niemand von uns es auch nur eine Sekunde lang be-reut, hier zu sein, in der Nähe des Kaisers. Im Gegenteil, ich glaube, wir sind alle überaus glücklich darüber, daß gerade wir sein Vertrauen besitzen und ihn begleiten durften, obwohl wir es vielleicht gar nicht verdient haben.«

Eine geschickte und zugleich zweideutige Antwort, bei der Gourgaud unmerklich zusammenzuckt. Worauf, fragt er sich, spielt diese Aristokratenseele an? Will er ihm etwa Verrat vorwerfen? Nur weil er vor einem Jahr, nach der ersten Abdankung des Kaisers, in die Dienste Ludwigs XVIII. trat? Das ist erledigt. Der Kaiser hat ihm verziehen. – Oder doch nicht? Hat er sich vielleicht in irgendeiner Weise gegenüber Las Cases geäußert, beim Diktat der Memoiren?

»Ich meine«, fährt Las Cases indessen fort, »wir sollten, statt uns zu streiten, unsere Kraft besser darauf verwenden, dem Kaiser sein grausames Schicksal soweit als möglich zu erleichtern.«

»Aber wieso denn Schicksal?« fragt Montholon, etwas naiv. »Wir haben doch gehört, es gibt für den Kaiser kein Schicksal.«

»Ich weiß, lieber Montholon, es gibt nur Politik. Und

eben deshalb braucht uns der Kaiser jetzt nötiger denn je.«

»Ich verstehe Sie nicht, Las Cases. Mit der Politik ist es jetzt doch vorbei, hier auf diesem öden Felsen.«

»Aber General!« entgegnet Las Cases. »Zweifeln Sie etwa an der Rückkehr Seiner Majestät?«

Eine Glaubensfrage. Und dem General bricht fast der Angstschweiß aus.

»Nicht eine Sekunde!« beteuert er lebhaft.

»Na sehen Sie«, meint Las Cases lächelnd. »Außerdem vergessen Sie offenbar die Memoiren. Vielleicht das Größte, was der Kaiser der Menschheit hinterlassen wird! Und dieser öde Felsen, wie Sie sagen, wird eines Tages, davon bin ich fest überzeugt, den Namen Seiner Majestät tragen. >Saint-Napoleon< wird man ihn einmal nennen! Und wir werden sagen können, wir haben dazu beigetragen.«

Las Cases, im sicheren Gefühl des Siegers, empfiehlt sich einstweilen, er müsse mal wieder nach seinem Sohn sehen, damit dieser nicht seine Studien vernachlässige.

In Gourgaud gärt die Wut. Gott helfe ihm, aber er kann diesen Wichtigtuer nun einmal nicht ausstehen, diesen windigen Aristokraten, diesen Vaterlandsverräter; es ist ihm unbegreiflich, wie der Kaiser so einer Lakaienseele sein Vertrauen schenken kann. Wenn er ihn nur sieht, wird ihm übel. Dieses bleiche, hagere Männchen in der Uniform eines Marineleutnants, einfach lächerlich; nur weil er vor dreißig Jahren, in einer Zeit tiefsten Friedens, ein paar unbedeutende Seekommandos übertragen bekam. Ein Mensch, der sich noch bei Hofe vorstellen ließ, als in den Straßen von Paris das Volk schon den Kopf des Königs

forderte. Und als es dann soweit war, floh der feine Herr nach Deutschland, um gegen das eigene Vaterland ins Feld zu ziehen. Als dann die Feinde der Republik geschlagen waren, ging er nach England und wurde Hauslehrer. Erst acht Jahre später, nach der Amnestie des Ersten Konsuls Bonaparte, konnte er es wagen, wieder nach Paris zurückzukehren. Seine Liebe zum Kaiser aber scheint der Herr erst vor drei Monaten entdeckt zu haben, als der Kaiser zum zweiten Mal abdanken mußte. Da tauchte er ganz überraschend in Malmaison auf und wick fortan dem Kaiser nicht mehr von der Seite. Das Motiv dieser plötzlichen Anhänglichkeit ist nur zu offensichtlich: die Memoiren. Da wittert dieser Schreiberling das Geschäft des Jahrhunderts.

»Verzeihen Sie mir, Montholon«, wendet Gourgaud sich wieder dem General zu, »aber ich kann mir nicht helfen, dieser Mensch reizt meine Geduld von Mal zu Mal mehr.«

»Sie haben vollkommen recht, Gourgaud«, pflichtet ihm Montholon bei. »Auch mir ist er alles andere als sympathisch.«

»Verstehen Sie den Kaiser, daß er gerade auf diesen Zivilisten so großen Wert legt? Dieser Mensch führt sich auf, als hätte er von uns allen die größten Verdienste! Können Sie mir sagen, welche? Wer von uns hat sich denn für den Kaiser und für Frankreich geschlagen? Ich war bei Austerlitz dabei, bei Jena und Friedland, bei Eggmühl und Wagram. Ich habe den Feldzug nach Rußland mitgemacht. Ich habe bei Leipzig gekämpft und auf dem Boden Frankreichs. Und zwar auf der richtigen Seite! Ganz zu schweigen davon, daß ich dem Kaiser zweimal das Leben gerettet

habe. Und was hat er vorzuweisen? Einen Stammbaum, der bis ins zwölfte Jahrhundert zurückreicht.«

Montholon ist ein wenig verlegen; auch er besitzt einen Stammbaum, der mehrere Jahrhunderte zurückreicht.

Doch Gourgaud redet immer weiter.

»Ich habe meinen Adel aus den Händen des Kaisers. Ich habe ihn mir erdient! Und darauf bin ich stolz. Der Sohn eines armen Hofmusikus, der es durch Talent und Tapferkeit vom Feind zum Ersten Ordonnanzoffizier Napoleons gebracht, der das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion erhalten hat!«

Gourgaud bricht plötzlich ab. Er möchte Montholon nicht zu nahe treten, denn jener verdankt seine Karriere, wie jeder weiß, weniger seinen militärischen Glanztaten als vielmehr der Protektion seines Stiefvaters, des Monsieur Huguet de Montaran de Seinonville, der es noch zu jeder Zeit verstanden hat, seine Fahne nach dem jeweiligen Wind zu hängen, zur Zeit des Ancien regime, zur Zeit der Revolution, während des Konsulats und während des Kaiserreichs. Und Montholon selber, obwohl General, verstand es nur allzuoft, erfolgreich seine schlechte Gesundheit vorzuschützen, um, statt ins Feld ziehen zu müssen, am Hof der Kaiserin bleiben zu dürfen; mal hatte er Fieber, mal war es eine angebliche Verwundung aus der Schlacht bei Jena. Statt mit militärischen Ruhmesblättern tat er sich mit Skandalen hervor und mußte als Ministre plenipotentiaire sogar vom Dienst suspendiert werden – wegen seiner jetzigen Frau, die damals schon ihren zweiten Ehemann betrog. Und auch bei Waterloo glänzte er noch durch Abwesenheit. Erst hinterher, als alles ent-

schieden war, stellte er sich wieder in funkelnagelneuer Kammerherrnuniform ein, um dem Kaiser erneut seine unverbrüchliche Treue zu beteuern. Aber immerhin, er war bei Hohenlinden dabei und erhielt einen Ehrensäbel für gute Führung.

»Kommen Sie, Montholon«, sagt Gourgaud, »es wird kühl.«

»Ja, es ist merkwürdig in diesen Breiten. Kaum ist die Sonne untergegangen, sofort braucht man seinen Mantel. Dabei soll hier doch jetzt angeblich Frühling sein.«

»Ich glaube, das macht der Seewind.«

»Schon möglich«, meint Montholon. »Jedenfalls wird uns das hiesige Klima erheblich zu schaffen machen. Und ich werde den Verdacht nicht los, daß man das mit einkalkuliert hat.«

Gourgaud sieht Montholon überrascht an.

»Einkalkuliert? Wie meinen Sie das?«

Montholon lächelt.

»Halten Sie es wirklich für einen Zufall, daß man uns ausgerechnet in die Tropen geschickt hat?«

Gourgaud begreift, was Montholon damit andeuten will. Aber er kann es nicht recht glauben.

»Die Engländer sind zwar Schurken, aber so eine Teufelei...«

»Die durchschnittliche Lebenserwartung, lieber Gourgaud, liegt auf Sankt Helena bei fünfundvierzig Jahren.«

Da ist Gourgaud nun doch etwas erschrocken.

»Woher, zum Teufel, wissen Sie das?«

»Vom Doktor.«

»Von diesem Iren?«

»Ich habe zufällig ein Gespräch mit angehört. Es ging da um Tropenkrankheiten.«

Plötzlich lacht Gourgaud.

»Bei fünfundvierzig Jahren, sagen Sie, liegt hier die Lebenserwartung? Da haben wir beide ja Glück. Sie sind dreiunddreißig, und ich bin zweiunddreißig. Wir wollen doch nicht hoffen, daß wir hier länger als zwölf Jahre aushalten müssen.«

»Und der Kaiser?« sagt Montholon, beinahe empört. »Er ist sechsundvierzig!«

Gourgaud sieht ein, daß sein Humor etwas fehl am Platze war.

»Begreifen Sie nun, Gourgaud, wie wunderbar das alles paßt? Sie werden sehen, Seine Majestät wird hier langsam und elend zugrunde gehen.«

»Diese Engländer...«, murmelt Gourgaud. »Sollten Sie wirklich so hinterhältige Mörder sein? Ich kann es einfach nicht glauben.«

»Aber wieso denn Mörder, lieber Gourgaud? Die Gentlemen in London sind lediglich Politiker.«

»Möglich, daß Sie recht haben, Montholon. Dann war der Kaiser, als er heute sagte, es gebe kein Schicksal, sondern nur Politik, der Wahrheit näher, als er selber ahnte.«

»Ja«, sagt Montholon, »es ging mir durch und durch, als ich ihn das sagen hörte «

»Was meinen Sie, ob der Kaiser weiß, wie es um die Lebenserwartung auf Sankt Helena bestellt ist?«

Von wem sollte er es wissen, denkt Montholon. Er weiß es ja selber gar nicht so genau.

»Ich glaube nicht, daß er es weiß«, antwortet er.

»Dann schlage ich vor, wir bewahren Stillschweigen darüber, um den Kaiser nicht zu beunruhigen.«

»Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Gourgaud.«

»Außerdem hoffen wir doch alle, daß die Verbannung des Kaisers wieder aufgehoben wird, sobald sich die Lage in Europa beruhigt hat. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß er sein Leben hier auf diesem schauerhaften Felsen beenden soll.«

Montholon pflichtet ihm bei. In Gedanken aber versucht er, sich genau das vorzustellen, das Ende des Kaisers auf dieser Insel. Wenn er nur wüßte, wie die Engländer mit ihnen verfahren werden. Am Ende trennt man sie gar vom Kaiser?

»Ich glaube, der Admiral kommt zurück«, sagt Gourgaud und zeigt hinüber zum Hafen. »Sehen Sie das Boot?«

Montholon sieht es. Und er sieht, daß der Admiral nicht allein zurückkehrt.

»Wahrscheinlich der Herr Gefängnisdirektor«, meint Gourgaud. »Kommen Sie, Montholon, vielleicht ist das heutige Diner für lange Zeit das letzte anständige Essen für uns.«

Wenig später, in der Offiziersmesse, lernen sie den Mann kennen, der Bonaparte als Gouverneur Oberst Wilks vorgestellt wird. Eine überraschend vornehme Erscheinung, Mitte Fünfzig, mit welligem, vollem grauem Haar, ein Mann, der ebenso Wissenschaftler wie Offizier ist. Und es dauert nicht lange, daß Bonaparte, hastig und sprunghaft wie immer, den Gouverneur auszufragen beginnt über die Insel und ihre Bewohner, die jener seit zwei Jahren unter seiner Regierung hat.

Die beiden Männer empfinden offensichtlich eine spontane Sympathie füreinander, auch wenn Wilks zu Anfang etwas peinlich berührt ist von den sonderbaren Tischgewohnheiten des Kaisers, der wieder mal unbekümmert mit den Fingern ißt, so, als bereite es ihm ein diebisches Vergnügen, andere damit zu schockieren, welche Freiheiten er, ein Mann von Größe und Genie, für den die Regeln und Gesetze gewöhnlicher Sterblicher nicht gelten, sich zubilligt.

3

Erst am übernächsten Tag, am Abend des 17. Oktober, erfolgt die Landung.

Admiral Cockburn, Kapitän Ross, Oberst Bingham vom 53. Regiment, Doktor O'Meara, der Schiffsarzt Doktor Warden, alle Offiziere und fast die gesamte Mannschaft der »Northumberland« haben sich an Deck eingefunden. Sogar die Kapelle des 53. Regiments hat Aufstellung genommen; doch das erwartete Zeichen, »Rule Britannia« oder »God Save The King« zu schmettern, bleibt aus.

Eine gewisse Ergriffenheit stellt sich unversehens ein. Trommeln, Pfeifen und Trompeten erscheinen auf einmal unpassend. Immerhin, fast drei Monate ist man zusammen gewesen mit dem Mann, der zwanzig Jahre lang, bewundert und gefürchtet, vergöttert und verflucht, den europäischen Kontinent in Atem gehalten hat. Fast drei Monate lang, Tag um Tag, hat man ihn gesehen, mit ihm geplaudert, mit ihm diniert und Karten gespielt. Und später einmal, zurückgekehrt nach England, wird man von ihm er-

zählen als einem Mann, der zwar ein wenig ungehobelt und leutselig ist, aber von einem unbestreitbar überragenden Geist und einem erstaunlich ungebrochenen Lebensmut.

Bonaparte, wie so oft die Hände auf dem Rücken, den Oberkörper leicht vorgebeugt, steht vor der kleinen Schar seiner Begleitung. Er weiß um die faszinierende Wirkung, die noch immer von seiner Person ausgeht, und er genießt sie, einen kurzen Augenblick lang, vielleicht zum letzten Mal. Dann geht er auf Kapitän Ross zu und läßt durch Oberst Bingham übersetzen, daß er ihm, dem Kapitän, sowie allen Offizieren und der Mannschaft seinen Dank ausspreche für die sichere Überfahrt und für die angenehme Gesellschaft, die ihm an Bord der »Northumberland« zuteil wurde. Dann reicht er Ross die Hand und sagt, zu dessen Verblüffung: »Good-bye, my captain.«

Er lächelt über seinen gelungenen Einfall. Dann macht er abrupt kehrt, geht zur Reling und begibt sich über das Fallreep hinab in das wartende Boot, gefolgt von Admiral Cockburn und Großmarschall Bertrand.

Als das Boot ablegt, liegt, wie vorgesehen, bereits die Dämmerung über der Bucht von Sankt James. Es dunkelt rasch in diesen Breiten. Wenn man drüben ist, auf dem kurzen Weg von der Anlegestelle bis zum Haus von Mister Porteous, wird wohl kaum jemand den Mann erkennen, dessen Bildnis wie kaum das eines anderen Menschen dieser Zeit überall bekannt ist in der Welt. Und doch ist der Admiral besorgt, die Nachricht von der Ankunft des großen Napoleon hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet und die Einwohner von Jamestown in erwartungsvolle Aufre-

gung versetzt. Unwillkürlich muß er wieder an das Gewimmel von Plymouth denken, wo man zum Schluß gezwungen war, Soldaten einzusetzen.

Cockburn ist die Nervosität anzusehen. Und doch ist es nicht nur Nervosität, es ist auch eine Art Verlegenheit. Die Verlegenheit eines Mannes, der sich am liebsten entschuldigen möchte, daß er seine Pflicht tun muß.

Zwischen den drei Männern im Boot herrscht zunächst Schweigen. Nur das Klatschen der Wellen, nur die Ruderschläge im Wasser und das schwere Atmen der vier Matrosen sind zu hören.

Bertrand wartet auf einen Blick des Kaisers, der ihn zum Sprechen auffordert. Doch Bonaparte blickt unverwandt hinüber zu der düsteren Festungsmauer des Hafens, die langsam näher kommt, zu den vielen Kanonen, die alle auf ihn gerichtet zu sein scheinen.

Nach der Hälfte der Wegstrecke bricht er endlich das Schweigen. »Wie hat man mich getäuscht«, sagt er, fast im Ton eines Selbstgesprächs, doch laut genug, daß der Admiral, ihm gegenüber, jedes Wort verstehen kann. »Freiwillig habe ich mich in die Hände Englands begeben. Ich kam im guten Glauben, Schutz und Loyalität zu finden. Ich wähnte mich am Herd des britischen Volkes, als ich am fünfzehnten Juli meinen Fuß auf die >Bellerophon< setzte, konnte es einen glänzenderen Beweis der Hochachtung geben, daß ich, der ich zwanzig Jahre lang das englische Volk bekriegte, in meinem Unglück kam, um unter seinen Gesetzen Zuflucht zu suchen?«

Der Admiral, sichtlich gequält, blickt starr aufs Meer hinaus, als verstünde er kein Wort Französisch.

Doch Bonaparte denkt nicht daran, ihn zu schonen.

»Der gute Fleury«, sagt er, »er hat mich gewarnt. Noch im Juni sagte er zu mir: Solange Sie leben, Majestät, oder Sie sich in Freiheit befinden, so lange wird England Ihren Ruhm und Ihr Genie fürchten. Ich hätte auf ihn hören sollen. Ich hätte nicht nach Rochefort gehen, ich hätte mich Alexander ausliefern sollen.«

»Dem Zaren?« Bertrand sieht ihn ungläubig an. »Dem Mann, Sire, der Ihnen seine Hauptstadt opfern mußte?«

»Es war Rostopschin, der Moskau in Brand steckte! Nicht ich.«

Die Antwort kommt einer Zurechtweisung gleich, und doch schwankt Bertrand einen Augenblick zwischen Erwidern und Entschuldigung. Aber neben ihm sitzt der Admiral, und dem möchte er weder das Vergnügen eines Streites zwischen sich und dem Kaiser verschaffen noch das Vergnügen, über seine, Bertrands, Selbstverleugnung lächeln zu können. Und so zieht er es vor, nichts darauf zu erwidern.

»Das beste wäre freilich gewesen«, fährt Bonaparte fort, »ich hätte mich nach Amerika begeben. Schon früher hatte ich einen solchen Plan gefaßt. In Amerika werde ich geliebt. Fast wie in Frankreich. Im Handumdrehen hätte ich vierzig Millionen flüssig gemacht. Ich hätte die Meinigen um mich geschart und ein neues französisches Vaterland geschaffen. Hunderttausende wären mir zugeströmt. Wir hätten ungeheure Gebiete besessen und in Freiheit leben können.«

Wieder versinkt er in Schweigen.

In Freiheit leben. Es ist ein zu quälender Gedanke. Und

hatte er sie nicht, die Freiheit? Auf Elba?

Ach, Elba. Wie lange ist das her? Nur ein halbes Jahr? Die Erinnerung daran ist schmerzlich.

Er herrschte, zwar nicht wie ein Kaiser, aber doch immerhin wie ein König; zwar ohne Familie, aber doch mit tausend seiner treuen Soldaten. Und was vollbrachte er nicht alles in den kaum zehn Monaten! Neuen Boden brachte er unter den Pflug. Neue Straßen baute er, ein Krankenhaus, ein Theater. Wieviel hätte er noch vollbringen können, wenn er geblieben wäre!

Und er wäre geblieben! Wenn es nicht so viele Gründe gegeben hätte, zurückzukehren.

Aus Wien kamen schlimme Gerüchte. Der Kongreß, munkelte man, wolle ihn an einen anderen Ort, fern von Europa, verbannen. Auch aus Frankreich kamen beunruhigende Nachrichten. Die Franzosen befanden sich in Zorn und Aufruhr gegen die verhaßten Bourbonen, die im Kielwasser des ausländischen Eroberers zurückgekehrt waren; das Volk lehnte sich auf gegen den anmaßenden Adel, der sich von neuem zu bereichern begann, und gegen den Klerus, der wieder einmal umgeschwenkt war. Die Menge rief nach ihm, dem Kaiser, allen voran seine immer noch treue Garde; und eine Partei konspirierender Republikaner, bereit, den König zu stürzen, schien nicht auf ihn warten zu wollen. Aus der Schweiz schließlich kamen Briefe von seinem Bruder Joseph, der ihn warnte vor möglichen Mördern, Chouans oder Preußen.

Er mußte zurückkehren. Nur in Frankreich, an der Spitze seiner Armee, war er sicher. Und nur er, der Mann von Tatkraft und Genie, war in der Lage, die aufgewühlte, zer-

rissene Nation wieder zu einen und ihr wieder die ihr gebührende Ehre zu verschaffen.

Alles war vorbereitet. Und alles gelang. Ney ging wieder zu ihm über. Der König und die Minister flohen. Ohne daß ein einziger Schuß gefallen war, kehrte er nach Paris zurück. Das Volk jubelte ihm zu. Großmütig verzieh er seinen Offizieren, die während seiner Abwesenheit zu den Bourbonen übergelaufen waren. Und im Handumdrehen verfügte er erneut über ein Heer von 500 000 Mann.

Warum mußte er Waterloo verlieren? Alles hing nur an einem seidenen Faden.

Und warum mußte er nach Rochefort an die Atlantikküste gehen? Hatte er wirklich geglaubt, man würde ihn nach Amerika entkommen lassen?

Er begab sich an Bord der »Bellerophon«. Er schrieb an den Prinzregenten und an Admiral Keith. Er wollte in London empfangen werden. Dort wären die Aussichten günstig gewesen. Das Volk war für ihn. Im Triumph hätte man ihn umhergetragen. Aber es wurde ihm verwehrt.

Er hatte wenig Gnade erwartet. Aber Sankt Helena? Ein Eiland auf der anderen Seite des Globus?

Ein schwarzer Felsen. Ein Auswurf des Meeres. Ein erloschener Vulkan! War das als Sinnbild gedacht? Dafür, daß hier sein Leben verlöschen wird? Daß sein Name einmal so winzig sein wird im Buch der Weltgeschichte wie dieses Sankt Helena inmitten des riesigen Ozeans?

Als die Ruderschläge langsamer werden und die Anlegestelle im Schatten der hohen, kanonenbestückten Hafenumauer schon nahe ist, sagt er zu Bertrand:

»Ach, wenn es nur um meine Person ginge, lieber Bert-

rand... Aber es geht um die Schmach, die man Frankreich angetan hat. Es ist ein zu großes Unrecht. Doch ich bin sicher, die Geschichte wird einmal ihr Urteil sprechen.« Und nach einer kurzen Pause, dem Großmarschall plötzlich in die Augen blickend, fügt er hinzu: »Einen Trost, lieber Bertrand, werde ich hier wenigstens haben. Daß Sie bei mir sind.«

Zu überraschend kommt diese Offenbarung, zu beglückend ist der Moment für Bertrand, als daß er in der Lage wäre, für seine Empfindungen gleich die richtigen Worte zu finden. Und dennoch versucht er es, aber Bonaparte, dem übermäßige Gefühlsäußerungen von jeher unangenehm sind, wehrt sogleich ab. »Ich weiß, Bertrand«, sagt er. »Sie müssen nichts sagen... Zwischen uns beiden sind Worte doch nicht mehr nötig...«

Kurz darauf stößt das Boot gegen die Holzpfähle der vorgezogenen Anlegemauer. Admiral Cockburn steigt als erster aus. Dann Bonaparte. Als letzter Bertrand. Entlang der hohen Festungswand geht es eine breite steinerne Treppe hinauf.

Es ist dunkel geworden, aber man kann doch noch etliche Meter weit sehen. Und schon auf den letzten Stufen, noch ehe sie die Plattform der Hafenanlage ganz erreicht haben, sehen sie, und Cockburn ist sichtlich erschrocken, eine große schattenhafte Menschenmenge, die auf sie wartet. Die auf Napoleon wartet. Den berühmten Kaiser der Franzosen.

Cockburn zögert einen Moment, als wollte er wieder umkehren. Aber die Menge verhält sich ruhig. Kein Schmäheruf, kein Ausruf der Bewunderung ertönt, nur ein allge-

meines Murmeln und Raunen ist zu vernehmen, fast so, als zweifelten die Leute, ob sie nicht doch einer Falschmeldung aufgesessen seien. Cockburn beginnt aufzuatmen. Die doppelte Kette bewaffneter Soldaten braucht nicht einzugreifen, um die Menge zurückzudrängen.

Ein Offizier macht dem Admiral Meldung. Leise und kurz, ohne jeden Hinweis auf die Person des hohen Gefangenen. Dann begibt man sich auf den Weg. Durch eine lange Gasse von Säbeln und Gewehren, bis hin zum nahe gelegenen Haus von Mister Porteous.

Wenig später kommt eine Schaluppe an mit dem Grafen Las Cases und seinem Sohn, mit General Montholon, mit General Gourgaud, mit den Damen Bertrand und Montholon und ihren Kindern. Als auch sie die Insel betreten, befindet sich Bonaparte bereits in seinem Quartier, einem eiligst hergerichteten kleinen Holzhaus. Auf seine Begleitung aber wartet eine Herberge, eine Art hotel garni, wenig luxuriös, aber doch ganz in der Nähe des Kaisers.

4

Lange noch schwingt der Satz in Bertrand nach. Den ganzen Abend. Die halbe Nacht. Am nächsten Morgen noch. »Einen Trost werde ich hier wenigstens haben. Daß Sie bei mir sind.« Es ist ein Wort, das schwerer wiegt als alle Orden, die er aus der Hand des Kaisers erhalten hat. So kostbar, daß er zu niemandem davon spricht, nicht einmal zu Fanny, seiner Frau.

Dem größten Mann der Epoche, ja der Geschichte zu dienen, daran hat Bertrand in all den bewegten Jahren niemals gezweifelt, aber daß er diesem Mann so viel be-

deutet, erfüllt ihn mit unendlichem Stolz. Diesem Mann, der wie keiner vor ihm Schlachten geschlagen hat auf eine völlig neue Weise, der seine Soldaten befähigt und beflügelt hat mit seinen Worten und seinem persönlichen Einsatz, der das Verdienst zum Prinzip des Aufstiegs machte, der auf dem Schlachtfeld wie im Staatsrat mit untrüglichen Scharfblick das Notwendige erkannte und mit unbezwingbarem Willen durchsetzte, der der Degen der Revolution war gegen die Royalisten, der mehrmals die feindliche Koalition zerschlug, der die verfeindeten Lager der zerrissenen Nation miteinander auszusöhnen verstand, der den Fortschritt befestigt und das altfeudale Europa erschüttert hat, mehr als die Revolution, diesem Mann gilt seine ganze Hingabe und Verehrung.

In Italien war es, in jenem glanzvollen Krieg noch im Namen der Republik, daß sie zum ersten Mal einander begegnet sind. In Ägypten dann machte Bonaparte ihn zum Brigadegeneral und Chef der Pioniertruppen. Im Jahre 1801, wieder heimgekehrt nach Frankreich, wurde er Generalinspekteur der Festungen, vier Jahre später Adjutant des Kaisers. Fortan, nur mit kurzzeitigen Unterbrechungen, war er immer an dessen Seite, in Austerlitz, in Jena, in Friedland, bei der Belagerung Spandaus und Danzigs, in Spanien und Österreich. Danach war er Generalgouverneur der illyrischen Provinzen. Im Jahre 1812 folgte der Feldzug nach Rußland. Der Kaiser ernannte ihn zum Grafen und später zum Grand marechal du Palais.

Als er dem Kaiser nach Elba folgte und sein Erster Minister wurde, war sein Name berühmt in ganz Europa, ein Inbegriff für Treue und Ergebenheit. Als Waterloo verlo-

ren war und abermals einer nach dem anderen vom Kaiser abfiel, gab es für ihn keine Sekunde des Bedenkens; er war bereit, Napoleon zu folgen, wohin auch immer, nach Amerika, nach England. Auch nach Sankt Helena.

Nur Fanny war dagegen. Sie warf sich dem Kaiser zu Füßen, er möge auf die Begleitung ihres Mannes verzichten. Als Britin von Geburt schrieb sie an die Minister in London, sie mögen ihrem Gemahl die Fahrt nach Sankt Helena verwehren. Es gab bitteren Streit. Sie drohte mit Trennung. Sie drohte, sich umzubringen. Und in Plymouth, noch an Bord der »Bellerophon«, versuchte sie sich tatsächlich ins Meer zu stürzen. Welch ein Aufsehen! Doch nichts konnte ihn umstimmen. Und Fanny gab schließlich nach. Ein Jahr, versprach sie, als Dankespflicht an den Kaiser, wohl in Erinnerung der Diamanten, der Aussteuer, der Aktien, des schönen, vollständig eingerichteten Hauses und der 300000 Francs in bar, die er ihnen zur Hochzeit geschenkt hatte. Und trotzdem nennt sie den Kaiser nach wie vor ein Ungeheuer, dem sie nicht ihre Jugend, ihre Schönheit zu opfern gedenkt. Ein Jahr, sie wiederholt es bei jeder passenden Gelegenheit, bei jeder auftretenden Unbequemlichkeit, ein Jahr, dann werde sie zurückkehren nach England, schon wegen der Kinder. Und Bertrand weiß, es ist ihr ernst damit. Aber er hofft.

Er hofft, er werde sie umstimmen können, wenn das Jahr verstrichen sein wird. Und ein Jahr ist lang. Was kann nicht alles geschehen in dreihundertfünfundsechzig Tagen. Vielleicht wird der Kaiser begnadigt. Vielleicht gelingt ihm die Flucht. Die Welt ist voller Bonapartisten.

Doch dann?

Bertrand vermag es sich nicht vorzustellen. Ein dritter Einzug in die Tuilerien? Zum dritten Mal ein Napoleonisches Kaiserreich? »Einen Trost werde ich hier wenigstens haben...« Ein Trost für wie lange? Hat es nicht geklungen wie »bis ans Ende meiner Tage«?

Bertrand versucht, all die Fragen zu verdrängen. Die Zeit allein kann und wird die Antworten geben, so oder so. Und wie sie auch ausfallen mögen, er wird sie akzeptieren. Seine Pflicht heißt Treue. Für ihn wird es nur eines geben, die Erfüllung einer Erwartung, die Erfüllung seiner Pflicht, dazusein, wann immer der Kaiser ihn braucht auf dieser schrecklichen, weltverlorenen Insel, die sein Schicksal zu sein scheint.

Eine Weltverlorenheit, in der sich der Kaiser, nach seinen eigenen Worten, selbst übertreffen, indem er sich selbst vollenden wird. Welch ein erstaunlicher Gedanke: die Verbannung als Chance zur letzten, zur wahren Größe! – Und welch ein Glück, es miterleben zu dürfen als engster Vertrauter! Fast als ein Freund. »Einen Trost werde ich hier wenigstens haben. Daß Sie bei mir sind.« Bertrand kann sich die Worte nicht oft genug wiederholen, die ihm fortan Halt und Hoffnung sein werden.

Zweites Kapitel

Der erste Morgen auf Sankt Helena. Die Verbannten sind voll gespannter Erwartung. Was wird nun geschehen? Wohin wird man sie bringen? Wie wird man sie jetzt, erstmals auf festem britischem Boden, behandeln?

Jamestown, in der frühen Morgensonne, erweist sich zu ihrer Überraschung als ein sauberes, geradezu freundliches Städtchen. Lang und schmal zieht es sich zwischen den gewaltigen, steil aufragenden Felswänden weit in das Tal hinein. Entlang der einzigen, leicht ansteigenden, mit Kieselsteinen beschotterten Straße reihen sich überwiegend zweistöckige, meist weißgetünchte Häuser aus Holz und Lehm, einige mit einem von Säulen getragenen Portal, die meisten jedoch in schmucklosem Kolonialstil. Man sieht kleine Läden, verschiedene Gastwirtschaften, eine ziemlich ärmlich wirkende Kirche, in der Nähe des Hafens mehrere große Speicher und hier und da ein paar herausragend stattliche Steingebäude, die dem Militär, der Ostindischen Gesellschaft oder dem Gouverneur unterstehen. Zwischen den Häusern gibt es fast überall Schatten spendende Palmen, Zedern, Kiefern, Eukalypten. Und von den Bergen führen vielfach verzweigte Wasserläufe herunter in die Stadt bis hin zum Hafen.

Das Leben auf der Straße ist zu dieser morgendlichen Stunde nicht sonderlich bewegt. Für die achthundert Jamestowner, so scheint es, ist es ein Montag wie jeder andere, als wüßte niemand, wer sich seit dem Abend in ihrer Stadt befindet. Nur die vereinzelt Wachposten rund um das Haus von Mister Porteous und die neugierigen Blicke einiger gelegentlicher Passanten deuten auf eine gewisse Veränderung hin.

Von dem hohen Gefangenen ist nichts zu sehen. Aber um das kleine Haus eingangs der Stadt herrscht bald ein aufgeregtes Treiben.

Im Innern des Hauses glaubt man sich in einer überfüllten Poststation. Fast die gesamte fünfzehnköpfige Dienerschaft Bonapartes, die die Nacht auf dem Fußboden schlafend zugebracht hat, quirlt durcheinander, inmitten von Wäschekörben, Kisten und Möbelstücken.

Schon um sieben Uhr, nach dem Morgenkaffee, haben sich Bertrand, Gourgaud, Montholon und Las Cases beim Kaiser eingefunden.

Bonaparte, der zwei Zimmer im Parterre bezogen hat, läuft polternd mit schwerem Stiefel schritt hin und her, sich laut beklagend über die elende Behausung; nicht eines seiner Feldlager in all seinen Kriegszügen habe ihm eine derart deprimierende Unbequemlichkeit bereitet.

»Nicht einmal Vorhänge sind an den Fenstern! Alle Welt kann hereinglotzen, als wäre ich ein seltenes Tier, das man zur allgemeinen Besichtigung ausstellt!«

Mister Porteous, von Beruf Botaniker und tätig in der Ostindischen Handelsgesellschaft, ringt verzweifelt die Hände. Immer wieder versichert er, daß es sich nur um ein Provisorium handle; wenn der Gouverneur und der Admiral kämen, werde sich General Buonaparte davon überzeugen können.

General Buonaparte? Die zwei Worte sind wie der Funke am Pulverfaß. Mister Porteous wird kurzerhand hinausgeworfen, aus seinem eigenen Haus.

Und Bonaparte donnert weiter.

»Ich hätte nicht nach Ägypten ziehen, ich hätte England

erobern sollen vor sechzehn Jahren!«

General Buonaparte! Seit Plymouth versucht man, ihn mit dieser Degradierung zu demütigen, als wären die letzten zwanzig Jahre europäischer Geschichte nicht gewesen.

»Glauben Sie nun endlich, was ich Ihnen von den Engländern immer sagte? Die Leute haben kein Gefühl für Edelsinn. Wie Paoli einmal sagte, es sind nur mercanti! Elende Krämerseelen!«

Las Cases und die Offiziere erinnern sich. Von Paoli, dem korsischen Freiheitshelden, spricht der Kaiser in letzter Zeit öfter; unbeschadet der Tatsache, daß Paoli seinen Unabhängigkeitskampf eigentlich gegen Frankreich führte.

Viertel nach acht endlich erscheinen der Admiral und Oberst Bingham.

Sie übermitteln die Willkommensgrüße des Gouverneurs, der aus gesundheitlichen Gründen General Buonaparte und die Herren seiner Begleitung leider bitten müsse, ihn zu entschuldigen.

Die Entschuldigung wird schweigend entgegen genommen. Das Interesse der Franzosen gilt vielmehr den Waffen in den Händen der beiden englischen Adjutanten. Es sind ihre Waffen, die man ihnen vor drei Monaten vor Englands Küste abgenommen hat.

Cockburn lächelt.

»Ja, meine Herren, wie Sie sehen, vertraut Ihnen die englische Nation. Auch wenn Sie Kriegsgefangene sind, so wissen wir doch um die Ehre, die einem Offizier gebührt.«

Bingham händigt jedem Degen und Säbel aus, als erstem Bonaparte, der beides grimmig und ohne ein Wort der

Erwiderung entgegennimmt.

»Im übrigen«, fährt Cockburn fort, »haben Sie ab sofort völlige Bewegungsfreiheit. Sie können sich also die Stadt ansehen oder das Sankt-James-Tal. Allerdings leider nur zu Fuß. Über irgendwelche Wagen oder Karossen verfügen wir hier bedauerlicherweise nicht. Vielleicht später einmal.« Doch um keine falschen Hoffnungen aufkommen zu lassen, fügt Cockburn, aber fast entschuldigend, hinzu: »Eines wird sich freilich nicht vermeiden lassen, daß Sie hier und da unseren Männern begegnen werden. Besonders am Hafen. Aber ich glaube, dafür werden Sie Verständnis aufbringen.«

Sowohl Las Cases als auch Gourgaud, Montholon und Bertrand können ihre Überraschtheit nicht ganz verhehlen: Man respektiert tatsächlich ihren Rang, und sie werden fortan nicht mehr unter unmittelbarer Bewachung stehen?

Bonaparte jedoch kocht vor Wut. Warum legt man ihn nicht in Ketten? Das wäre wenigstens ehrlich. Was soll dieses Theater mit den Waffen? Und das Geschwätz von der Ehre! Die Ehre eines Feldherrn besteht allein darin, von seinen Soldaten geliebt zu werden. Und wann endlich hört man auf, ihn mit seinen Offizieren auf eine Stufe zu stellen? Will man ihn bis an sein Lebensende demütigen und wie einen gewöhnlichen General behandeln? Hat man nicht wenigstens ein Pferd für ihn?

Doch der Vorrat an Überraschungen, den Cockburn bereithält, ist bei weitem noch nicht erschöpft. Vor dem Haus, erklärt er, als könne er Gedanken lesen, stünden zwei Pferde bereit, eins für General Buonaparte und eins für einen Herrn seiner Begleitung. Wenn man einverstan-

den sei, dann schlage er einen kleinen Ausritt vor, um die Insel und den ins Auge gefaßten Aufenthaltsort ihrer.... nun ja, ihrer Verbannung zu besichtigen.

Bonaparte setzt eine verächtliche Miene auf. Nun kommt also die Pointe der Farce. Die Rache des Siegers. Der Gefangene darf seinen Kerker besichtigen.

Las Gases, Gourgaud, Montholon und Bertrand sind gespannt, wem von ihnen die Ehre zuteil wird, den Kaiser begleiten zu dürfen.

Bonapartes Wahl fällt ohne Zögern auf Bertrand.

Dann bricht man auf, unter Führung eines ortskundigen Sergeanten, dem Bonaparte, sogleich vertraulich, die Hand gibt und den er nach seinem Namen befragt.

»Sergeant Thomas, Majestät«, kommt prompt die Antwort, und der Mann strahlt vor Stolz übers ganze Gesicht; bis er den mißbilligenden Blick des Admirals bemerkt und er sich seines Ausrutschers bewußt wird.

Bonaparte lacht vergnügt.

»Da sehen Sie es, Bertrand, von den Soldaten werde ich überall in der Welt geliebt.«

Die kleine Genugtuung ist jedoch nicht von langer Dauer.

Auf der Straße von Jamestown, die sich inzwischen merklich belebt hat, bleiben die Leute, die die fünf Männer im leichten Trab stadtauswärts reiten sehen, stehen. Sie zeigen auf den Mann mit dem unverwechselbaren schwarzen Zweispitz und tuscheln untereinander.

Bonaparte auf dem glänzenden Rappen blickt starr geradeaus, diese neugierigen Gaffer! Konnte man ihm das nicht ersparen?

Aber dem Herrn Admiral ist es natürlich ein Vergnügen,

ihn der Menge vorzuführen, den geschlagenen, gefangenen Napoleon, der sich in sein letztes Quartier begibt.

Admiral Cockburn ist alles andere als vergnügt; er ist froh, als die Stadt endlich hinter ihnen liegt, ohne daß es größeres Aufsehen gegeben hat. Jetzt, auf der steil ansteigenden einsamen Straße, ist mit einem Zwischenfall nicht mehr zu rechnen, und er wird nun gesprächig. Er beginnt, neben Bonaparte reitend, allerlei Auskünfte zu erteilen über die Insel, ihre Geschichte, über Vegetation und Klima. Bonaparte müsse zugeben, aus der Nähe betrachtet, sei Sankt Helena alles andere als ein öder Felsen. Früher einmal, vor dreihundert Jahren, als die Insel von den Portugiesen entdeckt wurde, da sei das hier in der Tat nur ein trostloses Gebirge gewesen, völlig unbesiedelt, nicht einmal Vierfüßler habe es gegeben, lediglich einige Seevogelarten. Seitdem aber England vor hundertfünfzig Jahren die Insel in Besitz genommen habe, sei, wie man wohl unschwer erkennen könne, eine bemerkenswerte Entwicklung vonstatten gegangen. Es gebe hier jetzt Bäume und Sträucher aus allen fünf Kontinenten. Eichen, Kastanien, Bambus, Zypressen, Bananen-, Apfel- und Orangenbäume. Die Apfelbäume trügen sogar zweimal im Jahr. Der Grund dafür sei das außerordentlich milde Klima. Ein sehr gesundes Klima. Tropenkrankheiten wie Blattern und Fieber kenne man hier nicht. Man werde alt auf Sankt Helena, versichert Cockburn. Zwar gebe es manchmal heftige Regenfälle, auch Nebeltage, aber anders als zum Beispiel in Afrika halte dieses Wetter immer nur ein oder zwei Tage lang an, dann sei es wieder sonnig und schön, besonders jetzt im Frühling.

Die ganze Zeit über schweigend hört Bonaparte dem Admiral zu. Das meiste hat er schon mal gehört, von Gouverneur Wilks. Und unentwegt späht er aus, wohin der Weg sie wohl führen mag. Zu der Festung offensichtlich nicht, denn sie entfernen sich immer weiter von dem Berg mit den drei mächtigen Bastionen. Auch geht es nicht zu dem Turm auf der entlegenen Felsspitze. Der Weg scheint ins Innere der Insel zu führen, jedenfalls steigt er immer noch kräftig an, und der Gang der Pferde wird schwerer.

Rechts von ihnen, tief unten auf einem kleinen Hügel, liegt ein ansehnliches Landhaus, umgeben von Bäumen und terrassenförmigen Gärten, wozu auch ein inmitten weißer Rosenhecken gelegener kleiner Pavillon gehört.

Admiral Cockburn lächelt.

»Das ist The Briars«, sagt er. »Das Landhaus der Balcombes.« Die meisten der englischen Familien besäßen irgendwo auf der Insel eine solche Sommeridylle. Und dann zeigt er hinüber zu dem dahinterliegenden Felsmassiv; das sei Diana Peak, die höchste Erhebung auf Sankt Helena, und die Bergspitze daneben sei Mount Hall, beide fast dreitausend Fuß hoch. Unweit davon, im benachbarten Tal, befinde sich Plantation House, die Sommerresidenz des Gouverneurs.

An dieser Stelle unterbricht ihn Bonaparte erstmals. Er würde gern wissen, welcherart eigentlich die Erkrankung des Gouverneurs sei.

Der Admiral ist keinen Augenblick verlegen.

»Der Oberst leidet bedauerlicherweise schon seit längerem an der Gicht.«

»Interessant«, meint Bonaparte, als bestätige sich sein

Verdacht. »Das kommt vermutlich von dem außerordentlich gesunden Klima auf Sankt Helena.«

»Keineswegs«, erwidert Cockburn, unverändert gelassen, »Oberst Wilks hat sein Leiden schon aus Indien mitgebracht.«

Der Fehlschlag läßt Bonaparte noch bissiger werden.

»Wie tröstlich für mich«, sagt er. »Da kann ich wohl von Glück reden, daß man mich nicht nach Indien verbannt hat.«

Daraufhin herrscht für eine Weile Schweigen, sowohl zwischen Cockburn und Bonaparte als auch zwischen den hinter ihnen reitenden Bingham und Bertrand.

Inzwischen hat man das Sankt-James-Tal mit seinen schroffen Felswänden verlassen. Über ein kleines Plateau beschreibt der Weg nun einen weiten Linksbogen. Von der Stadt und dem Meer ist nichts mehr zu sehen. Wenig später erreicht man eine fast kreisrunde Talschlucht, und der voranreitende Sergeant Thomas erklärt, mit einem gewissen Schmunzeln an Bonaparte gewandt, die Schlucht werde von den Bewohnern der Insel scherzhaft die »Teufelspunschbowle« genannt.

Bonapartes Miene hellt sich zu einem kurzen Lächeln auf.

»Welch ein anheimelnder Name, Sergeant!« meint er. »Den englischen Humor habe ich schon immer besonders zu schätzen gewußt. Und daß der Teufel auf dieser Insel zu Hause ist, das glaube ich dir aufs Wort.«

Der Sergeant lacht, und er ist stolz, der große Napoleon hat mit ihm gescherzt wie mit einem seiner eigenen Soldaten; wenn er seinen Kameraden davon erzählen wird, wer-

den sie ihn alle darum beneiden.

Der Weg, der nun wieder kräftig bergan geht, wird immer schmaler, so daß man schließlich hintereinander reiten muß. Zur Rechten hat man einen steilen Berghang und zur Linken einen Abgrund, bis man um den Berg herum ist. Dann liegt plötzlich eine weite Hochebene vor ihnen, von wo aus ihnen ein frischer Seewind entgegenschlägt.

Etwa zweihundert Meter entfernt aber liegt ein ausge dehntes Anwesen, bestehend aus zwei doppelgeschossigen Hauptgebäuden mit jeweils einem eingeschossigen Seitenflügel, an dessen rechter Seite sich verschiedene Wirtschaftsgebäude und Stallungen anschließen.

Admiral Cockburn läßt anhalten und einen Augenblick verstreichen, gespannt, ob ihm seine Überraschung gelungen sei. Doch Bonaparte hüllt sich in Schweigen.

»Wie gefällt es Ihnen?« fragt Cockburn schließlich.

»Was soll das sein?« kommt mürrisch die Gegenfrage.

»Das ist Longwood House!«

»Was ist Longwood House?«

Cockburn lächelt.

»Longwood House, General, ist Ihr künftiges Domizil. Im Moment ist es noch der Sitz des Vizegouverneurs Oberst Skelton. Aber der Oberst hat sich bereit erklärt, seine Residenz zu räumen. Er wird fürs erste mit seiner Wohnung in Jamestown vorliebnehmen. Vorausgesetzt natürlich, daß Sie mit Longwood House einverstanden sind, General.«

Einverstanden? Großmarschall Bertrand glaubt seinen Ohren nicht zu trauen. Man fragt den Kaiser tatsächlich, ob er einverstanden sei?

Bonaparte jedoch, jede Gefühlsregung verbergend, sagt, er wolle Longwood House erst einmal besichtigen.

»Selbstverständlich«, meint Cockburn. »Oberst Skelton und seine Frau erwarten uns bereits.«

Bertrand ist einigermaßen irritiert. Gedenkt der Kaiser etwa abzulehnen? Ein solches Angebot! Etwas Besseres wird sich auf der Insel doch schwerlich finden lassen. Oder glaubt er wirklich, man werde ihm andernfalls ein Schloß anbieten?

Im leichten Trab über den harten metallgrauen Basaltboden nähert man sich nun, einen Halbkreis beschreibend, dem Haupttor des Anwesens.

Während des kurzen Ritts weist der Admiral in die entgegengesetzte Richtung, über die kahle Ebene hin zu den Spitzen der Felsklippen. Von dort, erklärt er, vom Steilufer aus, habe man einen herrlichen Blick auf das Meer, besonders am Abend, wenn die Sonne untergehe, und auf der anderen Seite, er zeigt nach rechts, in dem kleinen Akazienwäldchen, könne man, besonders in den heißen Mittags- und Nachmittagsstunden, in angenehmer Kühle spazierengehen.

Bonaparte nimmt die Erklärungen, noch immer kommentarlos, zur Kenntnis.

Dann passiert man das offene Haupttor. Und Bertrand ist erstaunt über die gepflegten Rasenflächen und die großangelegten Beete links und rechts des leicht geschwungenen Weges. Der Vizegouverneur scheint eine gutfunktionierende Garten- und Landwirtschaft zu betreiben. Es muß ihm wohl schwerfallen, sich nun davon zu trennen. Und Bertrand wünschte, der Kaiser möge endlich ein lobendes

Wort finden für seinen künftigen »Besitz«. Bonaparte aber reitet, immer noch schweigend, an allem vorbei, als zöge er in eine Schlacht.

Als man den Vorderhof zwischen den beiden Hauptgebäuden erreicht, stehen Oberst Skelton und seine Frau bereits in der Tür. Ihre Begrüßung des Besiegten von Waterloo fällt überaus respektvoll aus. Und Mistreß Skelton unterläuft, möglicherweise sogar absichtlich, der gleiche Ausrutscher wie Sergeant Thomas, als sie »Seine Majestät« zum Frühstück einlädt.

Bonaparte taut mit einemmal auf. Er wird leutselig und gegenüber der Dame des Hauses geradezu galant. Bertrand fällt ein Stein vom Herzen, der Kaiser ist wieder, wie es seiner würdig ist, ganz Staatsmann und Kavalier, geistreich und witzig, und mit einem Schlag gewinnt er, wie so oft, alle Sympathien für sich.

Nach dem Essen läßt er sich herumführen. Und für Bertrand besteht nun kein Zweifel mehr, der Kaiser hat sich entschieden, sein Blick und sein Schritt verraten bereits den künftigen Hausherrn.

Oberst Skelton gibt ausführliche Erläuterungen. Alles in allem würden General Buonaparte und seiner Begleitung vierundvierzig Räume zur Verfügung stehen, selbstverständlich auch die Stallungen und Wirtschaftsgebäude. Leider befände sich nicht alles in bestem Zustand. Skelton verweist auf die bedauerliche Nachlässigkeit seines Vorgängers, aber mit Admiral Cockburn und Gouverneur Wilks sei bereits alles abgesprochen worden, man werde umgehend mit dem Renovieren beginnen, in etwa zwei Monaten werde General Buonaparte mit seiner gesamten

Begleitung in Longwood House einziehen können.

Für die Übergangszeit, erklärt der Admiral, schlage man das Landhaus von Mister Balcombe vor, General Bonaparte erinnere sich, man habe es vorhin rechter Hand am Ausgang des Sankt-James-Tals liegen sehen. Mister Balcombe sei ein angesehener Handelskaufmann der Ostindischen Gesellschaft, der es sich zur Ehre anrechnen würde, wenn der große General Bonaparte in seinem Haus Quartier nehmen würde. Am besten, man würde gleich auf dem Rückweg der Familie Balcombe einen Besuch abstatten und die dortigen Räumlichkeiten in Augenschein nehmen.

Ein Vorschlag, der wie ein Beschluß klingt. Bonaparte schweigt einen Moment. Und Bertrand ist sofort von neuem besorgt, denn er weiß, nichts verstimmt den Kaiser mehr, als wenn man Entscheidungen über seinen Kopf hinweg trifft. – Doch die Besorgnis des Großmarschalls ist diesmal umsonst. Bonaparte begreift, dass für derartige Verstimmungen jetzt nicht der Moment ist; er sieht, im Bruchteil einer Sekunde, den unschätzbaren Vorteil, den man ihm einzuräumen bereit ist: die Einzellogis statt des Massenquartiers in der Stadt, was so ziemlich gleichbedeutend ist mit der Anerkennung eines Sonderstatus für seine Person. Er weiß, in dem gedrängten Zusammenleben in Jamestown ginge er unter, die Absonderung aber erhebt ihn wieder zu dem, was er, nach der erklärten Absicht der Sieger, doch eigentlich nicht sein soll.

»Also dann«, sagt er, gerade so, als folge man einem Vorschlag von ihm, »reiten wir zu den Balcombes!«

Man begibt sich wieder in den Hof zu den Pferden. Und nach ein paar abschließenden Höflichkeiten und dem ge-

gegenseitigen Wunsch, man möge sich auf Longwood House bald wiedersehen, sitzen die fünf Männer auf und sprengen, Bonaparte an der Spitze, davon.

2

Als in der Herberge von Jamestown die Nachricht eintrifft, der Kaiser werde nicht wieder in die Stadt zurückkehren, löst das im Lager seines Gefolges einige Verwirrung aus.

Montholon gebärdet sich von allen am leidenschaftlichsten.

»Das ist eine Verschwörung!« ruft er aus. »Man will uns vom Kaiser trennen!«

Seine Erregtheit ist nicht einmal gespielt, nur das Motiv seiner Besorgnis wird von niemandem auch nur im entferntesten erahnt.

Auch gegenüber seiner Frau läßt er nicht das geringste von seinen Gedanken durchblicken. Als er zu ihr ins Zimmer tritt, kommt sie gerade aus dem angrenzenden Schlafzimmer. Montholon gibt sich eher gekränkt als beunruhigt, als er ihr mitteilt, daß Bertrand allein von dem Ausritt mit Cockburn und Bingham zurückgekehrt sei, daß sich der Kaiser in einem Landhaus, irgendwo in den Bergen, bei einer Familie Balcombe befinde. Der Ort nenne sich The Briars oder so ähnlich, was soviel wie Heckenrosen oder Dornbusch bedeute; jedenfalls habe es Seiner Majestät dort so gut gefallen, daß er sich auf der Stelle einquartiert habe.

»Und wir?« unterbricht ihn seine Frau.

Montholon vollführt eine Geste der Hilflosigkeit.

»Wir bleiben hier.«

»In diesem Rattenloch?« Madame de Montholon ist empört über eine solche Zumutung. »Ist das eine Anordnung des Admirals oder der Wunsch des Kaisers?«

»Ich weiß es nicht«, sagt Montholon.

»Hast du Bertrand nicht danach gefragt?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich war einfach wie gelähmt.«

»Herr Gott, immer bist du wie gelähmt!«

Madame de Montholon fragt sich einmal mehr, ob sie mit einem Trottel verheiratet ist.

»Du kennst doch Bertrand«, meint Montholon ausweichend. »Der ist immer kurz angebunden. Immer die Wichtigkeit in Person.«

»Ich begreife das alles nicht«, sagt Madame de Montholon, »weshalb läßt man ihn einen Haufen Dienerschaft mitnehmen, wenn er jetzt bei einer Familie Balcombe logiert? – Nimmt er denn überhaupt niemanden mit?«

»Marchand natürlich«, antwortet Montholon. »Und Saint-Denis.«

»Weiter keinen?«

Montholon zögert einen Moment; eben das ist der Punkt, der ihn so sehr beunruhigt.

»Also Bertrand?« fragt seine Frau ungehalten.

Montholon lächelt spöttisch.

»Das würde die schöne Fanny sicher nicht zulassen.«

»Also den Grafen?«

»Ja. Bertrand sagte, es wäre nur deshalb, weil dort nicht

mehr Platz sei als für zwei bis drei Personen. Es handelt sich wohl nur um eine Art Gartenhaus oder Pavillon.«

»Ein Pavillon? Wie romantisch!«

Madame de Montholon lächelt plötzlich. Ihr kommt auf einmal eine ganz amüsante Vorstellung.

»Wird man den Kaiser dort wenigstens hin und wieder besuchen dürfen?«

Sofort wirft ihr Montholon einen argwöhnischen Blick zu. Ihm fallen wieder die ziemlich unverhüllten Turteleien auf der »Northumberland« ein, womit sie ihn mehr als einmal dem allgemeinen Gespött preisgegeben hat.

»Mein armer Charles«, sagt Albine de Montholon lächelnd, »die Liebe zum Kaiser fordert von uns allen nun mal gewisse Opfer.«

Montholon schweigt finster. Wenn er nur wüßte, ob sie ihn wirklich betrügt oder ob sie nur seine Eifersucht reizen will.

»Du bist mir doch nicht etwa böse?« sagt sie. »Du selbst hast doch gesagt, ich soll ein bißchen nett sein zum Kaiser.«

Diese boshafte Ironie, denkt Montholon.

»Aber weshalb sollte ich dir böse sein?« erwidert er. »Wir bemühen uns doch alle, dem Kaiser das schwere Los der Verbannung soweit als möglich zu erleichtern.«

Albine de Montholon lächelt; sie glaubt ihm kein Wort.

»Einer Frau«, fährt Montholon fort, »fällt es natürlich schwer, sich vorzustellen, daß ihr Mann nicht nur sie, sondern auch seinen Kaiser liebt.«

»Ja«, sagt sie, »das ist wahr.«

Montholon stutzt auf einmal.

»Wie meinst du das?« fragt er unsicher.

»Daß ich aus dir manchmal nicht ganz schlau werde, Montholon.«

Er lacht. – Aber er ist auf der Hut. Immer wenn sie ihn Montholon nennt, ist das ein Alarmzeichen für ihn.

»Ich verstehe dich nicht«, sagt er. »Worauf willst du hinaus?«

»Ich meine deine Liebe zum Kaiser. Ich finde es erstaunlich, wie du dich deswegen zu beherrschen verstehst. Ich frage mich manchmal: Warum das alles? Ist er das überhaupt wert?«

Montholon wird plötzlich ganz heiß.

»Ob der Kaiser das wert ist? Das kann ja wohl nicht dein Ernst sein!«

»Warum nicht?« fragt Albine de Montholon. »Wir geben alles auf, was uns lieb und teuer ist. Wir folgen ihm bis ans Ende der Welt. Wir sind sogar bereit, in diesem Rattenloch zu hausen – und er? Keine vierundzwanzig Stunden ist er hier, und schon siedelt er um in ein idyllisches Landhaus, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, was aus uns wird.«

Montholon atmet erleichtert auf.

»Aber Albine«, meint er besänftigend, »so schlimm ist es hier doch gar nicht.«

»Und die Ratte heute nacht unter meinem Bett?«

»Das war eine Maus, chérie.«

»Es war eine Ratte!«

»Albine...«

»Warum hast du sie dann nicht angefaßt, wenn es bloß eine Maus war?«

»Weil sie mir entwischt ist.«

»Typisch! Nicht mal eine Maus kannst du fangen!«

Montholon gibt sich geschlagen. Vielleicht, denkt er, ist es sogar ganz gut, wenn sie ihn nicht für allzu mutig oder gar kaltblütig hält.

»Mein Gott«, seufzt Madame de Montholon, »warum um alles in der Welt sind wir nicht in Frankreich geblieben!«

»Als ob du das nicht wüßtest«, erwidert er. »Immerhin habe ich innerhalb von anderthalb Jahren zweimal die Fahne gewechselt. Hätte ich das deiner Meinung nach noch ein drittes Mal tun sollen? Wahrscheinlich wäre ich inzwischen längst vor ein Kriegsgericht gestellt worden. Du wirst ja sehen, was mit Ney passiert. Mit Murat und all den anderen.«

»Ach, Unsinn!« sagt Madame de Montholon leichthin.

»Monsieur de Semonville hätte dich schon gerettet.«

»Vielleicht«, räumt er ein, »aber ich wäre trotzdem erledigt gewesen. Der König hätte mir niemals verziehen. Oder glaubst du im Ernst, er hätte mich ein zweites Mal zum Brigadegeneral ernannt?«

»Wer weiß«, meint Madame de Montholon. »Wenn du ihm einen unschätzbaren Dienst erwiesen hättest.«

Montholon sieht sie argwöhnisch an. Wovon redet sie?

»Findest du nicht auch«, fährt sie fort, »daß es immer eine Chance gibt, sich zu rehabilitieren?«

Montholon wird abermals ganz heiß.

»Ich glaube, du weißt nicht, was du redest.« Und vorsichtshalber wird er ein wenig pathetisch. »Mein Herz gehört dem Kaiser! Das solltest du doch wohl wissen!«

Madame de Montholon bricht in schallendes Gelächter

aus. Und Montholon läuft augenblicklich rot an vor Wut.

»Hör auf zu lachen!« befiehlt er.

Aber das nützt wenig.

»Hör auf!« wiederholt er und packt sie am Arm.

»Bist du verrückt?« faucht sie ihn an und macht sich los.

»Das Mädchen ist nebenan.«

Irritiert blickt Montholon zur Tür des angrenzenden Schlafzimmers.

»Josephine? Wieso ist sie nebenan?«

»Sie ist bei Tristan. Ich mußte ihn ins Bett stecken. Er hat erbrochen.«

»Erbrochen? Wieso?«

»Wahrscheinlich ist es das Essen in dieser elenden Spe-
lunke.«

»Haben Bertrands Kinder auch erbrochen?«

»Woher soll ich das wissen? Ich habe die Schlampe nicht
danach gefragt.«

Natürlich, denkt Montholon, sie hat sich mit der Bertrand
wieder mal überworfen.

»Hast du nach dem Doktor geschickt?«

»Schon vor einer halben Stunde.«

Durchaus möglich, denkt Montholon, daß das Essen
schuld ist, bei Kindern geht so etwas schnell; aber er sagt:

»Ich glaube, es liegt am Klima.«

»Der Arzt wird es ja feststellen.«

»Man sagt, das hiesige Klima sei äußerst ungesund.
Gourgaud ist sogar der Meinung, daß London das bewußt
mit einkalkuliert habe, als man den Kaiser ausgerechnet
hierher verbannt hat.«

»Gourgaud!« meint Madame de Montholon spöttisch.

»Seit wann gibst du etwas auf das, was Gourgaud sagt?«

»Es erscheint mir durchaus einleuchtend. Aber du hast recht, ich werde den Doktor fragen, was er von dem hiesigen Klima hält.«

Als Doktor O'Meara, der sich am Morgen ebenfalls an Land einquartiert hat, kurze Zeit später eintrifft, stellt er eine harmlose Magenverstimmung fest. Entweder zuviel gegessen, oder es sei einfach die Umstellung vom Schiff aufs Land. Jedenfalls bestehe kein Grund zur Besorgnis. Schon morgen werde der kleine Tristan wieder fidel und munter sein.

Madame de Montholon ist sichtlich beruhigt.

Montholon aber warnt vor voreiligem Optimismus. Er habe gehört, die durchschnittliche Lebenserwartung auf der Insel liege bei fünfundvierzig Jahren, und das könne ja wohl nicht am Essen liegen.

Doktor O'Meara erklärt, daß er diese These zum ersten Mal höre. Und soweit er das bisher beurteilen könne, sei das hiesige Klima ziemlich mild, besonders in den Bergtälern. Auch seine Kollegen vom Garnisonshospital der Insel seien dieser Meinung. Für die Gesundheit des Kaisers, wenn das der General meine, bestehe also keinerlei Gefahr hier auf Sankt Helena.

Darauf läßt sich schwerlich etwas erwidern. Und vielleicht, denkt Montholon, ist das sogar der Grund, weshalb man dem Kaiser den Aufenthalt in den Bergen gewährt. Die Engländer wollen sich in dieser Beziehung nichts nachsagen lassen.

O'Meara verabschiedet sich und versichert, es werde für sie alle gut gesorgt sein. Die momentanen Unbequemlich-

keiten seien nur eine Übergangslösung. Er habe gehört, sie würden bald wieder mit dem Kaiser vereint sein und auf einem größeren Anwesen wohnen, das sich Longwood House nenne.

»Na bitte«, meint Montholon, nachdem der Doktor gegangen ist, »deine Aufregung über die elende Spelunke war völlig umsonst.«

»Und dein Gerede von dem ungesunden Klima war einfach lächerlich«, pariert Madame de Montholon und verschwindet geräuschvoll ins Nebenzimmer.

Lächerlich? denkt Montholon. Nirgendwo auf der Welt ist das Wetter immer nur schön und gut. Aber das wird sich finden. Was ihn im Moment viel mehr beunruhigt, ist dieser Las Cases. Es scheint, als gelänge es ihm tatsächlich, der allererste Vertraute des Kaisers zu werden. Und die Zeit, fürchtet er, arbeitet gegen ihn, Montholon.

3

Betsy Balcombe, der vierzehnjährigen Tochter von Mister und Mistreß Balcombe, ist an diesem Tag eine Art Wunder widerfahren. Sie ist Napoleon Bonaparte begegnet, sie hat ihm die Hand gegeben, sie hat mit ihm gesprochen – und sie ist immer noch am Leben.

Sooft sie bisher von ihm erzählen hörte, jedesmal hatte sie sich einen ungeheuer großen Menschenfresser vorgestellt, einen Riesen mit einem flammend roten Auge auf der Stirn, mit aus dem Mund ragenden Zähnen, mit denen er kleine Mädchen in Stücke reißt und verschlingt. Alle,

die sie bisher von ihm sprechen hörte, beschuldigten ihn der abscheulichsten Verbrechen. Die Erwachsenen, die doch angeblich um soviel klüger sind, sprachen stets von ihm wie von einem Ungeheuer, das sich von Menschenblut ernährt. Und die Zeitungen nannten ihn einen Dämon, von dem die Welt befreit werden müsse, wenn die Menschen wieder glücklich und in Frieden leben wollten. – Wie also hätte sie ihn sich anders vorstellen sollen? Und wie hätte sie nicht erschrecken sollen, als sie die beiden Offiziere, die vor zwei Tagen zu ihrem Vater kamen, von Napoleon sprechen hörte; daß er sich auf einem der Schiffe hier im Hafen von Jamestown befände, daß er auf die Insel, und schlimmer noch, daß er sogar in ihr Haus kommen würde?

Es war ihr unbegreiflich, daß der Vater die Schreckensnachricht so ruhig, ja beinahe freudig aufnahm. Tat er nur so? Oder hatte er seine Meinung plötzlich geändert? Aber wodurch? Sie konnte es nicht herausfinden. Und es erschien ihr auch nicht so wichtig. Sie hatte ganz andere Sorgen. Nämlich wie sie sich verhalten sollte, wenn der Schreckliche kam. Am besten weglaufen, dachte sie, sich verstecken, vielleicht würde er sie nicht finden.

Die Mutter jedoch machte all ihre Überlegungen zunichte. Sie bestand darauf, daß sie, Betsy, den hohen Besuch begrüßte. Auch für die Mutter war das Ungeheuer auf einmal ein hoher Besuch. Und sie versuchte, es ihr zu erklären. »Napoleon«, sagte sie, »ist der Kaiser der Franzosen, das heißt, er war es bis vor kurzem, jetzt haben die Franzosen wieder einen König. Jedenfalls, wenn der Kaiser kommt, wirst du ihn begrüßen und dich mit ihm unter-

halten. Und zwar auf französisch. Also streng dich an! Wir wollen doch alle stolz auf dich sein.«

In der Mittagsstunde kam er dann.

Vorn am Tor stiegen alle, die ihn begleiteten, vom Pferd, da es keinen befestigten Weg gibt, der zum Haus führt. Er aber blieb im Sattel und ritt den schmalen Fußweg entlang, dabei zerstampfte sein Rappe ihren schönen Rasen.

Neben ihm schritt der Admiral und auf der anderen Seite ein Offizier, der später als Großmarschall Bertrand vorgestellt wurde; seine Uniform war viel prächtiger als die des Kaisers.

Der Kaiser trug nur einen grünen Rock mit ein paar Orden daran. Zu Pferde war er eine ziemlich achtunggebietende, majestätische Erscheinung. Zum Fürchten, fand sie, sah er eigentlich nicht aus. Kein flammendes Auge auf der Stirn, keine aus dem Mund ragenden Zähne. Und als er dann vor dem Haus ankam und aus dem Sattel stieg, wirkte er plötzlich, neben der vornehmen Erscheinung des Admirals, richtig klein und unbedeutend. Eigentlich war er kaum größer als sie.

Zuerst begrüßte er ihre Mutter und ihren Vater. Er sagte ihnen ein paar Schmeicheleien über die hübsche Lage ihres Hauses, fast so, als wollte er es kaufen. Dann setzte er sich, ohne daß ihn jemand dazu aufgefordert hätte, auf einen der Gartenstühle, und nun fiel sein Blick auf sie. Er lächelte und winkte sie herbei.

Der Boden unter ihren Füßen wankte, als sie zu ihm hinging.

»Ich habe gehört, du sprichst Französisch«, sagte er.

Sie fing an zu stottern, der erste Satz ging völlig daneben,

so zitterte sie am ganzen Leibe.

Dann fragte er sie nach ihrem Namen, nach ihrem Alter, ob sie hier auf der Insel geboren sei – wie viele Geschwister sie habe. Er ließ ihr kaum Zeit, richtig zu antworten. Dann wollte er wissen, welchen Unterricht sie am liebsten habe, er selber, sagte er, sei immer in Geographie und Geschichte am besten gewesen. Und sofort begann er, sie abzufragen.

»Wie heißt die Hauptstadt von Frankreich?«

So eine blöde Frage.

»Paris«, antwortete sie.

»Und von Italien?«

»Rom«, antwortete sie.

»Und von Rußland?«

Da zögerte sie einen Augenblick, immerhin war fast ein Dutzend Augenpaare auf sie gerichtet.

»Jetzt Petersburg«, antwortete sie, »früher Moskau.«

»Sehr gut!« lobte er sie. »Und wer hat Moskau verbrannt?« fragte er.

Da erschrak sie mächtig. Sie wußte die Antwort, aber sie sah plötzlich den stechenden Blick seiner blauen Augen. Oder waren sie grün? Einen Moment lang dachte sie wieder an das Ungeheuer. Sie brachte kein Wort heraus. Er wiederholte seine Frage. Und sie stammelte, daß sie es nicht wüßte. Daraufhin lachte er.

»Du bist schlau«, meinte er. »Du weißt ganz genau, daß ich es war, der diese herrliche Stadt verbrannt hat, nicht wahr?«

Merkwürdig, dachte sie, er wäre wohl auch noch stolz darauf, wenn er es gewesen wäre. Und sie nahm all ihren

Mut zusammen und sagte:

»Ich glaube, es waren die Russen, die ihre Hauptstadt verbrannt haben, um dadurch die Franzosen loszuwerden.«

Der Erfolg war ebenso verblüffend wie komisch. Die Eltern, die kein Wort verstanden, waren sichtlich beglückt über ihre sprachgewandte Tochter. Der Admiral allerdings wurde vor Schreck ganz blaß.

Der Kaiser aber lachte.

»Bravo!« rief er. »Immer bei der Wahrheit bleiben, kleine Betsee! Ich glaube, wir beide werden gute Freunde werden.«

Sie war mächtig stolz auf sich in diesem Augenblick, obwohl sie sich nicht ganz sicher war, ob er sein »Bravo!« wirklich ehrlich gemeint hatte. Und was hieß eigentlich, sie würden gute Freunde werden? Wollte er sich etwa bei ihnen einquartieren?

Die »Schulstunde« war jedenfalls zu Ende. Er stand auf und schlug einen Rundgang durch den Garten vor.

Er ließ sich die Bäume und Sträucher erklären und die verschiedenen Sorten der Weinreben. Er erkundigte sich nach den Erträgen der Granatäpfel- und der Orangenbäume, nach den Zitronen, Feigen, Pampelmusen und Mangopflaumen. Und sie, Betsy, mußte alles übersetzen.

Als er hörte, daß ihr Vater der größte Zulieferer der Ostindischen Handelsgesellschaft war und mit dem Garten jährlich umgerechnet 10000 bis 12 000 Francs verdiente, blieb er plötzlich stehen, sah ihren Vater einen Moment lang an und sagte dann:

»Mister Balcombe, ich ernenne Sie hiermit zum Hoflieferanten von Longwood House!«

Ihr Vater lachte, und sie wußte nicht recht, ob es der komische Titel war, über den er lachte, oder weil er das Ganze für einen Scherz hielt.

Seiner Majestät war es jedenfalls Ernst damit. Und er wiederholte:

»Sobald ich auf Longwood House bin, liefern Sie nur noch an mich, Balcombe!«

Dann setzten sie den Rundgang fort, den Weg entlang, der durch die hohe weißblühende Rosenhecke führt. Und nun ereignete sich die nächste Überraschung. Er blieb vor ihrem Gartenhaus stehen, verschränkte die Arme vor der Brust und musterte das kleine Bauwerk eingehend. Dann kehrte er sich ruckartig ab, blickte in alle vier Himmelsrichtungen, hinauf zum mächtigen Peak Hill, hinüber zu dem rauschenden Wasserfall, hinunter ins Tal von Sankt James und dann zu dem steilen Fahrweg entlang der gegenüberliegenden Felswand, der nach Longwood House führt.

»Dort drüben sind wir heute morgen langgeritten, Bertrand«, sagte er zu seinem Großmarschall.

Und dann wandte er sich an ihren Vater und den Admiral und verkündete seinen unumstößlichen Entschluß, daß er nur hier und nirgendwo anders zu wohnen wünsche. Ohne das Gartenhäuschen auch nur betreten zu haben, erklärte er, daß dies die einzige angemessene Wohn- und Arbeitsstätte für ihn sei.

Da staunte sie nicht schlecht. Ein Kaiser, der kein Kaiser mehr war, was hatte der denn zu arbeiten?

Der Admiral jedoch sah ihren Vater fragend an. Der nickte sofort zustimmend. Und somit war die Sache ent-

schieden.

Der Großmarschall wurde auf der Stelle nach Jamestown geschickt. Bis zum Abend sollten alle notwendigen persönlichen Dinge Seiner Majestät heraufgebracht werden, dazu verlangte er zwei Kammerdiener und einen gewissen Grafen Las Cases mit seinem Sohn. Der Großmarschall sah ein bißchen enttäuscht aus, aber er machte auf dem Absatz kehrt und begab sich zu seinem Pferd.

Der Kaiser schien aufs beste zufrieden zu sein. Er setzte mit ihrem Vater und dem Admiral seinen Rundgang fort, während sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester zum Haus zurückkehrte.

Sie wußte nicht, ob sie sich freuen oder ob sie traurig sein sollte darüber, daß dieser hohe Besuch nun bei ihnen wohnen würde. Ein Ungeheuer, ein Menschenfresser war er gewiß nicht, etwas Unheimliches aber hatte er doch. Und trotzdem wäre sie gern weiterhin in seiner Nähe geblieben, um für ihn zu dolmetschen, um ihm zu Diensten zu sein, um sich nichts entgehen zu lassen von dem, was er sagte.

Es ist merkwürdig, auch jetzt, Stunden später, vermag sie noch immer nicht recht zu begreifen, was ihr widerfahren ist. Aber irgendwie ist alles nicht mehr so, wie es vordem war.

»The Briars. Die Heckenrosen...«

Hier wird er also in den nächsten Wochen wohnen. In dem einen großen Raum zu ebener Erde. Marchand und Saint-Denis werden in dem kleinen Vorraum unterkommen und Las Cases mit seinem Sohn über ihm, in den beiden niedrigen Mansarden.

»The Briars. Die Heckenrosen...«

Er spricht es immer wieder vor sich hin, wie um allmählich vertraut zu werden mit dem Klang dieser neuen englischen Vokabel.

Ein hübscher Name ist es für einen Pavillon. Man denkt sofort an lauschige Sommerabende und betörenden Blütenduft, an Lautenklänge und Schäferstunden im Mondenschein. Welch eine Ironie aber für jemand, der über fast einen ganzen Kontinent geherrscht hat und der nun ein Verbannter, ein Gefangener ist! Aber so schafft man Legenden. Die Herren Engländer verstehen ihr Geschäft, das muß man ihnen lassen. Die Londoner Gazetten werden schreiben: »Napoleon in The Briars!« – »Exkaiser der Franzosen in exotischer Idylle von Sankt Helena!« Und ganz Europa wird ihn sich vorstellen, wie er von den großmütigen Briten umsorgt und verwöhnt wird. Und manch einer seiner Getreuen, der jetzt in Not und Verfolgung lebt, wird ihn vielleicht beneiden. Die alte Geschichte: Es gibt keine größere Schmach für einen Besiegten als die Großmut des Siegers. Aber er wird den Siegern nichts schuldig bleiben. Er wird ihre Großherzigkeit gebührend zu würdigen wissen. Er wird seinem Namen alle Ehre ma-

chen. Napoleon, der Löwe des Tals! Das ist nicht Englisch, das ist Italienisch, das ist Korsisch!

Aber wie lange? Wie viele Jahre wird er der Löwe sein können? Sein müssen! Ohne es wirklich zu sein. Das ist es. Der Gedanke quält ihn, seit er die Ufer Europas hinter sich lassen mußte. Eine Rolle spielen müssen auf einer Bühne, die nicht mal ein Nebenschauplatz ist. Wie lange wird er das durchhalten? Ein Jahr? Zwei Jahre? Fünf, zehn oder zwanzig Jahre? Er ist erst sechsundvierzig. Und bei bester Gesundheit. Das Klima der Insel wird ihm nichts anhaben können. An Strapazen ist er gewöhnt. Vierzehn Stunden saß er einmal auf dem Pferd, völlig durchnäßt, ohne Pause und ohne zu essen. Einen ganzen Tag lang stand er ein andermal im kalten Oktober auf dem Schlachtfeld im Wasser. Und in Spanien ritt er einmal hundertfünfzig Kilometer weit, ohne Unterbrechung, ohne Ermüdung. Nichts hat ihn umgeworfen. Eine Nacht festen Schlaf, und alle Anstrengungen waren vergessen. Wann hatte er schon mal einen Arzt benötigt. Der Krieg und die Geschäfte des Regierens waren für ihn stets die beste Medizin. Welche Medizin aber wird ihm jetzt helfen, wenn er einmal indisponiert sein sollte? Nur die Memoiren?

Die Memoiren. Auch ein Geschäft. Eine Arbeit! Vielleicht die letzte. Und was für eine! Mit jeder Minute seines Lebens muß er der Menschheit für immer vor Augen stellen, wer er war, was er gewollt und was die Welt an ihm verloren hat.

Warum, fragte ihn Las Cases eines Morgens auf der »Northumberland«, warum, Majestät, beginnen Sie Ihre Memoiren nicht mit Korsika, mit Ihrer Kindheit? Warum

beginnen Sie mit Toulon? Der gute Las Cases. Er will es immer ganz genau wissen. Für sein Tagebuch natürlich. Er will sich einen Namen machen: Der Chronist von Sankt Helena. Soll er nur. Und die anderen, scheint es, eifern ihm nach. Alle schreiben sie. Bis auf Bertrand. Sogar Marchand schreibt. Kaum zu glauben. Aber es ist günstig für ihn, wenn es auch nicht ganz ungefährlich ist, fortwährend von Chronisten umgeben zu sein. Er wird aufpassen müssen. Doch es ist eine Chance mehr. Und er wird ihnen genug Stoff zum Schreiben liefern. Bei Gelegenheit wird er ihnen auch von Korsika erzählen, von seinem Vater, von seiner Mutter, von seinen Geschwistern und von Paoli, dem Kämpfer für die Befreiung Korsikas von den Franzosen, den er so glühend verehrt und der ihn so bitter enttäuscht und verraten hat. Aber das gehört nicht in sein Leben, gehört nicht in die Memoiren.

Sein Leben beginnt mit Toulon. Als er Franzose wurde. Als er Brigadegeneral wurde im Namen der Revolution. Als er ein Freund Robespierres wurde. Als er den Kampf aufnahm gegen die Engländer. Einen Kampf, den er als Sieger beenden wird, und wenn es sein muß: auf dieser Insel.

So wird man es einmal lesen, auch wenn alles ein wenig anders war. Die Geschichte zu schreiben, darf man nicht anderen überlassen. Man muß selber seinen Platz in der Geschichte bestimmen. Heldentaten bedürfen der Propaganda. Es genügt nicht, Schlachten zu gewinnen, die Siege müssen mit Legenden umwoben sein. Denn die Welt braucht Legenden, sonst hat sie keine Helden, die sie lieben und verehren kann.

Napoleon in The Briars. Sollen die Herren Engländer ruhig schreiben, was ihnen beliebt. Die Zeitungen von heute sind schon morgen vergessen. Seine Memoiren aber wird man noch in hundert, noch in tausend Jahren lesen.

Drittes Kapitel

1

Nach den langen Wochen der Untätigkeit auf der »Northumberland« beginnt für Großmarschall Bertrand endlich wieder eine Zeit voller Aufgaben. Befehle, Wünsche, Anordnungen, Briefe. Ein geschäftiges Hin und Her setzt ein zwischen The Briars und Jamestown, zwischen The Briars und Plantation House, zwischen The Briars und Longwood House. Das kleine Gartenhaus der Balcombes ist über Nacht zum Mittelpunkt der Insel geworden. Wie hat sich das Blatt doch gewendet! Bertrand kann es noch immer nicht recht glauben. Bonaparte aber lacht ihn aus: »Wo ich bin, ist der Mittelpunkt der Welt! Das sollten Sie doch wissen, lieber Bertrand. «

Bertrand weiß es, und er erlebt es. Jeden Tag von neuem. Die ganze Insel hat nur noch ein Gesprächsthema. Napoleon! Und er, Großmarschall Bertrand, auch das weiß er, ist die auffälligste Erscheinung im Gefolge des Kaisers, ist Teil dieses Mittelpunktes, um den herum sich alles be-

wegt.

Vergessen ist der schmerzliche Augenblick, als er zur Kenntnis nehmen mußte, daß der Kaiser nicht ihm, sondern dem Grafen Las Cases den Vorzug gab, mit ihm ins Gartenhaus zu ziehen. Die Entscheidung, die angesichts der unbestrittenen räumlichen Enge im Pavillon und wegen der Fortsetzung der Arbeit an den Memoiren eigentlich nicht überraschen konnte, hatte Bertrand dennoch für einen Moment fast aus dem Gleichgewicht geworfen. Fanny fand es lächerlich, daß er es sich so zu Herzen nahm. »Wann wirst du begreifen, daß du dir Illusionen über ihn machst!« Er hatte nichts darauf erwidert. Was versteht eine Frau schon von Treue und Hingebung im Dienst für einen Mann wie den Kaiser. Auch Gourgaud gegenüber hatte er sich jeden Kommentars enthalten, als jener, in seiner wieder mal unverhohlenen Eifersucht auf Las Cases, zu ihm meinte: »Es ist doch immer die alte Geschichte, die zuletzt kommen, werden stets am meisten geschätzt.« Am meisten geschätzt? Da irrte Gourgaud wohl. Er, Bertrand, weiß es jedenfalls besser. Und er denkt nicht daran, auch nur im geringsten an der besonderen Wertschätzung des Kaisers für ihn, Bertrand, zu zweifeln. Auch wenn Las Cases mit in den Pavillon gezogen ist, so waren doch die letzten Worte des Kaisers, als er ihn am Abend vor dem Gartenhaus der Balcombes verabschiedete: »Ich wünsche Sie natürlich jeden Tag zu sehen, lieber Bertrand!« Und das war mehr als nur ein Trost, es war eine Auszeichnung, eine Aufgabe, mehr noch: es ist ein Amt, das seiner Person einen weit höheren Rang verleiht als der des Grafen. Er ist wieder, wie einst in den Tuileri-

en, wie in den Tagen auf Elba, des Kaisers wichtigster Offizier, sein Erster Minister.

Noch kaum eingerichtet in seinem neuen Quartier, hat Bonaparte sich bereits wieder auf die Memoiren geworfen. Er diktiert weiter, wo er vor Tagen unterbrochen hat. Noch immer Toulon. Noch immer die Rettung der Republik, die Rettung der Revolution.

Die Hände auf dem Rücken, schreitet er im Zimmer auf und ab. Beinahe fließend diktiert er, womit sein Ruhm begann. Hin und wieder, wenn Las Cases nicht nachkommt, wirft er einen Blick aus dem Fenster. Aber was er sieht, sind nicht die blühenden Heckenrosen, ist nicht der Garten, nicht das Haus der Balcombes; er sieht einzig die Rotröcke, die beiden patrouillierenden Wachsoldaten und dazu einen von Cockburns Ordonnanzoffizieren. »Englische Gastfreundschaft«, murmelt er gelegentlich. Oder er lächelt grimmig: »Mich hier zu bewachen! Zweitausend Meilen fern von Europa! Welch ein blamables Eingeständnis der großen Sieger!« Dann diktiert er weiter. Die vernichtende Kanonade, die Vertreibung der Engländer, der Sieg fürs Vaterland! Und der Edelmut des Hauptmanns Bonaparte.

»Ein englischer Offizier, den man damals für einen Obersten ansah, stieg auf die Brustwehr, um zu sehen, von wo aus dieser sonderbare Angriff erfolgte. Ein Unteroffizier schoß auf ihn und zerschmetterte ihm den Arm. Der Oberst, von dem man später erfuhr, daß es der General O'Hara selbst war, rollte bis an den Fuß der Batterie, die nach der Seite der Franzosen hin gelegen war. Die Soldaten warfen sich auf ihn und wollten ihn töten. Da eilte ich

herbei, ergriff ihn mit eigener Hand und rettete ihn in dieser so kritischen Lage vor jeder weiteren Gefahr der Beleidigung.

Als ich ihm seinen Degen zurückgab, sagte mir der englische General seinen Namen und seinen Rang. Ich übte meinen Einfluß dahin aus, daß er wie ein Mann seines Ranges...«

Mitten in dem Satz bleibt er plötzlich stehen und sagt:

»Wir bekommen Besuch, Las Cases.«

Der Graf steckt die Feder ins Tintenfaß und dreht sich zum Fenster um. Er sieht Cockburn und Bertrand kommen.

»Seine Herrlichkeit der Admiral«, meint er, bewußt die übliche Ausdrucksweise des Kaisers verwendend. »Was er wohl will?«

»Unwichtig!« entscheidet Bonaparte. »Wir haben zu arbeiten.«

Und nahtlos setzt er den begonnenen Satz fort.

Als es kurz darauf klopft und hinter der Tür Bertrands Stimme ertönt, anfragend, ob er eintreten dürfe, geht ein Lächeln über Bonapartes Gesicht: Immerhin, der Herr Admiral wahrt zumindest die Form!

»Nur keine Umstände, Bertrand! Tritt ein!«

Der Großmarschall, ins Zimmer tretend, wünscht ergebenst einen guten Tag. Weiter kommt er nicht.

»Wie sieht es aus bei euch?« fragt Bonaparte. »Sind alle wohlauf da unten? Seid ihr halbwegs zufrieden?«

»Ja, Sire«, erwidert Bertrand, beglückt darüber, daß ihn der Kaiser nach langer Zeit wieder einmal duzt, wie früher im Feld. »Wir sind alle zufrieden«, sagt er, »nur Gour-

gaud... Nun ja, er ist immer noch wütend, daß man seinen Diener nach Europa zurückschicken will.«

»Der gute Gourgaud. Ich kann ihn verstehen. Aber das war wohl zu erwarten. Kaum haben die Herren Gentlemen festen Boden unter den Füßen, schon beginnen sie, ihr wahres Gesicht zu zeigen. Ich bin sicher, auch wir werden noch einiges zu spüren bekommen. Wie steht es mit meinem Gepäck? Wann wird der Rest heraufgebracht? «

»Der Admiral hat versprochen: morgen. Man muß erst einen Karren instand setzen.«

»Gütiger Himmel, wohin sind wir geraten! Hab jedenfalls auf alles ein Auge! Besonders auf das Silber und Porzellan. Jeder Teller, jede Tasse ist ein Vermögen wert. Du weißt ja, diesen Piraten ist alles zuzutrauen.«

»Sehr wohl, Sire«, versichert Bertrand. Und er versucht nun, sich seines Auftrags zu entledigen, den Besuch des Admirals zu melden. Doch Bonaparte läßt ihn nicht zu Wort kommen.

»Wie geht es deiner Gattin?« fragt er, nur um irgendein Thema anzuschlagen, das ihm Gelegenheit gibt, den Admiral noch ein wenig warten zu lassen. »Ich hoffe, die hübsche Fanny macht dir das Leben nicht allzu schwer.« Er lächelt, denn er weiß, wie sehr Bertrand seine Frau vergöttert. »Gib ihr nur nicht zu oft nach, mein Lieber. Glaub mir, wir behandeln die Frauen zu gut, und damit verderben wir alles. Der Fortschritt ist eine gute und große Sache. Aber indem wir in Frankreich die Frauen zu uns erhoben haben, haben wir einen Fehler begangen. Das schöne Geschlecht mißbraucht ein paar kleine Vorteile, die es besitzt; erst um uns zu verführen, dann um uns zu beherr-

schen. Die leidige Revolution, sie hat alle guten Sitten verdorben. Die Frau, lieber Bertrand, ist eine Ergänzung der tierischen Organisation des Mannes. Somit ist sie sein Eigentum. Eine Maschine zum Kindergebären. Und gelegentlich ein Mittel, dessen man sich bedient, um Karriere zu machen. Weiter nichts.« Und nun auch zu Las Cases gewandt, fährt er fort: »Worüber beklagen sich eigentlich die meisten Damen? Haben wir ihnen nicht sogar eine Seele zuerkannt? Es gibt immerhin Philosophen, die darüber noch im Zweifel sind. Glauben Sie mir, meine Herren«, und er beginnt wieder, auf und ab zu gehen, »wenn es einmal zum Krieg kommt zwischen Männern und Frauen, so wird das etwas ganz anderes werden, als man bisher zwischen Großen und Kleinen, zwischen Weißen und Schwarzen gesehen hat. Und in diesem Kampf wird es nur eines geben, was die Frau in den Zustand der Unterordnung zurückversetzt, das ist die Schwangerschaft.«

Eine Rede, an der er Gefallen findet, so, als würde er Las Cases diktieren. Und er hätte Lust, immer so weiter zu reden, aber er weiß, daß er nun wohl doch ein Einsehen haben muß mit dem armen Bertrand, der in der Zwickmühle steckt zwischen der Pflicht, seinen Kaiser geduldig anzuhören, und der Order, den Admiral anzumelden. Allein der Gedanke, daß sein Großmarschall Order von einem englischen Admiral hat, reizte ihn, noch stundenlang weiterzureden. Seit Trafalgar sind ihm alle englischen Admirale ein Greuel. Aber was hilft es, Bertrand hat, wie sie alle, kaum eine Wahl, und so erlöst er ihn denn aus seiner Not und fragt ihn, wie nebenbei, weshalb er eigentlich gekommen sei.

Bertrand, froh, sich endlich seines Auftrages entledigen zu dürfen, meldet, Admiral Cockburn stünde draußen, er wolle, wenn er es recht verstanden habe, eine Einladung überbringen.

»Eine Einladung?«

Bonaparte ist überrascht. Doch sofort auch mißtrauisch.

»An wen gerichtet?« fragt er.

Der Großmarschall scheint die Frage erwartet zu haben. Er zögert mit der Antwort.

Und Bonaparte winkt ab.

»An General Buonaparte, nicht wahr? Diese Barbaren. Sie wollen mich kleinkriegen, indem sie mich bis an mein Lebensende demütigen. Die Herren sollen sich wundern! – In Gottes Namen denn, laß dieses Individuum herein!«

Er baut sich am Fenster auf, mit dem Rücken zur Tür.

Als Cockburn eintritt, seinerseits verstimmt, daß man ihn so lange hat warten lassen, entsteht für Sekunden ein bedrohliches Schweigen. Las Cases und Bertrand wechseln besorgte Blicke. Der Großmarschall faßt sich schließlich ein Herz und meldet:

»Admiral Cockburn, Sire!«

»Ich höre«, sagt Bonaparte und blickt weiterhin zum Fenster hinaus.

Sir George Cockburn, obwohl es ihm schwerfällt, wünscht einen guten Tag und spricht seine Einladung aus. Man wolle im Haus des Gouverneurs einen kleinen Empfang geben zu Ehren des Generals Buonaparte. Die Offiziere der Garnison und die Notablen der Insel sollen ihm vorgestellt werden, kein großes Bankett, nur ein kleines Diner...

»Für General Bonaparte?« Die Stimme läßt die Wände erzittern. »Sie müssen Ihre Einladung nach Ägypten schicken, Herr Admiral! Auf den Schlachtfeldern bei den Pyramiden war es, als wir die letzte Nachricht von General Bonaparte erhalten haben!«

Es ist Cockburn nahezu unverständlich, was ihm da widerfährt; während all der Wochen auf der »Northumberland« hat sich Bonaparte nicht ein einziges Mal wegen des »Generals« derartig erregt.

Für Bonaparte ist es eine Frage der Würde, ja des Überlebens. Alles hat man ihm genommen, den Thron, das Reich, die Armee, und nun will man ihm auch noch den Titel nehmen. Aber er hat den Titel auf Lebenszeit! Und es besteht ja wohl kein Zweifel, daß er noch lebt.

»Ich bitte Sie«, versucht Cockburn einzulenken, »wollen wir nicht wie vernünftige Menschen miteinander reden?«

Doch Bonaparte wendet sich Las Cases zu.

»Kommen Sie, Graf, wir haben zu arbeiten.«

Cockburn ist abgefertigt. Abgefertigt von seinem Gefangenen. Er hat einigermaßen Mühe, die Contenance zu wahren. Ziemlich geräuschvoll verläßt er das Gartenhaus.

Bertrand ist das Vorgefallene peinlich. Peinlich für ihn, seinen Kaiser. Warum mußte er einen Mann so vor den Kopf stoßen, mit dem er ungezählte Abende diniert und aufs angenehmste geplaudert hat?

»Cockburn ist ein Flegel! Er nimmt nicht mal den Hut ab, wenn er mit dem Kaiser von Frankreich redet!«

Las Cases, der inzwischen wieder Platz genommen hat und schon wieder die Feder bereithält, beeilt sich, die Entrüstung des Kaisers zu teilen.

Doch Bonaparte wendet sich an den Großmarschall.

»Bertrand, du verfaßt eine Protestnote! An die englische Regierung!« Er weiß, in den nächsten Tagen segelt die »Redpole« unter Kapitän Desmont ab, um in London seine Ankunft auf Sankt Helena zu melden. »Und eine zweite Note geht an den Gouverneur! Folgender Text: >Wir, die Offiziere Seiner Majestät des Kaisers von Frankreich, erklären, daß Kaiser Napoleon kein Kriegsgefangener ist. Aus freien Stücken hat er sich unter den Schutz der englischen Flagge gestellt. Entgegen allem Völkerrecht behandelt man uns wie Wilde. Wir erleiden Todesqualen auf diesem schaurigen Felsen, der hundertmal schlimmer ist als die elendsten Gegenden Europas. Und wenn die britische Regierung weiter fortfahren sollte mit ihren Gewalttätigkeiten, so würde es der Kaiser als eine Wohltat ansehen, wenn sie ihm den Tod gäbe.< «

Bertrand steht fassungslos. Er begreift es nicht. Cockburn will ihm zu Ehren einen Empfang geben, und er antwortet mit einer, mit zwei Protestnoten; nur weil man ihn nicht Majestät, sondern General nennt. Ist er denn nicht Napoleon? Ist er nicht der größte Mann seiner Zeit?

»Was ist, Bertrand?« fragt Bonaparte.

»Ich weiß nicht, Sire...«

»Hast du was nicht verstanden?«

»Doch, Sire.«

»Also dann los! Die Sache eilt.«

Und gehorsam, den Hut in der Hand, verläßt Bertrand das Gartenhaus.

Wie benommen, als hätte er einen Spuk erlebt, reitet Bertrand nach Jamestown zurück. Todesqualen. Gewalttä-

tigkeiten. Eine Behandlung wie Wilde. Das soll er schreiben. Nachdem er gesehen hat, mit wieviel Respekt man ihnen begegnet ist. Nachdem man ihnen die Waffen zurückgegeben, nachdem man ihnen nahezu völlige Bewegungsfreiheit zugestanden und nachdem er Longwood House gesehen hat. Welch eine Verkehrung der Tatsachen! Wegen eines Titels! Und er muß es ins Werk setzen. Muß es zu Papier bringen. Muß gehorchen. – Muß er das wirklich?

Die nächsten Tage sind voller Gewissensqualen für ihn. Zum ersten Mal, seit er dem Kaiser dient, plagen ihn Zweifel. Und niemandem kann er sich anvertrauen. Denn es ist niemand, der ihn verstehen würde.

Er versieht seinen Dienst, mustergültig, wie gewohnt. Er läßt, unter persönlicher Aufsicht, die Sachen des Kaisers ins Gartenhaus schaffen, die Feldbibliothek, das Silber, das Porzellan, die Waffensammlung. Er veranlaßt alle gewünschten Einkäufe in den Läden von Jamestown, sowohl für den Haushalt des Kaisers als auch für den in der Herberge. Er reitet nach Longwood House, um über den Beginn der Renovierungsarbeiten berichten zu können. Er reitet nach Plantation House, um beim Gouverneur zu erwirken, daß dem Kaiser die wichtigsten europäischen Zeitungen zugestellt werden, die allwöchentlich auf der Insel eintreffen. Er begleitet den Kaiser auf seinen Ausritten und Spaziergängen. Oft bleibt er bis zum Abend im Gartenhaus, um dem Kaiser die gewünschte Gesellschaft zu leisten. Er vernachlässigt Fanny, und er vernachlässigt die Kinder. Er tut alles, um den Kaiser zufriedenzustellen. Nur das eine tut er nicht.

Er versucht es. Ein einziges Mal. Doch schon beim zweiten Satz zerreißt er den Bogen und wirft ihn ins Feuer. Er weiß, er begeht eine Befehlsverweigerung, wenn er die Protestnoten nicht abfat, er verletzt seine Pflicht. Aber er sagt sich, der Kaiser war erregt, er kann unmöglich die Folgen bedacht haben. Denn was, wenn überhaupt etwas, könnte er mit einem solchen Protest bewirken? Daß er sich unglaublich, daß er sich lächerlich macht vor der Welt. Daß er, zum Vergnügen seiner Gegner, sich selbst herabsetzt auf die Stufe eines ehrschtigen Duodezfrsten. Das ins Werk zu setzen kann seine, Bertrands, Pflicht unmöglich sein. Schaden abwenden, von Frankreich und dem Kaiser, das war immer seine Aufgabe gewesen. – Aber handeln aus eigenem Antrieb? Er spürt das Ungeheuerliche, und die Begriffe drohen zu verschwimmen, die Maßstäbe zu schwanken. Er erlebt eine Verwirrung, die für ihn neu ist. Wie einfach war es doch früher, als es, für jedermann klar erkennbar, ein alles umfassendes Interesse des Staates und des Vaterlandes gab – in der Gestalt des Kaisers! Doch jetzt, ohne Thron, ohne Staat, ohne Vaterland...?

Bertrand wagt nicht weiterzudenken. Und er klammert sich an die Hoffnung, daß der Kaiser, da er sich in den darauffolgenden Tagen nicht wieder danach erkundigt, die Sache inzwischen selber in einem anderen Licht sieht und sie vergessen wissen will.

Die Hoffnung erweist sich als trügerisch. Bertrand hätte es wissen müssen. Der Kaiser erläßt keinen Befehl, damit man ihn anschließend vergessen möge.

Eines Abends, als sie alle, Las Cases, Montholon, Gour-

gaud und er, um den Kaiser versammelt sind, geschieht es, und wie so oft, völlig überraschend. Eine Frage, hingeworfen ohne erkennbaren Zusammenhang mit dem gerade Besprochenen, in jenem gefürchteten ruhigen Tonfall, als handle es sich um irgendeine Nebensächlichkeit, die ihm im Moment eben einfalle, die den Betroffenen aber mit einem Schlag hoffnungslos matt setzt.

»Weshalb, lieber Bertrand, haben Sie eigentlich meine Beschwerde nicht verfaßt?«

Bonaparte in seinem Sessel, ein Bein über das andere geschlagen, hält den Großmarschall, unentrinnbar, mit seinem unerbittlichen Blick im Visier.

»Waren Sie vielleicht der Meinung, es sei nicht notwendig, daß die Welt von der schauderhaften Behandlung, deren Opfer ich hier bin, Kenntnis erhält?«

Bertrand schießt das Blut zu Kopf. Der Puls schlägt ihm bis zum Hals. Warum? fragt er sich. Warum so? Warum vor den anderen?

»Daß Sie mir schaden wollten, kann ich nicht glauben. Daß Sie den Inhalt der Noten tadelten und für einen Ausfluß meines Zornes hielten, beweist mir eher Ihre Hingabe für meine Person. Aber weshalb, zum Teufel, sind Sie nicht zu mir gekommen?«

Bertrand stutzt. Woher weiß er, daß ich den Inhalt der Noten tadelte, daß ich sie in der Tat für einen Ausfluß seines Zorns gehalten habe? Kennt er mich so genau? Oder sind es gar seine eigenen, nachträglich gewonnenen Zweifel? Gibt er sie nur als die meinen aus, um einen Vorwand zu haben, seine Anordnung zurücknehmen zu können?

»Warum antworten Sie nicht, Bertrand? Sie müssen doch

wissen, daß ich Sie angehört hätte, wenn Sie zu mir gekommen wären. Statt dessen haben Sie sich vierzehn Tage lang still verhalten, ohne mir zu sagen, daß Sie meinen Auftrag nicht ausgeführt haben. Ihr Verhalten ist mir unverständlich!«

Welch aberwitzige Hoffnung, der Kaiser könnte etwas zurücknehmen wollen! Bertrand sieht nun keinen Ausweg mehr. Er muß sich schuldig bekennen. Von den anderen, er spürt es, ist keinerlei Beistand zu erwarten. Oder doch? Von Gourgaud vielleicht? Aber nein, er sieht weg; auch wenn es ihm schwerzufallen scheint. Las Cases gibt sich wie immer unbeteiligt. Und Montholon... Fast sieht es so aus, als lächele er.

»Haben Sie mir überhaupt nichts zu sagen, Bertrand?« ertönt, schärfer als zuvor, Bonapartes Stimme.

»Verzeihung, Sire.« Und Bertrand nimmt nun all seinen Mut zusammen. »Ich sehe ein, ich hätte es Eurer Majestät nicht verschweigen dürfen. Aber ich versichere, ich glaubte, gut und richtig zu handeln. Und ich glaube es noch immer, Sire. Denn ich halte den Inhalt der von Ihnen gewünschten Noten, ja den ganzen Schritt für bedenklich.«

»Bedenklich?«

»Ja, Sire.«

Bonaparte ist außer sich. Die Fäuste geballt, springt er von seinem Sessel auf.

»Wieso bedenklich?«

Bertrand, sich ebenfalls erhebend, denn wenn der Kaiser steht, hat niemand zu sitzen, versucht, so ruhig es ihm möglich ist, zu antworten.

»Weil ich meine, Sire, daß eine solche Beschwerde Ihrer

nicht würdig ist.«

Eine Antwort, ehrlich und zugleich voll besorgter Zuneigung. Doch Bonaparte fühlt sich belehrt, und Belehrung hat er nicht nötig. Also brüllt er. Was Bertrand sich anmaße!

»In den Tuileries hätten Sie nicht gewagt, so zu sprechen, Großmarschall!«

Er reißt die Tür auf und poltert, vorbei an dem bestürzten Marchand, der sich im Vorraum aufhält, hinaus ins Freie.

Wie zu einer Bildsäule erstarrt, steht Bertrand im Baum. Niemand blickt ihm in die Augen. Einen Moment lang erwägt er, dem Kaiser zu folgen, um sich zu entschuldigen. Aber vor den anderen? – Wenn ihm wenigstens einer von ihnen beistünde. Aber nicht einmal Gourgaud sagt ein Wort. Und um Montholons Mundwinkel ist noch immer dieses Lächeln. Oder bildet er sich das nur ein?

Am anderen Tag, noch vor der Mittagszeit, reitet Bertrand wieder hinauf zum Gartenhaus. Er legt beide Schreiben vor, die Note an die britische Regierung, den Brief an den Admiral und den Gouverneur. Alle Klagen sind aufgeführt, über die Todesqualen, über die Gewalttätigkeiten, über die schändliche Behandlung, als wären sie Wilde; nur am Ende, ein letzter, schwacher Versuch der Milderung, hat Bertrand die Forderung nach Verbesserung der Lage des Kaisers in eine Bitte abgewandelt. Bonaparte lächelt, als er es liest, aber er ist einverstanden, er ist zufrieden. Und er gibt Bertrand beide Schriftstücke zurück, damit er sie umgehend auf den Weg bringt.

»Im übrigen wollen wir unseren Streit von gestern abend vergessen«, sagt er. »Du weißt ja, es täte mir leid, wenn

sich unsere Beziehung wegen solcher Dummheiten in irgendeiner Weise trüben würde.«

Das erlösende Wort der Versöhnung. Und das brüderliche Du. Bertrand atmet auf.

Und Bonaparte kneift seinen Großmarschall ins Ohr, wie einen Lausbuben, dem noch mal vergeben wird.

Es ist die warmherzigste Auszeichnung, die der Kaiser zu vergeben hat. Bertrand hat kaum darauf zu hoffen gewagt an diesem Tag. Und wenn der Kaiser bereit ist zu vergessen, so ist er es, unnötig zu sagen, auch.

2

Vergessen? Bonaparte kann nicht vergessen. Nach sechzehn Jahren der Macht sitzt zu tief der Argwohn in ihm. Zu oft ist er hintergangen, verraten, verlassen worden. Moreau, Bernadotte, La Fayette, Pichegru, Berthier, Talleyrand... Zu lang ist die Reihe der Namen. Und zu frisch noch ist die Erinnerung an den ärgsten von allen, Fouché. Diese Wetterfahne. Dieser vollendete Schurke. Girondist, Jakobiner, Senator, Prokonsul, Diener des Kaiserreichs. Dieser magere, blasse, hemmungslos ehrgeizige Advokat, den er zum Polizeiminister, zur Exzellenz gemacht hat und der sich dafür erkenntlich zeigte, indem er ihn, seinen Kaiser, bespitzeln ließ; den er, weil er ihn brauchte und fürchtete, zum Staatsminister, zum Herzog von Otranto gemacht hat, wofür sich jener revanchierte, indem er ihn zu Fall zu bringen versuchte; den er aus Amt und Würden gejagt hat und der doch wieder angekrochen kam als ergebener Untertan, als er, Bonaparte, von Elba zurückgekehrt

war, und den er, da die Auswahl nicht eben groß war, erneut zum Polizeiminister ernannte und der ihn, kaum daß Waterloo verloren war, ein weiteres, ein letztes Mal verriet und die Macht an sich riß, um sie, dieser einst so radikale Revolutionär, den Bourbonen zu übergeben. – Bertrand, gewiß, ist kein Fouche. Das hieße ihm gar zuviel Ehre antun. Aber er hat ihn getäuscht. Vierzehn Tage lang hat er ihn glauben lassen, es befände sich alles in bester Ordnung zwischen ihnen. Vierzehn Tage lang heimlicher Ungehorsam, der Anfang allen Übels. Und dann, überführt, wagt er es, statt einen Kniefall zu tun, den Kopf zu erheben; er halte den Schritt für bedenklich, für unwürdig; wagt es, im Beisein der anderen, tatsächlich zu sagen, was er besser in Abrede gestellt hätte; bestätigt ihm, was er aus Montholons Mund nicht hatte glauben wollen. Vergessen? Wie könnte er! Ein Auge wird er auf ihn haben müssen. Denn wer kann ihm sagen, was im Kopf seines Großmarschalls vorgeht?

Schon am Nachmittag, als Gourgaud und Montholon aus Jamestown heraufkommen, hat er einen, wie ihm scheint, glänzenden Einfall, um unbemerkt kontrollieren zu können, ob Bertrand diesmal seinen Auftrag zuverlässig und ohne Verzug erfüllt.

»Der Großmarschall hat sich beeilt«, sagt er zu den beiden Generälen. »Und er hat gute Arbeit geleistet. Die Protestnoten sind schon auf dem Weg. Hoffen wir, daß sich der Admiral mit seiner Antwort ebenso beeilt. Jedenfalls wünsche ich, daß sie mir sofort heraufgebracht wird, egal, mit welcher Schurkerei mich der Herr Admiral diesmal zu beleidigen trachtet.«

Der Auftrag, Bertrand zu überprüfen, den er so geschickt verpackt wähnt zwischen einer lobenden Anerkennung für Bertrand und einem der üblichen Ausfälle gegen den Admiral, erweist sich noch am selben Tag als Fehlkalkulation.

Eine halbe Stunde, nachdem Gourgaud und Montholon nach Jamestown zurückgeritten sind, erscheint Bertrand, direkt vom Admiral kommend, und überbringt die Antwort.

Bonaparte zeigt sich zufrieden mit dem Großmarschall.

Die Antwort des Admirals aber, Bertrand fällt es schwer, die Worte zu wiederholen, lautet: Er, Admiral Sir George Cockburn, wisse nichts vom Aufenthalt eines Kaisers auf Sankt Helena. Auf der Insel gelte nur eine Majestät, und die heiße George III.

Bonaparte stockt das Blut. Er knirscht wütend mit den Zähnen. Aber wen soll er anbrüllen?

»Kann dieses Individuum nicht schreiben, daß er es wagt, mich mit einer mündlichen Antwort abzuspeisen?«

Es folgt eine Kanonade von Schimpfwörtern. Und besorgt über den Lärm, erscheint Las Cases in der Tür. Er wird sofort wieder hinausgeworfen.

»Und die Note an die britische Regierung?«

Wutschnaubend steht Bonaparte vor Bertrand, der sich beeilt zu versichern, daß er die Note mit allem gebotenem Nachdruck überreicht habe, daß Admiral Cockburn sie entgegengenommen und versprochen habe, sie mit der nächsten Post nach London abzuschicken.

»Mit der nächsten Post?« Bonapartes Stimme droht überzukippen. »Seit wann geht eine Note des Kaisers von

Frankreich mit der Post ab?«

Und es folgt eine neuerliche Schimpftirade, die einem Stallknecht alle Ehre gemacht hätte.

Aber was hilft ihm die Wut? Er befindet sich nicht mehr in den Tuileries. Er ist ein Mann ohne Macht. Nackt und wehrlos ist er. Ausgeliefert diesen hundsföttischen Barbaren. Verdammt, auf diesem elenden Felsen zu leiden.“

»Zu leiden! Jawohl, Bertrand, das ist meine Bestimmung. Zu leiden für Frankreich, für Europa, für die gesamte zivilisierte Menschheit, die mit mir war – für eine bessere, für eine glücklichere Weltordnung!«

Er wendet sich ab. Es ist alles gesagt. Bertrand ist entlassen.

Als dieser gegangen ist, schließt er sich ein, bis zum anderen Morgen.

Er verweigert das Abendessen, Jeder in The Briars soll sehen, wie sehr er leidet. Und jeder soll mitleiden. Keiner soll ruhig atmen, solange er sich quält.

Er weiß um den Wert theatralischer Effekte. Und er versteht sich darauf wie kaum ein anderer.

Politik und Diplomatie waren nie seine Stärke. Darin waren andere ihm stets überlegen. Barras, Talleyrand, Cambaceres. Vergebens war er ihr Schüler. Also hat er sie benutzt, solange sie bereit waren, ihm zu gehorchen.

Doch jetzt? Hier auf diesem Eiland, wo er einen diplomatischen Kopf benötigte, der Mittel und Wege fände, sein Schicksal zu wenden? Jetzt ist keiner da. Statt dessen ist er von Dummköpfen umgeben. Von Schwätzern und Lakaien, die sich obendrein noch erdreisten, ihn zu kritisieren. Als wüßte er nicht selber, daß seine Proteste und Be-

schwerden nutzlos sind.

Nichts wird sich ändern an seiner Lage. Cockburn hat seine Order. An die hält er sich, schließlich ist er Offizier und weiß, was er seinem Beruf schuldig ist. Die Post benötigt ein knappes Vierteljahr bis nach England, und eine neue Order aus London, falls seine Beschwerde denn etwas bewirken sollte, benötigte wiederum ein Vierteljahr, ehe sie Cockburn erreichen würde. So lange wird nichts geschehen. So lange heißt es warten.

Warten. Ein halbes Jahr. Warten und Zeitung lesen. Lesen müssen von vielleicht entscheidenden Ereignissen in Europa. Nachrichten, in denen sein Name nicht mehr vorkommt.

Die Angst, vergessen zu werden. Das ist es, was ihn am meisten quält. Und Erinnerungen stellen sich ein.

Erinnerungen aus dem Jahr 1798. Er war der Held von Italien. Frankreichs einziger unbesiegter General. In Paris prangte sein Name von den Mauerwänden. Die Presse zählte alle seine Kriegstrophäen auf. Im Theater spielte man »Die Brücke von Lodi«, und bei jeder Aufführung erhielt sein Name stürmischen Applaus. Im Institut de France wurde er in die Erste Klasse gewählt und gewann die Unterstützung der Ideologen. Er besaß die schönste Frau von Paris. Er fuhr achtspännig, eskortiert von dreißig Husaren. Sein Name war in aller Munde. Aber für wie lange? Es war wieder Frieden, und die Zeit verstrich. Er wurde bevollmächtigter Gesandter des Direktoriums und fuhr nach Rastatt zu Verhandlungen. Danach schickte man ihn auf eine Inspektionsreise entlang der Küste bis nach Antwerpen. Man wußte nichts mit ihm anzufangen. Er

spürte, sein Stern war im Sinken begriffen. Irgend etwas mußte geschehen. Irgend etwas mußte er tun. In Paris bewahrt man an nichts eine Erinnerung. Wenn er tatenlos zusah, wie die Zeit verstrich, war er erledigt. Er brauchte einen Krieg. Je verwegener, desto besser. Sein Vorschlag lautete Ägypten. Um England zu vernichten, müsse man sich des Orients bemächtigen. Die Logik eines Feldherrn, der sich aber auch andere nicht ganz verschließen konnten. Talleyrand war es, der das Direktorium für den Plan gewann. Barras war es, der ihm den Oberbefehl über die Ägypten-Armee verschaffte. Nur eines fehlte noch, das Geld. Also drang Brune in die Schweiz ein, Joubert machte in Holland Kasse, und Berthier marschierte nach Rom, entführte den Papst und kehrte mit dem Schatz des Vatikans zurück. Alle Räder waren in Bewegung gesetzt. Die ganze Nation blickte auf General Bonaparte. Und am 19. Mai endlich, an der Spitze von 35 000 Mann, stach er von Toulon aus in See, nahm Malta ein, landete am 1. Juli in Alexandria, und sein Stern leuchtete heller denn je.

Erinnerungen. Geschichte. Vorbei.

Vorbei? – Nur einen einzigen Krieg, nur eine einzige Schlacht brauchte er, und er befände sich wieder in den Tuilerien. Er wäre wieder der Schrecken des Kontinents.

Und wie zum Beweis, wie sehr man ihn immer noch fürchtete, überbringen ihm am anderen Tag, kaum daß er nach der hungrigen Nacht ausgiebig gefrühstückt hat, Montholon und Gourgaud die eigentliche Antwort Cockburns auf die Protestnoten: ein vierundzwanzig Punkte umfassendes Reglement, das ab sofort alle ankommenden Schiffe, alle Fracht, alle Briefe und Pakete, alle Passagiere

strengsten Kontrollen unterwirft, das allen Besuchern der Insel eine Meldepflicht beim Admiral auferlegt und allen Fremden jeglichen Besuch in The Briars untersagt.

Innerlich triumphiert er, die Herren Engländer zittern, er könnte ihnen entweichen; man traut es ihm tatsächlich zu, das Husarenstück einer Rückkehr nach Frankreich zu wiederholen. Nach außen hin aber tobt er, fürchterlicher noch als am Tage zuvor. Man hört ihn bis in den Garten.

Denn dort, nur wenige Schritte vom Haus entfernt, patrouillieren die beiden Wachsoldaten und Cockburns Ordonnanzoffizier.

Als er meint, lange genug gebrüllt zu haben, wird er mit einem Schlag ruhig und beherrscht. Er befiehlt Gourgaud, sich zu setzen.

»Schreiben Sie! Protestnote! An den Admiral Sir George Cockburn! An die britische Regierung!«

Er wird die Herrschaften beschäftigen. Er wird ihnen keine Ruhe lassen. Immer wieder wird er Lärm schlagen, damit man ihn auch ja nicht vergißt. Denn ein großer Ruf, das ist vor allem ein großer Lärm! Und je mehr man davon macht, desto weiter schallt er. – Noch in allen kommenden Generationen werden seine Proteste widerhallen.

3

Betsy Balcombe erlebt in diesem Frühling 1815 die aufregendsten Wochen auf Sankt Helena. Fast ihre ganze Kindheit hat sie auf der Insel verbracht, aber noch nie hat sich in The Briars so viel ereignet wie in diesen Wochen.

Täglich kommen Besucher. Die französischen Generäle.

Ihre Gemahlinnen. Sir George Cockburn. Oberst Bingham. Doktor O'Meara. Doktor Warden. Offiziere der Garnison. Freundinnen ihrer Mutter. Angesehene Bürger von Jamestown. Im Haus ihres Vaters finden große Gesellschaften statt. Und alle kommen, um den großen Napoleon zu sprechen oder ihn wenigstens aus der Ferne zu sehen.

Auch der Garten hat sich verändert. Nicht nur, daß die Wachsoldaten mit ihren Gewehren Tag und Nacht patrouillieren und einander ablösen. Ein großes buntgestreiftes Zelt ist neben dem Pavillon errichtet worden, das im Inneren in zwei »Räume« unterteilt ist. Der hintere für Napoleon als Schlafgemach mit grünseidenen Vorhängen und einem schmalen Feldbett, wohin man nur gelangt, indem man über eine große in den Rasen gezeichnete Kaiserkrone hinwegschreitet. Der vordere Raum hingegen dient als Unterkunft für den Zweiten Kammerdiener Saint-Denis, genannt Ali, und den Leibkoch Pierron. Letzteren mag Betsy besonders, da er so wunderbares Zuckerwerk zu backen versteht.

Ansonsten ist die Tafel des Kaisers eher einfach und bescheiden.

»Ich bin ein Mann aus dem Volk«, erklärt er. »Und ich bin Soldat. Üppige Gerichte sind mir fremd.«

Betsy und ihre Schwester Jane sind des öfteren zum Essen eingeladen. Für sie läßt er dann immer etwas Besonderes kochen. Und trotzdem spottet er jedesmal über die Vorliebe der Engländer für Roastbeef und Plumpudding. Doch den Vorwurf der Schlemmerei läßt Betsy nicht auf sich sitzen.

»Und die Franzosen«, erwidert sie heftig, »verspeisen

sogar Frösche!«

Zur Strafe kneift er sie lachend ins Ohr.

»Viel schlimmer«, meint er und rollt gefährlich mit den Augen, »man behauptet sogar, ich würde Menschen fressen.«

Aber Betsy läßt sich nicht mehr erschrecken. Ihre Angst vor dem fürchterlichen Riesen mit dem rotglühenden Auge auf der Stirn ist längst verflogen. Ebenso ihre anfängliche Scheu vor der ehrfurchtgebietenden Majestät mit den blitzenden Orden auf der Brust. Fast behandelt sie ihn schon wie einen gleichaltrigen Spielgefährten, den man nach Lust und Laune necken und ärgern kann, und wenn er guter Dinge ist, duzt sie ihn und nennt ihn »Uncle Bonny«. Was, völlig unpassend, Onkel Knöchrig bedeutet, aber es klingt so hübsch.

Die Mutter ist mehr als einmal entsetzt über ihren übermütigen Umgangston. »Um Himmels willen, Kind, sei doch nicht so wild! Du scheinst zu vergessen, daß er Napoleon ist.«

Bonaparte aber verzeiht ihr die Unbotmäßigkeiten und nennt sie »meine kleine Freundin«. Kein Zweifel, sie genießt Narrenfreiheit bei ihm. Und sie ist die einzige, die ihn fast jederzeit ungestraft stören darf. Ein Vorrecht, das sie hemmungslos ausnutzt. Kaum ein Tag vergeht, an dem sie nicht einen Streich oder eine List ausheckt, um ihn zu »unterhalten«.

Besonders günstig ist die Gelegenheit, wenn er mit seinen Papieren und Büchern im Garten sitzt oder in der schattigen Weinlaube. Da läßt sie Tompipes, ihren geliebten Neufundländer, ein ausgiebiges Bad in dem kleinen

Teich nehmen, um ihn anschließend zu Bonaparte zu locken, wo er sich prompt, wie ein zottiger Bär, trocken schüttelt und den Kaiser in einen wahren Sprühregen hüllt.

Ein andermal ist ihre Freundin Mary Wilkinson zu Besuch, die darauf brennt, dem berühmten Napoleon vorgestellt zu werden. Sie ist zwei Jahre älter als Betsy, schon fast eine Dame, und hat an diesem Tag ihr schönsten Kleid angezogen. »Eine Audienz?« meint Betsy. Kein Problem. Und schon saust sie los. Doch Bonaparte, allein in der Weinlaube, sträubt sich, er will nicht schon wieder begafft werden. Aber er hat die Rechnung ohne seine »kleine Freundin« gemacht. Kurz entschlossen entreißt sie ihm seine Papiere. Seine Geheimnisse! Und eilt davon. Um den Pavillon herum. Die kostbare Beute in der Luft schwenkend. Bonaparte ist bestürzt und rennt ihr, laut drohend, hinterher. Las Cases erscheint und ist entrüstet. Aber er wird ins Haus zurückgeschickt. Und Bonaparte ergibt sich. »Also gut, bring sie her, deine Freundin.«

Die Rache dafür läßt nicht lange auf sich warten. Er lädt Betsy wieder einmal zur Tafel ein. Dazu diesmal auch den nur wenig älteren Emmanuel de Las Cases, den sie nicht ausstehen kann, weil er immer so gescheit redet und wie Seine Gräfliche Gnaden umherstolziert. Bonaparte weiß um ihre Antipathie, und er neckt sie damit, daß er sie mit Emmanuel verheiraten werde; er habe schon viele Ehen gestiftet, ein Wort von ihm genüge, und beide Väter würden sich glücklich schätzen, wenn es in The Briars eine Hochzeit gäbe. Betsy wird zornig, wie immer, wenn man sie wie ein kleines Kind behandeln will. Aber Bonaparte läßt sich nicht davon beeindrucken; er fordert Emmanuel

auf, Betsy zu küssen. Und dieser ist auch sofort dazu bereit. Betsy versucht sich zu sträuben, zu wehren, aber Bonaparte hält sie an den Händen fest, und so geschieht es, dieser widerliche, eingebildete Kerl küßt sie auf den Mund. Doch kaum, daß Betsy die Hände wieder frei hat, ohrfeigt sie ihn rechts und links und läuft, während Bonaparte in ein Höllengelächter ausbricht, wütend davon.

Aber schon bei nächster Gelegenheit wird die Untat vergolten. Eines Abends, als der Kaiser, Graf Las Cases und Emmanuel zu einer Partie Whist bei ihrem Vater eingeladen sind, übernimmt Betsy es, die Gäste herüberzuleiten. Auf dem Weg vom Pavillon zum Wohnhaus, der etwas abschüssig und so schmal ist, daß man hintereinander gehen muss – erfolgt die hinterlistige Attacke. Betsy, die als letzte geht, versetzt Emmanuel plötzlich einen kräftigen Stoß, so daß dieser unvermeidlich gegen seinen Vater prallt, wodurch dieser wiederum gegen den Kaiser fällt. Eine Kettenreaktion, höchst komisch anzusehen, und Betsy bricht in schadenfrohes Gelächter aus. Sie hat um ein Haar einen Kaiser zu Fall gebracht. Und Bonaparte ahnt wohl auch, wofür sich »seine kleine Freundin« da zu revanchieren versucht hat. Las Cases aber ist außer sich vor Empörung. »Welch eine Beleidigung Seiner Majestät!« zetert er. Betsy lacht noch immer und schneidet freche Grimassen. Da packt der Graf sie und stößt sie fort. Sofort schreit Betsy laut auf: »Er hat mir weh getan!« Und sie sucht den Beistand des Kaisers. »Gerechtigkeit, Sire! Er hat mir weh getan!« Bonaparte lacht: »Das macht nichts.« Und er hält den Grafen fest und sagt: »Sie dürfen ihn ohrfeigen, Miß Betsee!« Einen Moment starrt sie ihn ungläu-

big an. »Nur zu! Ich bin der Schutzherr aller Schwachen!« Und da tut sie also, wie ihr geheißen, und verabreicht, eine links, eine rechts, dem Grafen zwei Ohrfeigen. Dann läßt Bonaparte seinen Kammerherrn frei, und dieser, voller Scham, vor den Augen seines Sohnes so gedemütigt worden zu sein, entfernt sich, während Bonaparte lachend Beifall spendet.

Betsy ist versöhnt.

Las Cases aber ist tödlich beleidigt. Niemals wird er dieser kleinen Kröte das verzeihen.

Aber warum eigentlich ihr?

Mehrere Tage lang hält Las Cases' Verstimmung an. Er schilt sich einen Narren, daß er mit nach Sankt Helena gegangen ist. Er hatte in Frankreich nichts zu befürchten. Er ist weder Bonapartist noch Jakobiner gewesen. Nachdem er aus dem Exil zurückgekehrt war, hatte er sich in Paris als Buchhändler und Schriftsteller etabliert. Hatte einen Ahnenatlas der großen Familien verfaßt und herausgegeben, noch zu Zeiten der Republik. Das hätte ihm gewiß für immer die Gunst der Bourbonen gesichert. Statt dessen ist er auf die Idee zu diesem Abenteuer verfallen. Hat Frau und Besitz zurückgelassen. Und das ist nun der Dank dafür. Er muß sich ohrfeigen lassen.

Zwar kommt ihm von alledem nichts über die Lippen, aber die Verbitterung ist ihm anzumerken. Und schließlich versucht Bonaparte ihn wieder aufzumuntern.

»Aber mein lieber Las Cases, Sie wissen doch, ich bin nun mal ein Kinderfreund.«

»Ich weiß, Sire.«

»Verstehen Sie denn keinen Spaß, Mann?«

Nein, in puncto Würde hört bei Las Cases jeder Spaß auf. Das sollte ein Kaiser eigentlich wissen. Aber war er überhaupt jemals ein wirklicher Kaiser, dieser wild gewordene Korse, den eine chaotische und sittenlose Zeit, genannt Revolution, nach oben gespült hatte? War er denn jemals etwas anderes als ein Militär mit schlechten Manieren, der sich darin gefiel, alle Welt wie Rekruten zu behandeln?

Ein Kinderfreund! Welch ein Zynismus! Wie kann ein Mensch ohne Herzenswärme ein Kinderfreund sein? Der liebe Onkel Bony. Eine Lesebuchgeschichte für sentimentale Gouvernanten. Der Kaiser als Lausbube. In Wahrheit sind seine »Spiele« mit dieser Betsy nichts anderes als eine Art Zeitvertreib. Eine neue Rolle, für die er in seinem bisherigen Leben noch keine Zeit gefunden hatte. Und sicher steckt dahinter, wie bei allem, was er je getan hat, die pure Berechnung. Denn er weiß ja, daß sie alle Tagebuch führen über seine ach so heroischen Tage auf Sankt Helena. »In meinem Unglück wird man mich endlich so beurteilen, wie ich wirklich bin.« Wie hübsch macht sich da Napoleon als Kindernarr. Und am Ende schreibt diese kleine Kröte eines Tages noch ihre Erinnerungen: »Napoleon und seine kleine Freundin Betsy.« Die Nachwelt wird vor Mitleid gerührt dahinschmelzen.

Und er selber, was schreibt er?

Las Cases ist sich der eigenen Widersprüchlichkeit durchaus bewußt. Und in Augenblicken wie diesen leidet er unter der Art des Geschäfts, dem er sich verschrieben hat, von dem er sich Ruhm und Gewinn verspricht und das doch so wenig vereinbar ist mit der Ehre.

Betsy spürt fortan die Feindseligkeit des Grafen, wann

immer sie ihm begegnet. Aber jedesmal lächelt sie ihn triumphierend an: Bonaparte hat ihr verziehen, sie genießt weiterhin seine Gunst, und er macht ihr sogar kleine Geschenke. Geschenke allerdings, die sie sich verdienen muß.

Fast jeden Tag, wenn sie sich sehen, erkundigt er sich nach ihrem Unterricht, nach ihren Fortschritten, besonders in Geographie und Geschichte.

»Na«, fragt er wie ein gestrenger Lehrer, »haben wir inzwischen herausbekommen, wer der größte Feldherr der Weltgeschichte ist?«

Betsy lächelt verschmitzt.

»Napoleon!« gibt sie keck zur Antwort.

»Durchgefallen!« lautet das Urteil.

»Durchgefallen?« fragt sie.

»Du solltest es doch inzwischen wissen«, sagt er, »für Schmeicheleien gibt's keine Belohnung.«

Betsy tut furchtbar beschämt und stützt den Kopf auf, als würde sie angestrengt nachdenken. Dann sagt sie:

»Alexander der Große!«

»Bravo! – Aber dafür gibt's noch kein Zuckerwerk.«

»Warum nicht?«

»Weil du das bloß aufgeschnappt hast, neulich, abends, als ich es zu deinem Vater sagte.«

»Aber ich habe es mir doch gemerkt!«

»Das zählt nicht. Du sollst nicht nachplappern, du sollst lernen.«

Betsy stößt einen tiefen Seufzer aus. Und Bonaparte lächelt nachsichtig.

»Also gut«, sagt er, »eine zweite Frage: Warum war

Alexander so groß?«

»Weil er so viele Schlachten gewonnen hat.«

»Durchgefallen!«

»Schon wieder?«

»Schlachten gewinnen ist keine Kunst. Dazu braucht man nur Kühnheit und Mathematik.«

»Und wodurch wird man groß?«

»Dadurch, daß man ein großes Reich schafft und es versteht, sich die Liebe der besiegten Völker zu erwerben.«

Die Liebe der besiegten Völker, darauf wäre sie niemals gekommen.

»Woher soll ich das wissen?« fragt sie entrüstet. »Es steht in keinem der Bücher.«

»Ja«, sagt er, »das steht in keinem der Bücher. Aber das wird sich bald ändern...«

»Schreibst du an einem Lehrbuch für Geschichte?« fragt Betsy erstaunt.

Aber er hört ihre Frage nicht.

»Die Liebe der Völker«, sagt er, und es klingt auf einmal sehr melancholisch, »das war mein großes Ziel.«

Betsy sieht ihn verwundert an; es scheint, als wäre er mit seinen Gedanken plötzlich weit weg.

»Die Liebe der Völker?« fragt sie.

Bonaparte sieht sie an und lächelt.

»Ja, Betsee. Aber das verstehst du noch nicht.«

Das ärgert sie. Sie will es verstehen. Sie ist kein Kind mehr. Und um zu beweisen, daß sie auch die großen Dinge schon versteht, sagt sie:

»Nicht wahr, das ist auch der Grund, weshalb du im Orient Mohammedaner geworden bist?«

Bonaparte sieht sie verblüfft an.

»Wo hast du denn das her?«

»Ich habe es irgendwo gelesen.«

Es stimmt also, denkt sie, und jetzt sitzt er in der Klemme.

»Was geht dich das überhaupt an?« sagt er. »Was verstehst du schon vom Krieg. Im Krieg gibt's keine Religionen. Der Krieg selber ist die Religion des Soldaten. Diesen Grundsatz habe ich niemals geändert. Alles andere ist Sache der Weiber und Pfaffen.« Doch dann, etwas milder, fügt er hinzu: »Es ist wahr, Betsee. Ich habe immer die Religion des Landes angenommen, in dem ich mich gerade befand. Das gefällt den Leuten, und die Priester sind überall wichtige Verbündete. Aber nun Schluß damit. Du wolltest dir doch eine Belohnung verdienen, oder nicht?«

»O ja.«

»Also, noch eine dritte Frage. Diesmal eine ganz leichte. Wer ist Wellington?«

O je, denkt Betsy erschrocken, jetzt will er mich reinlegen.

»Der Herzog von Wellington...«, beginnt sie stockend.

»Na?«

Wenn sie nur wüßte, was er hören will. Sie könnte sagen: ein General Seiner Majestät des Königs von England; sie könnte sagen: ein großer General Seiner Majestät des Königs von England; sie könnte aber auch sagen: der Sieger von Waterloo. Doch das wird er bestimmt nicht hören wollen.

»Sir Arthur Wellesley Herzog von Wellington«, beginnt sie noch einmal, »stand... an der Spitze unserer Trup-

pen... Soll ich die Wahrheit sagen?«

»Natürlich die Wahrheit!«

Aber was ist die Wahrheit, fragt sich Betsy.

»Der Herzog von Wellington stand bei Waterloo an der Spitze unserer Truppen«, setzt sie zum dritten Mal an, »und er hatte...«

»Was hatte er?«

»... das Kriegsglück auf seiner Seite.«

»Bravo, Mademoiselle!« ruft Bonaparte aus. »Mit dieser Antwort haben Sie sich nicht nur ein, Sie haben sich zwei Stück Zuckerwerk verdient. Ali!«

Aus dem Zelt tritt der Zweite Kammerdiener.

»Auftrag an Pierron. Zwei besonders schöne Kaiserkrönen für Miß Betsee! – Weil sie gelernt hat, zu unterscheiden zwischen Niederlage und Unglück!«

Saint-Denis macht eine Verbeugung und entfernt sich.

»Die Schulstunde ist beendet. Was machen wir jetzt?« fragt Bonaparte.

Betsy überlegt einen Moment.

»Du wolltest mir deine Waffensammlung zeigen.«

»Richtig. Das hatte ich dir versprochen.«

»Wo hast du sie? Im Zelt oder im Pavillon?«

Aber Betsy wartet vergeblich auf eine Antwort. Bonaparte hat ihre Schwester Jane erblickt, die an der Seite des Generals Gourgaud den Weg heraufkommt, der zu dem nahen Wasserfall führt. Bonapartes Miene verfinstert sich augenblicklich. Schon zum wiederholten Male bemerkt Betsy in seinen Blicken so eine merkwürdige Unruhe, und das gefällt ihr gar nicht. Es ist jedesmal so, wenn Jane dazukommt.

»Majestät«, mahnt Betsy ihn, »die Waffensammlung!«

»Ein andermal«, lautet die lakonische Antwort. Und er verschränkt die Arme vor der Brust und wartet, bis Jane und der General herangekommen sind.

»Majestät!« sagt Jane und macht einen Hofknicks. Sie lächelt dabei, als wollte sie um Entschuldigung bitten.

»Sehen Sie, Gourgaud«, meint Bonaparte, »das ist das Schicksal eines alten Mannes. Man bekommt ein Lächeln geschenkt.«

»Aber Majestät!« erwidert Jane, und ihr Lächeln wird noch um einen Hauch liebenswürdiger. »Von wem sprechen Sie?«

Eine Unverschämtheit, denkt Betsy, wie sie ihn anhimelt.

»Was meinen Sie, Gourgaud«, sagt Bonaparte, ohne Jane auch nur einen Moment aus den Augen zu lassen, »hat der Frühling auf Sankt Helena vielleicht eine verjüngende Wirkung auf uns?«

»Unbedingt, Sire!« versichert der General.

Dieser Waschlappen, denkt Betsy.

»Es käme wohl auf den Beweis an. Nicht wahr, Miß Jane? Was schlagen Sie also vor?«

»Oh, Sire... Ich weiß nicht... Sie bringen mich in Verlegenheit...«

»Wirklich?«

Dieser Süßholzraspler! Betsy könnte zerspringen vor Wut. Für sie hat er kleine Zuckerkrönchen und für Jane... Wenn ihr nur ein Einfall käme, wie sie sich rächen könnte. Aber ihr Kopf ist wie gelähmt. Und sie weiß sich nicht anders zu helfen, als davonzulaufen. Tränen in den Augen.

Und hinter ihr ertönt ein schallendes Gelächter.

4

Arme kleine Betsy. Sie ist eifersüchtig. Bonaparte findet es rührend, wie sie ihn ganz für sich haben will. Diese wilde, respektlose Betsy mit ihren strohblonden Haaren, mit ihren widerspenstigen blauen Augen, die noch so jungenhaft mager ist und die so ergötzlich schauerhaft herumläuft in ihren kurzen Röcken über den knöchellangen Hosen und dazu stets mit diesem komischen Sonnenhut auf dem Kopf – sie ist wie ein Geschenk des Himmels für ihn.

Zum ersten Mal in seinem Leben kann er sein, wie es ihm niemals vergönnt war. Er hat keine Armee, keinen Hof, kein Imperium mehr, dafür hat er – was er niemals besaß – Zeit. Zeit, die er verschwenden kann. Zeit für närrische Spiele und Streiche.

Betsy hilft ihm zu vergessen. Und zugleich beschwört sie Erinnerungen herauf. Erinnerungen an Korsika. An sein Elternhaus, an seine Geschwister, an seine Spielkameraden. In ihrer Gegenwart ist ihm, als finde er seine Kindheit wieder.

Aber findet er sie wirklich wieder? Die Erinnerungen an seine ersten Lebensjahre sind so merkwürdig unscharf und spärlich. Ajaccio. Das blaue Meer. Der Hafen. Die mächtige Zitadelle. Die Berge. Die Maulbeerbäume und Olivenhaine. Der unverwechselbare Duft der heimatlichen Insel. Daran kann er sich erinnern, doch das können auch spätere Eindrücke sein. Wo aber sind die Erlebnisse, die

Geschichten seiner ersten Kinderjahre? Es ist, als lägen sie wie verschüttet unter einem Berg von über dreißig Jahren Leben in Frankreich, in der Armee, an der Spitze des Staates, auf den Schlachtfeldern Europas und Afrikas.

Zu kurz war wohl die Kindheit für ihn, die er schon mit neun Jahren verlor. Als er Korsika verließ, als er nach Autun kam und wenig später nach Brienne, wo er zum ersten Mal die Uniform anzog, da war er noch nicht einmal zehn. Damals, auf der Militärschule, begann es, daß er zum Einzelgänger wurde. Er fühlte sich fremd dort. Er, der kleine, streitbare Korse, der kaum Französisch konnte, fand keine Freunde unter den hochmütigen Altersgenossen, die fast ausnahmslos aus französischen Adelsfamilien stammten. Da war es unvermeidlich, daß sein Stolz erwachte und seine Verachtung für alle, die ihn geringschätzten.

»Schreiben Sie, Las Cases! – Ich wurde geboren, als mein Vaterland zugrunde ging. Dreißigtausend an unsere Küste geworfene Franzosen, die den Thron der Freiheit mit Blut überschwemmten, das war das entsetzliche Schauspiel, das meine Augen zuerst erblickten. Die Schmerzensschreie der Sterbenden, die Klagen der Unterdrückten, Tränen und Verzweiflung umgaben meine Wiege.

Mein Vater hatte einen lebhaften, phantastischen Charakter. Er war feurig und leidenschaftlich. Die Freiheit liebte er mit wahren Fanatismus, aber er erträumte sie, wie sie unmöglich zu Beginn einer Revolution sein kann, die alles Bestehende umstürzt, um das noch nicht Vorhandene aufzubauen.

Meine Mutter war eine sehr ordnungsliebende, tugend-

hafte Frau. Aber wie alle Mütter liebte sie ihre Kinder nicht in der gleichen Weise. Pauline und ich waren ihre Lieblinge.

Ich war ein eigensinniges Kind. Nichts imponierte mir, nichts brachte mich aus der Fassung. Ich war zänkisch und kampflustig und fürchtete niemand. Den einen schlug ich, den anderen kratzte ich, und alle hatten Angst vor mir. Mein Bruder Joseph hatte am meisten darunter zu leiden. Ich schlug und biß ihn. Er aber wurde ausgescholten. Denn noch ehe er sich von seinem Schreck erholte, hatte ich ihn schon bei der Mutter verklagt.

Wie alle Kinder war ich spottsüchtig. Da meine Großmutter alt und gebückt war, kam sie mir und auch meiner Schwester Pauline wie eine alte Hexe vor. Und deshalb ärgerten wir sie oft.

Von meiner frühesten Jugend an hatte ich Namen und Einfluß in Korsika. Die steilsten Berge, die tiefsten Schluchten, die reißendsten Gebirgsströme und Abgründe hatten nichts Abschreckendes für mich.

Von klein auf liebte ich, mit Soldaten zu spielen. Und wenn ich wirkliche Soldaten vorbeimarschieren sah, so lief ich ihnen nach.

Auf dem College von Autun ärgerte man mich oft wegen der Eroberung meines Vaterlandes durch die Franzosen. Ich aber antwortete: > Wären nur vier gegen einen gewesen, so würde Korsika niemals genommen worden sein; es waren aber zehn gegen einen.< Auf der Militärschule von Brienne begann es in meinem Kopf zu wühlen. Ich empfand das Bedürfnis, zu lernen, mir Wissen anzueignen und vorwärtszukommen. Ich verschlang alle Bücher. Bald war

nur von mir an der Schule die Rede.

Einmal hatte ich mir eine kleine Übertretung zuschulden kommen lassen, woraufhin mich ein überaus strenger Lehrer anschnauzte: > Auf die Knie, Herr von Bonaparte! Sie werden auf den Knien zu Mittag speisen.< Heftig bewegt antwortete ich: >Ich werde, wenn es sein muß, stehend speisen, aber nicht auf den Knien, denn in meiner Familie kniet man nur vor Gott.< Als der brutale Lehrer dennoch auf seiner Forderung bestand, stieß ich einen Wutschrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden.

Ich lebte abseits von meinen Kameraden und hatte mir im Hof der Schule eine kleine Ecke gewählt, wohin ich mich zurückzog, um nach meinem Belieben zu träumen. Denn Träumereien bin ich immer gern nachgegangen. Als meine Kameraden mir diese Ecke wegnehmen wollten, verteidigte ich sie mit allen Kräften. Schon damals hatte ich das Gefühl, daß mein Wille stärker sei als der der anderen und daß das, was mir gefiel, mir auch gehören müsse.

Der Winter siebzehnhundertdreiundachtzig / vierundachtzig war außergewöhnlich streng, und es schneite ungeheuer viel, wie man es lange nicht gesehen hatte. Nach dem Unterricht, wir hatten gerade Befestigungslehre gehabt, beschloß ich, die Theorie in die Praxis umzusetzen. Meine Kameraden waren auch gleich dabei, und im Hof der Schule entstand in kurzer Zeit ein kleines Fort mit Bastionen, Eskarpen und Traversen aus Schnee. Natürlich war ich immer der Anführer, entweder auf Seiten der Angreifer oder auf der Seite der Verteidiger, und ich traf derart geschickte Anordnungen, daß in den Schneeballkämpfen immer meiner Partei der Sieg zufiel.

Für mich ist Brienne mein Vaterland. Dort habe ich die ersten Eindrücke als Mann bekommen. Und das sonderbarste ist, daß ich dort später als Kaiser beinahe getötet worden wäre, wenn nicht Gourgaud mit einem Pistolenschuß das Gehirn eines Kosaken zerschmettert hätte, dessen Lanze schon meine Brust berührte.

Nach einem Aufenthalt von fünf Jahren verließ ich Brienne und trat in die Kriegsschule von Paris ein. Hier amüsierten sich die meisten meiner Kameraden nach Herzenslust und gaben viel Geld aus, lernten aber nichts für ihren künftigen Beruf als Soldat. Ich beschäftigte mich mit Rousseau und denen, die ihn und seine Lehre verteidigten oder angriffen.

Als ich den Dienst in Valence antrat, langweilte ich mich in meiner Garnison. Ich fing an, Romane zu lesen, und die Lektüre interessierte mich lebhaft. Ich versuchte, selbst einige zu schreiben.

Ich habe immer die Analyse geliebt, und wenn ich ernsthaft verliebt war, so zergliederte ich meine Liebe Stück für Stück. Das Wie und Warum sind so nützliche Fragen, daß man sie nicht oft genug stellen kann. Ich studierte weniger die Geschichte, als daß ich sie eroberte.

Siebzehnhundertsechundachtzig wurde mir ein sechsmonatiger Urlaub bewilligt, und nach einer Abwesenheit von sieben Jahren und neun Monaten war ich wieder in der geliebten Heimat. In vollen Zügen genoß ich die Freiheit auf der teuren Insel, deren eigenartiger Duft einen schon von weitem auf dem Meer umfängt, .«

Siebzehn Jahre war er alt. Längst ein Mann. Seit einem halben Jahr trug er Uniform und Epauletten. Der Vater

war im Jahr zuvor gestorben, mit neununddreißig Jahren an Magenkrebs. Die Mutter war allein geblieben mit den Kindern. Er fand sie sehr unglücklich, sie hätte eine Pension bitter nötig gehabt. Er, nun der einzige, der Geld verdiente, wurde das Haupt der Familie. Er kümmerte sich um die Baumschulen und Maulbeerbäume. Er überzog seinen Urlaub um sechs Monate. Der Dienst konnte warten, Hauptsache, der Sold traf pünktlich ein.

Da war im Grunde auch seine Jugend schon zu Ende. Und heute, zurückblickend, fragt er sich, was ihm wohl alles entgangen ist in diesen sieben Jahren und neun Monaten, was er, wie andere Kinder, niemals erlebt hat. Und wie könnte er es jetzt, hier in The Briars, mit Betsy Balcombe nachholen?

Es ist zu spät. Sankt Helena ist nicht Korsika. Und er ist kein wirklicher Spielgefährte für Betsy. Er kann nicht anders sein, als er ist. Sie ist ein Mädchen und er fast ein alter Mann. Die Unschuld des Kindes ist unwiederbringlich. Der Gedanke einer Verjüngung ist eine törichte Illusion, und wenn Betsy auch tausendmal eifersüchtig ist auf ihre Schwester Jane.

Es gäbe nur eines noch für ihn, Jane zu verführen und zu seiner Mätresse zu machen. Aber er weiß nicht, ob ihm wirklich daran gelegen ist.

5

Das Gerücht entsteht trotzdem. Jane Balcombe und Napoleon. Die Heckenrosen ein Liebesnest. Der Exkaiser auf amourösen Abwegen unter den Augen der Wachsoldaten.

Die pikante Neuigkeit verbreitet sich wie ein Lauffeuer unter den Bewohnern der Insel. Sie verschont auch die Herberge von Jamestown nicht, und der Wirt – wozu sitzt man so dicht an der Quelle? – möchte es ganz genau wissen.

»Ist es wahr, Herr General«, erkundigt er sich mit einem vertraulichen Lächeln bei Montholon, »man hört, der große Eroberer hat schon wieder einen Sieg errungen?«

Montholon weiß nicht, wovon der Mann redet.

»Aber Herr General!« sagt der Wirt. »Ganz Jamestown spricht davon. Und es ist ja auch kein Verbrechen. Seine Majestät sind ein Mann in den besten Jahren. Und die Jane Balcombe ist ein verdammt hübsches Mädchen, nicht wahr? Sie haben sie doch bestimmt schon gesehen, da oben in The Briars.«

Montholon steht wie vom Blitz getroffen. Eine Liaison des Kaisers? Wie konnte ihm das entgehen? Da denkt er die ganze Zeit an Las Cases, an Gourgaud, an Bertrand und die schöne Fanny, und nun ist es auf einmal dieses Mädchen. Im Grunde freilich ist es so überraschend nicht. Mätressen hatte der Kaiser überall und zu jeder Zeit. Aber warum die Heimlichkeit? Es war doch sonst nicht seine Art. Eher im Gegenteil. Montholon kommen Zweifel, ob das Ganze nicht bloß ein dummes Gerücht ist. Die Leute machen sich gern Geschichten. Aber andererseits, wenn doch etwas daran ist? Wenn möglicherweise mehr dahintersteckt? Am Ende macht der Kaiser diese Jane zu einer Art Lebensgefährtin, nimmt sie mit nach Longwood House, zeugt mit ihr Kinder, Nachkommen, Erben und überträgt ihr vielleicht sogar die Führung seines Haushalts.

Montholon eilt sofort zu seiner Frau.

Madame de Montholon aber fühlt sich nicht wohl, wie schon des öfteren in den letzten Tagen. Sie leidet an Appetitlosigkeit, an Brechreiz, an leichten Ohnmachtsanfällen.

Sie liegt auf der Ottomane, als Montholon zu ihr ins Zimmer tritt. Und er vermutet zunächst eine ihrer üblichen Migränen. Ein bißchen Schauspielerei, denkt er, ist sicher auch dabei, damit er sieht, wie sehr sie sich hier zu Tode langweilt.

»Ich finde«, sagt er, »du solltest mehr ausgehen, chérie. Spaziergänge an der frischen Luft würden dir bestimmt guttun. Du könntest zum Beispiel mal wieder den Kaiser besuchen. Seit wir auf der Insel sind, bist du erst zweimal bei ihm gewesen.«

»Zum Kaiser?« Madame de Montholon zeigt wenig Neigung dazu. »Weshalb?« fragt sie. »Ich denke, er hat jetzt... seine Memoiren.«

Montholon bemerkt den gereizten Unterton, schenkt ihm aber weiter keine Beachtung.

»Versteh doch, chérie«, sagt er, »ich möchte, daß du etwas Unterhaltung hast. Es ist ja weiß Gott nicht viel los hier. Und der Kaiser hätte sicher auch gern hin und wieder ein wenig Abwechslung in seiner Gesellschaft.«

»Bist du sicher?« meint Madame de Montholon, nun schon eine Spur bissiger. »Ich dachte, er hätte genug Abwechslung da oben.«

Montholon stutzt nun doch. Das klang fast, als hätte sie auch schon von dem Gerücht gehört.

»Ja, sicherlich«, meint er, scheinbar naiv, »der Kaiser bekommt jeden Tag Besuch. Gourgaud, Bertrand,

O'Meara...«

»Ja, ich weiß. Es ist überaus rührend, wie alle Welt um seine gute Laune bemüht ist.«

»Eben deshalb wäre es gut, wenn du dich auch ein wenig bemühen würdest. Begreifst du nicht, worum es geht? Wir wollen doch nicht bis an unser Lebensende auf diesem Felsen hocken. Ich meine, das wollen wir doch alle nicht. Am wenigsten der Kaiser. Und wenn er eines Tages tatsächlich in die Tuilerien zurückkehren sollte, dann will ich nicht bloß General bleiben. Aber so, wie es im Moment aussieht, fürchte ich, rangieren wir immer noch auf Platz drei in der Wertschätzung des Kaisers.«

»Auf Platz vier, wolltest du sagen.«

»Wieso?« fragt Montholon und lächelt unsicher. »Denkst du an Gourgaud? Ich glaube, den brauchen wir nicht zu fürchten.«

»Gourgaud, Gourgaud! Hören wir doch auf, drum herumzureden. Glaubst du, ich wüßte nicht, weshalb du gerade heute davon anfängst, wo es bereits die Spatzen von den Dächern pfeifen?«

Montholon steht da wie ein ertappter Schuljunge. Immer ist sie ihm um einen Deut überlegen.

»Ich bitte dich!« sagt er schließlich. »Diese Jane ist dreißig Jahre jünger als der Kaiser. Er macht sich doch nur einen Spaß mit dem armen Ding. Wenn überhaupt etwas dran ist an dem ganzen Gerede,«

»Aber sicher bist du dir nicht. Sonst würdest du ja wohl nicht so darauf drängen, daß ich ihn mal wieder besuche.«

Montholon fühlt sich in die Enge getrieben.

»Mir scheint, du willst nicht verstehen«, sagt er. »Las

Cases und Bertrand laufen uns den Rang ab, und du redest von dieser Jane.«

»Na schön, reden wir von Las Cases und Bertrand. Und was kann ich da tun? Soll ich etwa die Mätresse Seiner Majestät werden? Was bist du doch für ein Scheusal, Montholon! Bertrand hat es nicht nötig, seine Frau vorzuschicken. Er ist zwar ein Stockfisch, aber er stellt immerhin etwas dar. Er muß sich nicht einschmeicheln. Er besitzt das Vertrauen des Kaisers auch so.«

Das trifft Montholon. Trifft ihn, obwohl er es inzwischen gewohnt ist, daß sie ihm ständig vorhält, daß andere Männer besser sind als er. Und nur zu gern würde er ihr beweisen, wozu er fähig ist. Aber er widersteht der Versuchung. Dafür ist jetzt noch nicht die Zeit.

Zu seinem Erstaunen ändert Albine plötzlich ihren Tonfall.

»Na schön«, sagt sie, »vielleicht hast du recht. Aber soll ich etwa wieder laufen? In meinem Zustand?«

Montholon ist zu froh über das unerwartete Einlenken, als daß er die Bedeutung der letzten drei Worte wirklich erfassen würde. Statt dessen redet er sofort von Pferden, die ihm Oberst Bingham zugesagt habe, und wenn sie wolle, werde er gleich auf der Stelle zu ihm gehen, dann könnten sie noch am Nachmittag hinaufreiten.

»Aber Charles«, sagt sie, und auf einmal ist eine ungewohnte Zärtlichkeit in ihrer Stimme, »ich spreche nicht von Pferden, ich spreche von meinem Zustand.«

Sie will also doch nicht, denkt er, es ist zum Verzweifeln mit ihr.

»Siehst du denn nicht«, sagt Albine de Montholon, »daß

es mir im Moment nicht sonderlich gut geht?»

»Ja, ich weiß. Das ist die Insel. Das verfluchte Klima!«

»Nein, Charles«, sagt sie lächelnd, »es ist alles andere als das Klima.«

Und da endlich begreift Montholon. Die Appetitlosigkeit, der Brechreiz, die Schwindelanfälle.

»Willst du damit sagen...?«

»Ja, Charles. Ich bin schwanger.«

Montholon sieht seine Frau entgeistert an.

»Bist du dir sicher?« fragt er.

»Ich glaube schon«, erwidert Albine. »Und Doktor O'Meara irrt sich bestimmt nicht.«

Und wer ist der Vater? liegt es Montholon auf der Zunge. Aber er lächelt.

»Mein Gott...«, sagt er. »Verzeih mir, Albine... Wo hatte ich meinen Verstand?« Und er gibt sich alle Mühe, zärtlich zu ihr zu sein.

Madame de Montholon fällt ein Stein vom Herzen. Offensichtlich hegt er keinerlei Zweifel an seiner Vaterschaft. Und auch sie möchte nur zu gern daran glauben, aber wenn sie an die Wochen auf der »Northumberland« denkt, ist sie sich nicht so sicher.

Montholon indessen versucht seinen Verdacht zu verdrängen. Albine würde sowieso alles rundweg abstreiten und ihm obendrein noch eine Szene machen. Und vielleicht... Ein phantastischer Gedanke, der ihm da kommt. Vielleicht läßt sich sogar auf andere Weise Kapital daraus schlagen.

»Wir müssen zum Kaiser!« verkündet er. »Er hat ein Anrecht darauf, es als erster zu erfahren. Er wird sicher be-

geistert sein, wenn er hört, daß sich die Schar seiner Anhänger schon bald vergrößern wird.«

Madame de Montholon weiß nicht, ob sie lachen oder bestürzt sein soll. Der arme Charles ist im Begriff, sich in eine Situation zu bringen, in der er möglicherweise gar nicht gut aussehen wird.

6

Bonaparte lacht über das Gerücht. O'Meara ist es, der irische Arzt, der es ihm bei einem seiner fast regelmäßigen Besuche zuträgt. Bonaparte lacht darüber, und doch hat er Gefallen daran. Die Phantasien der Leute kreisen um seine Person. Ein untrüglicher Beweis, daß sein Nimbus, seine Beliebtheit auf der Insel im Steigen begriffen ist, selbst jetzt noch als Besiegter, als Gefangener unter seinen Feinden. Und Jane, zum Teufel, ist ein begehrenswert hübsches Mädchen; auf einmal wünschte er, es wäre wahr, was man über sie beide munkelt. Früher hätte er umgehend das Nötige veranlaßt, damit aus dem Gerücht Wirklichkeit würde, zumindest hätte er die Anzeichen dafür vermehrt, die es als Wirklichkeit hätten erscheinen lassen. Denn es ist ein bewährtes Rezept der Popularität, Gerüchten solcher Art Nahrung zu geben, da sie, wenn auch unbewußt, dem Bedürfnis der Menge entspringen, den Ausgewählten ihrer Sympathie mit Anekdoten und Legenden zu umgeben, die den großen Mann ihrem Herzen noch näher bringen. Aber hier? In seiner jetzigen Lage? Er wüßte nicht, wem er Anweisung geben könnte, ihm das Mädchen zu eindeutig verdächtiger Stunde im Gartenhaus zu-

zuföhren. Und das ist es, was ihn am meisten verdrießt, dieser erneute Beweis seiner Machtlosigkeit. Vielleicht aber, eine etwas kühne Hoffnung, braucht es nur wenig Zeit noch, daß ihm auch das wieder möglich sein wird, vielleicht schon in Kürze, wenn er Herr von Longwood House sein wird. Fürs erste jedoch bleibt ihm nichts anderes, als über das Gerücht zu lachen, so zweideutig freilich, daß O'Meara, sollte er danach befragt werden, weder etwas bestätigen noch dementieren kann, somit werden die Bewohner von Sankt Helena erst recht Wasser auf ihre Mühlen haben. Arme Jane, denkt er, wie wird sie sich der gierigen Frager wohl erwehren? Aber vielleicht schmeichelt es ihr auch. Sie wäre wahrlich nicht die erste.

Auch über Montholon lacht er. Der General hat ihm ein freudiges Ereignis anzukündigen. Die Zahl der Getreuen Seiner Majestät auf Sankt Helena werde sich schon bald, in sechs oder sieben Monaten, vergrößern. Und das eröffnet ihm dieser Dummkopf, ganz außer sich vor Glückseligkeit, im Beisein seiner Gattin. Bonaparte bricht in schallendes Gelächter aus. »In sechs oder sieben Monaten? Lieber Montholon, in sechs oder sieben Monaten werden wir längst wieder in Paris sein!« Der General, für einen Moment völlig aus dem Konzept, bemüht sich ergeben zu lächeln. »Gewiß, Majestät. Niemand von uns zweifelt daran.« Und dann versucht er, fortzufahren in seiner wohlpräparierten, gedrechselten Rede. Der neue Sproß im Lager Seiner Majestät werde, je nachdem ob es ein Junge oder ein Mädchen werde, Napoleon oder Napoleone de Montholon heißen. Und Bonaparte lacht abermals. Dieser Gauner, denkt er, wie gerissen er doch ist. Er glaubt ihm

die Rolle des Patenonkels suggerieren zu können. Die Rolle des Goldesels! Wofür hält ihn dieser Schwachkopf? Warum, zum Teufel, sollte er sich mit einem Patenkind begnügen, wo er ebensogut ein richtiges Kind haben könnte? Und obgleich ihm jegliche Gewißheit dafür fehlt, hätte er große Lust, es dem General auf den Kopf zuzusagen, daß er ein Trottel ist, ein Trottel von Ehemann nämlich. Früher hätte er nicht einen Augenblick lang gezögert, den General dem allgemeinen Gespött preiszugeben. Allein schon, um seine eigene männliche Potenz unter Beweis zu stellen, die Josephine so lange in Frage zu stellen drohte. Aber jetzt? Auf dieser Insel? Wozu noch? Und wem, zum Teufel, sollte er hier Montholon dem Gespött ausliefern? Etwa den Engländern, dem Feind? Zu allem Überfluß sind da auch noch die beschwörenden Blicke der Gräfin, hinter dem Rücken ihres Gemahls. Und er kann sie ja verstehen. Also begnügt er sich mit einer Anspielung, er beglückwünsche sie zu dem zu erwartenden Sprößling, bestimmt werde er ein Junge, ein tüchtiger Soldat, wie sein Vater, und vielleicht, wer könne das wissen, werde er sogar der Eroberer eines europäischen Throns. Und da hat Madame de Montholon schon alle Mühe, nicht zu erröten. Aber Bonaparte läßt es genug sein damit, er wendet sich wieder dem General zu. »Mein lieber Montholon, Sie haben Frankreich zweifelsohne einen großen Dienst erwiesen, aber wenn wir wieder in Paris sind, dann werden andere Qualitäten von Ihnen erwartet.« Montholon fällt es schwer, die Enttäuschung zu verbergen. Napoleon als Pate seines Kindes, das hätte eine überaus vorteilhafte enge, ja fast familiäre Beziehung zwischen ihnen geschaffen. Aber

er weiß, was er dem Kaiser bei dem Stichwort Paris schuldig ist, und so versichert er – zum wievielten Male schon? – seine bedingungslose Hingabe und stete Bereitschaft zu neuen Taten an der Seite Seiner Majestät.

Für Bonaparte ist das Thema erledigt. Er spricht wieder von den Memoiren und, mit unmißverständlicher Deutlichkeit, von dem gescheiten Las Cases, von dem anhänglichen Gourgaud und dem aufrichtigen Bertrand.

Die Zeitungen, die ersten, die er seit einem Vierteljahr in Händen hält, sind alles andere als erfreulich. In Paris wehen die weißen Fahnen. Zar Alexander führt in der Stadt an der Seine militärischliturgische Schauspiele auf mit Niederknien und Gebet. Preußen stellt rachsüchtige Forderungen. Metternich unterstützt, mehr als merkwürdig, die eher mäßigende Politik von Wellington und Castlereagh. Die Bourbonen beginnen ihr Werk der Verfolgung; Hunderte, vielleicht sogar Tausende, die während der Hundert Tage zu ihm zurückgekehrt waren, Bonapartisten, Republikaner, Jakobiner, stehen nun auf den Listen für Enteignung, Tod oder Verbannung. Talleyrand ist wieder Minister. Fouche ist wieder Chef der Polizei, diesmal des Allerchristlichsten Königs, diese Kreatur dient dem Bruder des Tyrannen, den er zweiundzwanzig Jahre zuvor mit aufs Schafott befördert hat, und heiratet sogar, dieser alte Jakobiner, die Comtesse de Castellane, wahrscheinlich nichts als ein Rückversicherungskontrakt. Und das Land, so scheint es, ist brav und still.

Die Zeitungen sind zwar ein Vierteljahr alt, aber soll ihm das eine Hoffnung sein? Es sind ausnahmslos englische Blätter, die ihm Las Cases oder Bertrand, manchmal auch

die kleine Betsy, übersetzen müssen. Wenigstens etwas. Denn auf diese Weise enden die Zeitungsstunden doch immerhin mit einer befreienden Schimpf- und Schmähkannonade gegen die ruchlose Londoner Presse.

Er weiß, daß seine wütenden Tiraden ungehört verhallen. Aber er ist der Kaiser, und er tobt und donnert wie einst in den Tuileries.

Wenn er genug davon hat, zieht er sich zurück in die schattige Weinlaube im Garten, nahe dem kleinen Teich mit den Gold- und Silberfischen. Oder er treibt mit Betsy Balcombe närrische Kinderspiele, veranstaltet die beliebten Schul- und Singstunden, wobei ihn Betsy, wenn er singt, auslacht: »Aber Monsieur, ich kann gar keine Melodie herausfinden.« Also spielt man was anderes. Er öffnet vor ihr seine Truhen. Er führt ihr, wie schon lange versprochen, seine Waffensammlung vor. Die Trophäen seiner Kriege, all die Degen und Säbel und Dolche aus Italien, aus Rußland, aus dem Orient; die herrlichsten Kostbarkeiten der Waffenkunst, verziert mit Gold und Silber und Schildpatt. Er zeigt ihr sein einzigartiges Tafelgeschirr aus der Porzellanfabrik von Sevres, jeder Teller, jede Tasse kostete sechshundert Francs. Ein Geschenk der Stadt Paris, eigens für ihn hergestellt. Jeder Teller bietet eine andere Malerei, ein anderes Bildnis von ihm in ausgesuchten Szenen aus seiner Jugend und aus seinen Schlachten, quasi ein goldverziertes Leben auf Porzellan. Er läßt Betsy staunen, und doch befällt ihn dabei erneut die Melancholie der Erinnerungen. Welch ein Leben führte er einst, und welch ein Schicksal erleidet er jetzt! Er kann der Vergangenheit nicht entfliehen. Was er auch tut, welchen

Gegenstand er auch berührt, alles ist traurige Erinnerung, aber er lacht. Er muß. Und er gebärdet sich stolz wie ein reicher Händler, der auf der Durchreise ist, hin zu neuen Eroberungen und Schätzen.

Wenn er der kleinen Betsy überdrüssig ist, unternimmt er ein-bis zweistündige Ausritte oder Spaziergänge, nun stets begleitet von Hauptmann Greatly, der Befehl hat, General Buonaparte keinen Moment aus den Augen zu lassen.

An den Abenden ist er gelegentlich zu Gast bei den Balcombes. Man spielt Whist. Und man spricht dem Wein zu. Bonaparte weniger. Er vermisse seinen Chambertin, sagt er, den er auf all seinen Kriegszügen mitgeführt habe. Balcombe trinkt dafür um so mehr. Und Bonaparte hält ihm Moralpredigten. »Was seid ihr Engländer doch für ein verdorbenes Volk!« Oder: »Sie sollten auf Ihre Leber achten, lieber Balcombe. Ich fürchte, es nimmt einmal ein schlimmes Ende mit Ihnen!« Gegenüber Mistreß Balcombe gibt er sich als der charmanteste Frauenkenner, und er macht ihr das größte Kompliment, das er zu vergeben hat. Sie erinnere ihn an Josephine. »Oh, Josephine!« schwärmt er. »Eva la dama la piu graziosa di Francia!« Sie war die anmutigste Frau Frankreichs. Eine Göttin der Mode, die alle Neuheiten veranlaßt habe. In welchem Kleid sie auch erschienen sei, immer habe sie vornehm gewirkt. Und er preist sie glücklich, daß sie so früh gestorben ist; so mußte sie sein letztes Unglück nicht miterleben.

Nur einmal läßt er sich überreden und erscheint auf einer größeren Gesellschaft, die die Balcombes ihm zu Ehren veranstalten. Er erscheint in der üblichen einfachen Uniform: weiße Weste, grüner Rock, weiße Hose und schwar-

ze Stiefel; als einzigen Schmuck hat er den Großen Stern der Ehrenlegion angelegt. Betsy ist stolz auf ihren Helden, obwohl sie insgeheim hoffte, sie würde ihn einmal in großer Paradeuniform sehen. Ihre Schwester allerdings begrüßt er weitaus liebenswürdiger, mit galantem Handkuß, mit einem so auffällig tiefen Blick und einem so überaus vertraulichen Lächeln, daß Jane verlegen errötet. Und sofort machen vielsagende Blicke die Runde, was Betsy einen schmerzlichen Stich versetzt. Bonaparte indes läßt sich vom Hausherrn nun die Reihe der Gäste vorstellen. Jedem gewährt er die Gunst eines kurzen Gesprächs. Er erkundigt sich nach Beruf oder militärischem Rang, nach der Anzahl der Dienstjahre, nach geschäftlichen Verbindungen und Einkünften; immer knapp und direkt, so, als sei er mit allem bereits halb vertraut. Der ganze Raum hört ihm zu, und er wird zunehmend leutseliger. Als er von einer Dame gefragt wird, wie es ihm hier bei ihnen gefalle, zeigt der Löwe des Tals endlich seine Pranken. »Sankt Helena ist zweifellos die schönste britische Besitzung, Madame, nur leider ohne jede Kultur.« Allgemeines Schmunzeln. Man nimmt es als ein Kompliment, wie es von Kaiser Napoleon nicht anders zu erwarten war. Doch damit ist die Schlacht eröffnet. Wie er nach Waterloo die politische Lage in Europa beurteile, will man wissen. Und er prophezeit ohne eine Sekunde des Bedenkens: »Der Kontinent, Ladies and Gentlemen, geht einem düsteren Jahrhundert entgegen. Über kurz oder lang wird Europa entweder Rußland oder Amerika in die Hände fallen.« Wiederum lächelt man wie über ein amüsantes Bonmot. Und man fragt ihn, ob er nicht auch die Ansicht teile, daß

Europa jetzt seinen wohlverdienten Frieden haben werde. »Was für einen Frieden?« fragt er belustigt. »Die Völker warten auf einen Befreier! Sie dürsten nach einer neuen Welt! Ich fürchte allerdings, sie werden jetzt sehr lange darauf warten müssen.« Ob er damit sagen wolle, daß Europa weitere Revolutionen bevorstünden? »Revolutionen sind selten«, ist die prompte Antwort. »Und das liegt daran, daß das menschliche Leben zu kurz ist. Jedermann denkt, es lohne sich nicht, die bestehende Ordnung umzustürzen, weil man die Früchte der neuen Ordnung ja doch nicht mehr genießen werde.« Aber die französische Revolution! wirft der Hausherr schmunzelnd ein. »Ein Glücksfall der Geschichte, lieber Balcombe. Nur wurde sie leider verspielt von den Advokaten des Direktoriums. Man verstand damals nichts von Kriegskunst. Was dann noch zu retten war, habe ich zu retten versucht. Und gegen eine Welt von Feinden war das mehr, als man damals erhoffen konnte.« Aus den Gesichtern rings um ihn weicht auch das letzte Lächeln. Ob er denn wirklich eine so schlechte Meinung von der Welt habe, wagt Oberst Bingham zu zweifeln. Aber auch dieser Versuch wird zurückgewiesen. »Mit den Staatsmännern, lieber Oberst, ist es wie mit den Juristen. Die Rechtsgelehrten haben sich daran gewöhnt, die Wahrheit zu verdrehen und dem Unrecht zum Siege zu verhelfen, so daß sie schließlich selber nicht mehr Recht von Unrecht unterscheiden können. Und sie müssen gewissenlos sein, um Erfolg zu haben. Genauso ist es mit den Staatsmännern.« Man findet die Anschauungen des Generals Buonaparte überaus klug und interessant, läßt aber nun keinen Zweifel mehr darüber, daß die Politik

doch ein zu unerfreuliches Thema ist für einen so geselligen Abend. Und Doktor Warden, der Arzt von der »Northumberland«, ist es, der der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben versucht. Was der General von der Heilkunst halte, möchte er wissen. Die Antwort ist ebenso lakonisch wie unverblümt. »Wenig, Mister Warden. Ich lasse nur zwei Heilmittel gelten: warme Bäder und Mäßigung.« Und wie zum Exempel, daß er diese Heilmittel auch im gesellschaftlichen Umgang für gültig hält, übt er, nach dem Genuß des warmen Bades, nun die entsprechende Mäßigung; er bedankt sich bei Mister und Mistreß Balcombe für den bezaubernden Abend und empfiehlt sich.

Er ist zufrieden, als er in seinen Pavillon zurückkehrt. Er hat für neuen Gesprächsstoff gesorgt auf der Insel. Er hat diesen Eingeborenen frischen französischen Wind in ihre kleinen britischen Hirne geblasen. Bis an ihr Lebensende wird ihnen dieser Abend in Erinnerung bleiben. »Europa geht einem düsteren Jahrhundert entgegen.« Welch ein Bild boten ihre Gesichter, als sie vor lauter Entsetzen zu lächeln versuchten. »Die Völker warten auf einen Befreier!« Welch eine Angst vor der Revolution! Als lauerte sie bereits auf der Reede von Jamestown. Oder gar hier, in The Briars. Leibhaftig wie der Teufel.

Und da schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf. Napoleon auf Sankt Helena – natürlich, das ist die Revolution! Sein Name ist schließlich nicht der Inbegriff für leere Worte, sondern für Taten!

Und auch die Tat, die revolutionäre, ist schnell gefunden.

Der Orangengarten der Balcombes, der so herrlich und gewinnversprechend in Blüte steht, ist der Obhut eines

freundlichen alten Mannes, des Sklaven Tobias, anvertraut, dessen offensichtliche Zuneigung er schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts gewann. Und jedesmal, wenn er, der Kaiser der Franzosen, zu dem Alten in den Garten kommt, wechseln sie, mit Betsys oder Las Cases' Hilfe, ein paar Worte miteinander, über das Wetter, über die Bodenbearbeitung, über die Ernteaussichten, vor allem aber erkundigt er sich nach dem Leben des Alten, der aus dem fernen Inselreich der Malaïen stammt und schon vor langer Zeit als Sklave auf die Insel kam. Er nennt ihn vertraulich Toby, schenkt ihm des öfteren einen Napoleondor, und der Alte, er weiß es von Betsy, spricht nur noch vom »good gentleman Bony«. An ihm, dem Sklaven in britischen Fesseln, wird er die revolutionäre Tat vollbringen. Ihn, einen von etwa fünfhundert Unfreien auf Sankt Helena, wird er loskaufen. Freikaufen. Und es wird heißen: Napoleon – der Befreier ist erschienen!

Gleich am folgenden Tag diktiert er Las Cases ein Schriftstück. Er wendet sich nicht erst an Balcombe, sondern gleich an den Gouverneur. Und noch am Nachmittag desselben Tages überreicht Bertrand im Castle von Jamestown das Schreiben.

Die Antwort jedoch, anders als sonst, läßt auf sich warten.

Er hat es vorausgesehen. Und er frohlockt. Es ist ihm gelungen, die Herren in Jamestown in Verlegenheit zu bringen. Sie wissen nicht, wie sie sich verhalten sollen. Tage lang spricht er davon. Zu den Balcombes, zu jedem Besucher und nicht zuletzt zu dem alten Tobias selber, der ihn von nun an vollends vergöttert. Die ganze Insel weiß in-

zwischen von seinem Gesuch beim Gouverneur. Die Sache hat ihren Zweck weitestgehend erfüllt.

Als schließlich die Antwort eintrifft, abschlägig, politische Gründe stünden dagegen, daß General Buonaparte irgendwelche wie auch immer gearteten Aktivitäten auf Sankt Helena unternimmt, interessiert ihn die Angelegenheit schon nicht mehr. Kaum ein Kommentar gegenüber Las Cases. Nur ein geringschätziges Lächeln über dieses »freiheitliche« England.

Das Wetter tut noch ein übriges. Die tropischen Breiten zeigen sich plötzlich von ihrer anderen, geradezu erbarmungslos rauhen Seite. Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft geht auf die Insel ein Unwetter nieder mit Regengüssen und Sturmböen, von so elementarer Gewalt, als sollte der mächtige Felsen im Ozean versinken.

Die Gipfel von Diana Peak und Mount Hall verschwinden in schwarzen Wolkenmassen. Die Berghänge verwandeln sich in Sturzbäche. Die Wege werden unpassierbar. Der Garten der Balcombes wird zum knöcheltiefen Morast. Und das große buntgestreifte Zelt auf dem Rasen droht davonzuschwimmen.

Bonaparte ist ans Gartenhaus gefesselt. Zum ersten Mal fühlt er sich wirklich gefangen. Er versucht, dieses Gefühl zu verscheuchen, indem er Las Cases zu noch intensiverer Arbeit antreibt. Doch immer wieder tritt er ans Fenster, starrt in das tobende Unwetter und murmelt immer neue Flüche gegen das mörderische London. Denn der Sturm und der Regen gehen auf das Konto der englischen Regierung, und der Schlamm, das ist nur zu offensichtlich, soll ihn an Waterloo erinnern, an die schwärzeste Stunde sei-

nes Lebens.

Nach drei Tagen, ebenso plötzlich wie es begonnen hat, ist alles vorüber. Der Regen. Der Sturm. Sogar die Wolken sind über Nacht abgezogen.

Die Wasser verlaufen sich. Und schon am Nachmittag ertönen vom gegenüberliegenden Felshang, von jenem steilen Fahrweg, den er am ersten Tag mit Cockburn und Bingham entlanggeritten ist, wieder die Trommeln und Pfeifen herüber, die mit ihrem eintönigen Rhythmus die Soldaten des 53. Regiments vorantreiben, die in langer Kolonne neues Baumaterial hinaufschleppen zur Hochebene von Longwood House, zu seinem »Palast«.

Dieser seit Wochen vertraute Klang, der für drei Tage aussetzte, ist wie ein wiedergekehrtes Lebenszeichen der Insel. Und Bonaparte, im Garten stehend, die Arme vor der Brust verschränkt, hat noch mehr als zuvor seine Freude daran, die britische Armee für sich arbeiten zu sehen.

Gegen vier Uhr, endlich, erscheinen Bertrand, Montholon und Gourgaud.

Die Begrüßung fällt knurrig aus. Weshalb die Herren Generäle so spät kämen? Er warte schon drei Tage auf sie. Früher auf dem Schlachtfeld hätten sie sich so etwas auch nicht erlauben können.

Die drei Männer, wie in einer Reihe, den Hut in der Hand, an der Tür stehend, sehen einander ungläubig an. Sieht er denn nicht ihre dreckverschmierten Stiefel?

Doch keiner der drei erhebt einen Einwand der Rechtfertigung. Zu erregt sind ihre Gemüter seit einer Stunde, als die neuen Nachrichten aus Europa eintrafen. Und Großmarschall Bertrand tritt schließlich einen Schritt vor und

bittet, berichten zu dürfen.

Am Morgen habe die Fregatte »Havannah«, aus England kommend, auf der Reede von Jamestown festgemacht. Außer den üblichen Lebensmitteln und Vorräten für die Truppen habe sie auch Post und Zeitungen gebracht.

»Die Zeitungen, Sire, sind vom siebenten September.« Und Bertrand legt sie Bonaparte auf den Tisch.

»Wieder nur englische?« Bonaparte verschwendet kaum einen Blick daran. »Oder gibt es mal etwas anderes außer Schmähungen und Lügenmärchen über mich?«

»Verzeihung, Sire...« Bertrand schnürt es fast die Kehle zu. »Frankreich, Sire, steht in Flammen!«

Für einen Augenblick herrscht eine unheimliche Stille im Raum. Bonaparte steht wie versteinert. Sein Blick ist auf Bertrand gerichtet, als hätte ihm dieser das Ende der Welt verkündet.

Dann explodiert er.

»Nun reden Sie schon! Oder soll ich etwa erst Englisch lernen, um von Frankreichs Schicksal zu erfahren?«

»Zu Befehl, Sire.«

Und Bertrand berichtet. Die Einzelheiten in den vorliegenden Blättern seien zwar mehr als spärlich, es könne jedoch kein Zweifel darüber bestehen, daß die Bourbonen mit einer offenbar großangelegten Säuberungswelle Frankreich unter ihre Gewalt zu bringen versuchten. General Labedoyere sei bereits hingerichtet worden. Auch Marschall Brune habe man ermordet, in Avignon, massakriert von einem fanatisierten Pöbel. Empört stünde das ganze Land in hellem Aufruhr. Wie es heißt, sei bereits ein Heer von 150 000 Mann im Entstehen begriffen. Und überall...

»Überall, Sire, ruft man nach dem Kaiser!«

Bonaparte, die Hände auf dem Rücken, starrt die Wand an. Man ruft nach ihm. Diese wetterwendischen dummen Franzosen. Warum haben sie ihn denn loswerden wollen, als er kämpfen wollte? Sie haben es nicht anders verdient. – Aber er weiß, er steht vor seinen Generälen.

»Labedoyere«, murmelt er erschüttert, »er wollte, daß ich kämpfe... Und der großartige Brune... Mein Gott, wer wird der nächste sein? Wollen sie denn alle Marschälle und Generäle Frankreichs umbringen?«

Und mit kurzen, harten Schritten beginnt er, hin- und herzulaufen.

»Welch eine Grausamkeit des Schicksals! Frankreich in Flammen und ich hier auf diesem öden Felsen! Hundert-fünzigtausend Mann, sagen Sie? Vielleicht sind es inzwischen schon dreihunderttausend oder vierhunderttausend! Wer wird den Zorn der Massen jetzt in die rechten Bahnen leiten? Wer wird denn wissen, was geschehen muß, damit nicht Tausende braver Franzosen ihr Leben auf dem Schafott endigen, damit sie nicht ihrem Patriotismus zum Opfer fallen und den fremden Waffen der Reaktion!«

»Man spricht, Sire«, wirft Montholon ein, »von Eurem Sohn Eugene.«

»Eugene?« Bonaparte vollführt eine unerwartet heftige Geste. »Eugene de Beauharnais ist nicht mein Sohn! – Gewiß, ich habe ihn geliebt. Als jungen Offizier vor sechzehn Jahren. In Ägypten. Damals trug ich mich ernstlich mit dem Gedanken, ihn zu adoptieren. Er ist ein gescheiter Kopf und ein geschickter Verwalter. Aber er ist kein Genie. Es fehlt ihm an Charakterstärke, der allerersten Eigen-

schaft eines jeden großen Mannes.«

Montholon schweigt betreten. Und Gourgaud lächelt ziemlich ungeniert: Wie konnte so ein Schwachkopf nur General werden?

»Man spricht, Sire«, sagt er, »auch von General Clausel.«

»Clausel?«

»Sie erinnern sich, Majestät, er stand noch im Juli, als wir uns schon in Rochefort einschifften, mit seiner Gironde-Armee bereit, sich mit Joseph zu vereinigen, um das Blatt doch noch einmal zu wenden. Und wie es aussieht, konnte er sich auch danach noch länger halten.«

»Clausel.« Bonaparte verschränkt die Arme vor der Brust und stützt das Kinn auf. »Kraft und Talent besitzt er. Vielleicht wäre er der rechte Mann für diese Stunde.«

»Verzeihung, Sire«, versucht Bertrand zu bedenken zu geben, »die Nachrichten sind ein Vierteljahr alt.«

»Ich kann auch rechnen, Großmarschall!« Und Bonaparte nimmt wieder seine Wanderung auf.

»Vielleicht«, versucht sich Montholon ein zweites Mal, »vielleicht ist Ludwig schon gestürzt. Und der Tag unserer Befreiung...«

»Sind Sie von Sinnen, General! Der Himmel verhüte das! Ich muß ihn stürzen. Ich, verstehen Sie! Nur wer den König stürzt, dem folgt das Volk.« Warum, zum Teufel, ist er von lauter Dummköpfen umgeben, unfähig zu jedem klaren Gedanken. »Die Zeit ist gegen uns. Selbst wenn wir könnten, wie wir wollten, wir brauchten, günstigen Wind vorausgesetzt, zehn Wochen bis nach Frankreich. – Zehn Wochen, dazu das bereits verstrichene Vierteljahr. Das wäre ein allzu großer Vorsprung für Clausel.«

»Aber Sire«, Montholon wagt es ein drittes Mal, »wenn es Clausel gelänge, es geschähe nur im Namen Eurer Majestät!«

»Glauben Sie?« Bonaparte lächelt geringschätzig. »Er wird doch nicht so dumm sein, mir die Stelle abzutreten, die er gerade erst erobert hat. Ich habe zwar immer noch viele Anhänger, aber wenn er es schafft, dann wird er auch seine Freunde haben. Und nicht wenige. Der Pöbel hat ein kurzes Gedächtnis. Alles Große, was ich vollführt habe, wird man vergessen. Die Letzten haben immer recht. Und die Vergangenheit ist schnell vergessen um die Gegenwart. Ihn wird man feiern als den Retter der Errungenschaften der Revolution!«

»Sie vergessen, Sire?« Ehrlich bestürzt sieht Bertrand Bonaparte an. »Wie können Sie nur so etwas denken! Sie haben die Revolution gerettet. Schon vor sechzehn Jahren. Jedes Kind in Frankreich weiß das. Die Größe Eurer Majestät wird die Jahrhunderte überstrahlen!«

Bonaparte schweigt. Bertrand hat seine verwundbarste Stelle getroffen. Der Ruhm aller kommenden Jahrhunderte, ist er ihm wirklich sicher? Oder wird es die Revolution sein, die Frankreichs Geschichte für immer zieren wird?

»Ach, lieber Bertrand«, sagt er nach einer Weile, »die Revolution ist der größte Unglücksfall, womit der göttliche Zorn ein Volk martern kann. Sie ist die Geißel der Generation, die sie gemacht hat. Und viele Jahre noch, vielleicht ein ganzes Jahrhundert, ist sie das Unglück vieler und das Glück nur weniger.«

Durch Gourgaud geht eine heftige Bewegung. Er kann nicht glauben, was er da hört; er kann nicht glauben, daß

es wirklich der Kaiser ist, der so etwas ausspricht.

»Ich verstehe Sie nicht, Sire«, sagt er. »Wie können Sie sagen, die Revolution wäre ein Unglücksfall? Ist unser Ruhm, ist unsere Größe, sind wir nicht alle – und Sie am meisten, Sire – das Resultat der Revolution?«

»Und das Glück, Gourgaud?« Bonaparte lächelt überlegen. »Sind Sie glücklich mit Ihrem Schicksal, General? Ich bin es nicht. In Frankreich kennt man das Glück heute nur noch aus Erzählungen.«

»Ist das die Schuld der Revolution?«

Es bricht aus Gourgaud heraus ohne eine Sekunde des Bedenkens. Doch schon im nächsten Augenblick wird ihm bewußt, er sieht es an Montholons und Bertrands Gesichtern, welch ungeheuerlichen Vorwurf er damit, wenn auch nicht ausgesprochen, so doch angedeutet hat. Zu spät, denkt er, die fürchterliche Stille im Raum wird ihn im nächsten Augenblick vernichten.

Doch Gourgaud irrt. Man ist nicht in den Tuileries. Bonaparte zeigt sich gefaßt.

»Natürlich haben Sie recht, Gourgaud. Die Schuld der Revolution war es nicht. Eine Welt voller Feinde war es, die gegen uns stand. Gegen Frankreich, das als erstes Land der Erde den großen Schritt gewagt hat in eine neue Welt der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Und ich allein war dazu berufen, Frankreich, ja Europa dorthin zu führen. Und niemand wird bestreiten können, daß ich alles getan habe, was ein Mensch überhaupt tun konnte. Denn das wahre Glück des kleinen Mannes liegt in der denkbar möglichen Ordnung. Und die beste Ordnung, wenn sich ein Volk im Chaos der Interessen selbst zerfleischt, schafft

immer noch der Krieg.«

Gourgaud schweigt. Zu verblüffend ist für ihn die Wendung. Und zu erleichtert ist er, dem Zorn des Kaisers entronnen zu sein.

Doch nun ist es Bertrand, der nicht länger an sich halten kann.

»Der Krieg, Sire?« fragt er ungläubig. »Der Krieg sollte die denkbar beste Ordnung sein?«

»Ja, was denn sonst! Für einen Großmarschall von Frankreich ist das eine mehr als merkwürdige Frage. Was wären Sie denn heute, Graf Bertrand, ohne meine Kriege? Oder sind Sie vielleicht über Nacht Pazifist geworden?«

»Verzeihung, Sire, natürlich nicht.«

»Dann halten Sie den Mund. Und reden Sie nicht solchen Unsinn!«

Bertrand bereut. Nichts lag ihm ferner, als den Kaiser in irgendeiner Weise zu verärgern.

»Niemals, Sire«, versichert er, »werde ich vergessen können, was ich Eurer Majestät verdanke...«

Doch Bonaparte wischt mit einer Handbewegung alle Worte beiseite.

»Frankreich steht in Flammen, meine Herren! Und Sie ergehen sich in moralischen Erörterungen. Halten Sie das für Ihren Dienst am Vaterland? Wenn Sie einen vernünftigen Vorschlag haben, was wir für Frankreich tun können, dann lassen Sie es mich wissen. Ich brauche jetzt frische Luft!«

Er geht zur Tür. Dreht sich aber noch einmal um.

»Sie, Montholon, begleiten mich! Ich brauche Sie zum Diktat. Las Cases ist heute nicht wohlauf.«

Er geht hinaus. Und Montholon folgt ihm mit unverhohlener Genugtuung gegenüber Gourgaud und Bertrand.

Die Revolution! Er kann sich nicht beruhigen. Was für ein Schwätzer ist Gourgaud, wenn es um Politik geht! Er redet, als befände man sich im Jahr 89! Wie ein Heißsporn von zwanzig Jahren führt er sich auf und nicht wie ein Mann, wie ein General des Kaiserreichs.

Mit zwanzig, ja, da hatte auch er noch Flausen im Kopf, damals als Leutnant in Auxonne, als er leidenschaftliche Schmähschriften gegen den König verfaßte. »Lebe, um dich zu rächen, und vergib niemals den Tyrannen des Vaterlandes!« schrieb er damals. »Stirb, aber erkenne niemals die Franzosen als Herren an!« Sein Vaterland hieß noch Korsika, und er haßte Ludwig XVI. haßte alle Franzosen, die Unterdrücker seiner Heimat. Und dennoch tat er seinen Dienst, im Solde des Königs. Und als in Paris die Revolution schließlich ausbrach, da stimmte er keineswegs in den allgemeinen Jubel ein. Er schwärmte für Rousseau und Raynal, seine geistigen Vorbilder, aber er haßte die Unordnung, und wo in seiner Nähe rebellierte wurde, dort ließ er hart durchgreifen. Der einzige revolutionäre Gedanke, der ihn damals beherrschte, galt der Befreiung Korsikas, und so ließ er sich für das Winterhalbjahr 89/90 seinen Sold ausbezahlen und kehrte nach Hause zurück. Zwar war er sogar in einige Unruhen verwickelt, und er schrieb auch wieder flammende Schriften, aber später, als Talleyrand, um ihm angeblich eine Freude zu bereiten, die Schriften wieder auskramte, verbrannte er sie. Von Paoli, dem Idol seiner Jugend, war er bald mehr und mehr enttäuscht. Plötzlich rühmte jener die Großmütigkeit

der französischen Nation. Und so kehrte er, mit zwölfmonatiger Verspätung, zu seinem Dienst zurück, diesmal nach Valence. Die Verspätung sah man ihm nach, er wurde sogar befördert und erhielt einen höheren Sold. Nach Paris kam er erst im dritten Jahr der Revolution. Was er dort zu sehen bekam, erfüllte ihn mit Abscheu. Am 10. August, als das Sturmläuten begann und die Nachricht eintraf, man stürme die Tuileries, lief er zur Place du Carrousel. Da man ihn einigermaßen anständig angezogen sah und ihn für einen »Monsieur« hielt, kam der Pöbel auf ihn zu, um ihn »Es lebe die Nation!« rufen zu lassen, was er auch ohne Zögern tat. Dann eilte er zu Fauvelet, dem Bruder seines Freundes und späteren Sekretärs Bourrienne. Von dessen Haus aus konnte er in Ruhe alles betrachten. Es war das gemeinste Gesindel, das das Schloß an jenem Tag stürmte. Wäre er der König gewesen, er hätte es nicht durchgehen lassen; vier- oder fünfhundert hätte er mit Kartätschen hinwegfegen lassen, die übrigen wären davongelaufen. Als der Palast genommen worden war und der König sich in die Gesetzgebende Versammlung begeben hatte, ging er in den Jardin des Tuileries. Es war grauenhaft, was sich dort dem Auge darbot. Ein Feld von Leichen. Und sogar gutgekleidete Frauen konnte man sehen, die ihren Haß in schändlichster Weise an den Leichnamen der Schweizergarden ausließen.

Die Revolution! Gourgaud weiß nicht, wovon er redet. Er war damals noch ein Kind, er sollte den Mund halten!

An der Front wurde die Revolution gerettet. In Toulon gegen die Engländer. In Piemont gegen den König von Sardinien und gegen die Österreicher. Und die Siege wa-

ren mit seinem Namen verbunden.

Bertrand muß den Verstand verloren haben, die ordnende Kraft des Krieges in Frage zu stellen!

»Sie müssen sich erinnern, Montholon. Nach dem Sturz Robespierres waren allein wir Generäle in der Lage, Frankreich vor der Rückkehr zum Ancien regime zu bewahren.«

Montholon, die ganze Zeit an der Seite Bonapartes durch den Morast watend, ist froh, endlich etwas sagen zu dürfen, das dem Kaiser seine völlige Ergebenheit beweist.

»Ich erinnere mich nur zu genau, Sire«, versichert er. »Ohne Sie wäre der dreizehnte Vendemiaire der schwärzeste Tag in Frankreichs Geschichte gewesen.«

Der 13. Vendemiaire! Bonaparte lächelt. Aber Montholon hat wohl recht. Jener 5. Oktober 1795 ist ein schicksalhafter Tag gewesen. Für ihn! Noch ein halbes Jahr zuvor hatte er sich, mittellos und ohne Kommando, mit Selbstmordgedanken getragen. In die Seine hatte er sich stürzen wollen. Und wäre ihm an den Quais nicht des Mazis begegnet, sein früherer Regimentskamerad, er hätte es vielleicht getan. Des Mazis aber, aus reicher Familie, überließ ihm auf der Stelle dreißigtausend Goldfrancs, und mit einem Schlag hatte er wieder Boden unter den Füßen.

»Ja, Montholon, es war erstaunlich, wie nach dem Sturz Robespierres innerhalb eines Jahres wieder der Luxus, das Vergnügen und die Künste die Oberhand gewannen. Ich habe es selbst mit angesehen, als man am elften Juli siebzehnhundertfünfundneunzig in der Oper für eine frühere Schauspielerin eine Benefizvorstellung gab. Obwohl die Preise um das Dreifache erhöht worden waren, hatte sich

bereits seit zwei Uhr nachmittags eine ungeheure Menschenmenge angesammelt. Die vornehme Welt erschien wieder in Equipagen auf der Bildfläche – oder besser: sie erinnerte sich nur noch wie eines langen Traumes, daß sie einstmals aufgehört hatte zu glänzen. Und im Oktober stand in der Tat das Schicksal der Republik auf dem Spiel. Am Abend des zwölften Vendemiaire befand ich mich im Konvent. Alle Welt zitterte vor den Sektionen der Aristokratie und neigte zur Verständigung. Sieyes näherte sich mir und sagte: Während sie hier beraten, werden die Sektionen alles über den Haufen werfen, deshalb beeilen Sie sich, General, handeln Sie nach Ihrem Kopf und schießen Sie nur mutig. Daraufhin ließ ich den Repräsentanten Flinten verabfolgen, und als sie fragten, was sie damit machen sollten, sagte ich ihnen, daß sie sich verteidigen sollten. Da endlich begriffen sie, daß sie sich in Gefahr befanden. Am nächsten Morgen früh fünf Uhr wurde der Volksvertreter Barras zum Obergeneral der Armee des Innern ernannt und ich zu seinem Stellvertreter.

Es floß französisches Blut, aber für das Verbrechen und die Schande dieses Tages tragen allein die Sektionen die Verantwortung. Unter den Toten erkannte ich zumeist Emigranten, Grundbesitzer und Adlige. Bei den Gefangenen wurde festgestellt, daß es vor allem Chouans waren, also Anhänger von Charette.

Nachdem man auch die Sektion >Brutus< entwaffnet hatte, marschierte man auf die Place de Greve. Überall hatten die wahren Patrioten wieder Mut gefaßt, allerorts waren die mit Dolchen bewaffneten Emigranten verschwunden, und das Volk kam von seinen Verrücktheiten und seiner

Verirrung ab. Die Republik war gerettet.

Ja, Montholon, es war wohl ein großer Moment in Frankreichs Geschichte. Und vielleicht der entscheidendste in meinem Leben.«

»Außer dem Brumaire, Sire.«

»Ja, außer dem Brumaire. Aber was lag dazwischen? Die herrlichsten Siege, die Frankreich je errungen hat! Und niemand wird bestreiten können, daß ich es war, der sie erfochten hat. Und mit was für Armeen!

Als ich am sechsundzwanzigsten März siebzehnhundertsechsendneunzig in Nizza eintraf, war die Lage des Heeres schlimmer, als jedwede Einbildungskraft sie zu schildern vermag. Die Brotversorgung war nicht einmal sichergestellt, und Fleisch hatte es schon seit Wochen nicht gegeben. Die Kampfmoral der Soldaten läßt sich leicht vorstellen. Als das Hauptquartier Weisung erhielt, sich nach Albenga zu begeben, nahm ich eine Musterung der Truppen vor und sagte: Soldaten! Ihr seid halb nackt und schlecht gekleidet. Man schuldet euch viel und kann euch doch nichts geben. Eure Geduld und der Mut, den ihr inmitten dieser Felsen zeigt, sind bewunderungswürdig, aber sie verschaffen euch keinen Ruhm. Ich aber werde euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen und große Städte werden in eurem Besitz sein, und dann werdet ihr Reichtümer, Ehren und Ruhm in Fülle haben.

Das war die Rede eines jungen, sechsundzwanzigjährigen Generals, Montholon, und sie wurde mit lebhaftestem Beifall aufgenommen. Von da an hatte ich das Vertrauen der Truppen, und niemand wird behaupten können, ich hätte

es jemals enttäuscht.«

Montholon, unbeirrt von seinen nassen Füßen, ist voller Bewunderung, und er bedauert zutiefst, nicht schon damals dabeigewesen zu sein.

»Es müssen große Tage gewesen sein, Sire. Und ich bin immer wieder erstaunt, wie genau Sie sich noch an alle Einzelheiten erinnern. «

Bonaparte lächelt. Erst vor ein paar Tagen hat er Las Cases die italienischen Feldzüge diktiert.

»Sie vergessen, Montholon, daß es die Geburtsstunde der großen Napoleonischen Armee war! So etwas vergißt man nicht. Jeder Tag ist in meinem Gedächtnis eingegraben. Jede Stunde, jeder Ort, jedes Gesicht. Ich kannte alle meine Soldaten. Und das wußten sie und kämpften wie die Löwen – für mich!

Wie oft bin ich in meinen Schlachten von Soldaten und Offizieren gerettet worden, die mich mit ihrem Körper schützten, wenn ich mich in der größten Gefahr befand. Als ich bei Arcole im wütendsten Kampfgewühl war, warf sich mein Adjutant, Oberst Muiro, mir entgegen, bedeckte mich mit seinem Körper und erhielt die Kugel, die für mich bestimmt war. Er sank zu meinen Füßen, und sein Blut spritzte mir ins Gesicht. Niemals, glaube ich, haben Soldaten so große Aufopferung bewiesen wie die meinen für mich! Trotz aller meiner Niederlagen hat doch niemals ein Soldat mich verwünscht, nicht einmal, wenn er starb. Niemals haben Truppen einem Menschen treuer gedient als mir! Bis zum letzten Blutstropfen, der aus ihren Adern floß, riefen sie: >Es lebe der Kaiser! <

Ach, Montholon, wenn ich über Frankreich nur vierzig

Jahre geherrscht hätte, ich hätte das schönste Land daraus gemacht, das die Erde je gesehen hat!«

Montholon zweifelt keinen Augenblick daran. Nur beginnt ihn allmählich eine gewisse Unruhe zu quälen. Die Sonne ist längst hinter den Bergen versunken, und eigentlich wäre es Zeit für das Diner.

Doch Bonaparte ist noch nicht am Ende.

»Ich weiß, Montholon, man hat mir oft meine Eroberungen vorgeworfen. Selbst in Frankreich. Aber man hat mich nicht verstanden. Schon siebzehnhundert-siebenundneunzig habe ich im Genfer Senat gesagt, daß es wünschenswert wäre, Frankreich mit einem Gürtel kleiner Republiken wie der Schweiz zu umgeben. Und wie wäre das möglich gewesen ohne Krieg? Nur so waren Ruhe und Ordnung im Lande wiederherzustellen. Ich begreife nicht, wie Bertrand über diesen Gedanken entsetzt sein kann. Was ist denn auf einmal in ihn gefahren? Haben Sie eine Erklärung dafür?«

Montholon ist plötzlich hellwach. Eine Erklärung? Welch eine Gelegenheit, Bertrand in Mißkredit zu bringen! Er brauchte nur zu sagen, der Großmarschall führe seit geraumer Zeit öfter solche zersetzenden Reden. Aber vielleicht ist es klüger, wenn er ihn verteidigt.

»Ich weiß nicht, Sire«, sagt er, als würde er jedes Wort sorgsam abwägen, »aber ich glaube, der Großmarschall besitzt alle Tugenden eines Ehrenmannes, und er liebt Sie über alles, Sire. Es kann nur so sein, wie Sie kürzlich selbst sagten, daß das der Einfluß seiner Frau ist.«

»Der hübschen Fanny?« Bonaparte sieht Montholon mißmutig an. Hat dieser Mensch denn nie einen eigenen

Gedanken! – Fanny. Gewiß, sie ist Kreolin. Wie Josephine. Mit der sie ja mütterlicherseits verwandt ist. Und die beiden ähneln sich. Immer hitzig, immer launisch. Und über die Maßen eifersüchtig. Aber du lieber Himmel, wie viele Frauen gab es schon, die auf ihn eifersüchtig waren. Deshalb hat doch keiner seiner Generäle jemals seine Kriege in Frage zu stellen gewagt. »Nein, Montholon, es ist die Insel. Es ist dieses tropische Klima. Und dieser unendliche gottverlassene Ozean um uns herum. Vielleicht bringt die Insel uns alle noch einmal um den Verstand.«

Montholon, zwar enttäuscht, daß seine Taktik wieder einmal fehlgeschlagen ist, beeilt sich, dem Kaiser beizupflichten. Auch er habe den Eindruck, daß dies hier ein ausgemacht teuflisches Klima sei.

Doch Bonaparte hört ihm kaum zu. Er denkt an seine oft schlaflosen Nächte. An die Flut von Bildern, Erinnerungen, Gedanken, die ihn nicht zur Ruhe kommen lassen wollen. Die ihn auf sonderbare Weise in eine bestimmte Richtung zu führen scheinen. Aber in welche? Zu welchem Ziel? Manchmal ist ihm, als sei er ihm ganz nahe. Aber dann ist alles wieder nur Nebel und Leere. – Und wenn er sich vorstellt, daß er erst sechsundvierzig ist und daß er vielleicht noch zwanzig oder gar dreißig Jahre zu leben hat. Hier. Geplagt von Erinnerungen und Fragen.

»Es braucht Mut, hier zu leben. Viel Mut, Montholon.«

Nichts regt sich im Garten. Selbst die beiden Wachposten sind des Patrouillierens müde geworden. Die Berge werfen immer längere Schatten, und die Dämmerung verbreitet zunehmend Kühle. Welch liebliche Insel war doch Elba. Und von dort konnte man wenigstens in der Ferne Korsika

sehen.

7

Als Bertrand und Gourgaud nach Jamestown zurückreiten, fällt lange Zeit kein Wort zwischen ihnen. Der beschwerliche Weg nimmt scheinbar ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; die Pferde haben es talwärts fast noch schwerer als vorher bergauf auf dem haltlosen Boden. In Wahrheit jedoch, und die beiden Männer wissen es voneinander nur zu gut, ist es die unerwartete Auseinandersetzung im Gartenhaus, die auf ihnen lastet wie ein Strafgericht, das sie nicht verdient haben. Aber was hatten sie anderes erwartet? Eine ruhige, besonnene Reaktion des Kaisers? Es war doch immer so gewesen, daß er in Augenblicken der Ausweglosigkeit seinen Zorn am Generalstab ausgelassen hat. Und sie beide, was haben sie sich nicht alles schon anhören müssen. Auch die andere Spezialität Seiner Majestät kennen sie zur Genüge, daß mindestens einer immer ungeschoren davonkommt.

Trotzdem ist Bertrand geneigt, den Kaiser zu entschuldigen. Zu schmerzlich, glaubt er, muß es für ihn sein, angesichts der Nachrichten aus Frankreich hier so fern von Europa zur Tatenlosigkeit verurteilt zu sein. Und der Zorn, das ist nun mal sein korsisches Temperament.

Anders Gourgaud. Es wurmt ihn, daß Montholon nachträglich ausgenommen wurde von dem Urteilsspruch des Kaisers, obwohl gerade er den größten Unsinn geredet hat.

Als sie den breiten Fahrweg hinunter nach Jamestown erreichen, der es ihnen erlaubt, wieder nebeneinander zu

reiten, macht Gourgaud seinem Herzen endlich Luft.

»Warum Montholon?« fragt er. »Kannst du mir das sagen? Warum bevorzugt er ihn? Hat er sich vorhin etwa mit Ruhm bedeckt? Du mußt zugeben, der Kaiser ist ungerecht. Oder glaubst du wirklich, er brauchte ausgerechnet ihn zum Diktat? Sind wir vielleicht Analphabeten?«

Bertrand weiß, daß Gourgaud recht hat, aber er mag dem Kaiser keinen Vorwurf machen.

Gourgaud jedoch beharrt darauf.

»Den Franzosen wirft er vor, sie würden alles vergessen, was er vollbracht hat. Und er selber? Vergißt er etwa nicht? Ich war sein Erster Ordonnanzoffizier. Ich konnte jederzeit bei ihm eintreten. Keiner besaß dieses Vorrecht außer mir. Und wie behandelt er mich jetzt?«

Bertrand möchte Gourgaud besänftigen, aber es ist wie immer zwecklos, der Gute ist genauso ein Hitzkopf wie der Kaiser.

» >Die Vergangenheit ist rasch vergessen um die Gegenwart.< – ein wahres Wort, in der Tat! Ich war sein ständiger Reisebegleiter. Ich hatte meinen Platz an der Hoftafel. Ich habe ihm zweimal das Leben gerettet. Das Goldene Kreuz verlieh er mir als erstem! Und jetzt? Was hat denn Montholon vorzuweisen? Du weißt es so gut wie ich. Und der Kaiser, meine ich, müßte es auch wissen. Er besitzt doch angeblich so ein phänomenales Gedächtnis. Aber mir scheint, neuerdings zählt nur noch, wer am besten den Mund halten kann. – Und wer eine Ehefrau als Mätresse zu bieten hat.«

Für einige Augenblicke herrscht ein verdrossenes Schweigen zwischen ihnen.

Bertrand könnte nicht gerade behaupten, daß Gourgauds Vorwürfe völlig aus der Luft gegriffen wären, aber er hält sie doch für reichlich übertrieben.

»Es ist nicht gerade ein Zeichen von Mut, wenn du dich jetzt so ereiferst«, sagt er. »Warum hast du das alles nicht vorhin vorgebracht?«

»Weil ich den Kaiser liebe!«

Die Antwort kommt so prompt und leidenschaftlich, daß Bertrand sie nicht einen Moment lang in Zweifel zieht.

»Ich kann dich ja verstehen«, sagt er. »Aber es ist eine ziemlich zornige Liebe. Findest du nicht auch?«

Gourgaud blickt mürrisch geradeaus.

»Was bleibt uns denn anderes übrig als eine zornige Liebe?«

Eine Weile reiten sie schweigend nebeneinanderher. Der Weg wird nun breiter. Und sie nähern sich bereits den ersten Häusern der Stadt, auf deren Dächern der Abglanz der untergehenden Sonne liegt.

»Eine zornige Liebe«, nimmt Gourgaud schließlich das Gespräch wieder auf. »Treffend gesagt. Aber was nützt sie uns, unsere zornige Liebe?«

Bertrand blickt Gourgaud etwas erstaunt an.

»Was willst du damit sagen?«

»Na, hör mal! Ist es dir etwa noch nicht aufgefallen, daß wir beide hier die einzigen sind, die es wirklich aufrichtig meinen?«

Bertrand ist ein wenig verwirrt. Diese Unterstellung Gourgauds erscheint ihm doch etwas ungeheuerlich.

»Ich glaube, jetzt gehst du zu weit, Gaspard.«

»Tatsächlich?«

Bertrand behagt es nicht, in Abwesenheit der beiden anderen von ihnen zu reden, als wären sie Schurken.

»Na, meinetwegen«, sagt Gourgaud, »aber ich finde es bezeichnend, daß gerade wir beide wie Aufrührer behandelt werden.«

»Aber Gaspard, du kennst doch den Kaiser, spätestens morgen wird er uns alles verzeihen haben.«

»Natürlich. Weil ihm nichts anderes übrigbleibt. Hast du vorhin nicht bemerkt, wie geschickt er sich aus der Affäre gezogen hat, als ich ihn fragte, ob die Revolution an Frankreichs Unglück schuld sei? Große Worte hat er gemacht. Und warum?«

»Hör auf, du redest Unsinn!«

»Unsinn?« Gourgaud ist nahe daran, zu explodieren. »Hast du auch schon Angst vor der Wahrheit?«

Bertrand versteift sich. Er beschließt, nichts mehr zu sagen.

»Na schön«, meint Gourgaud, »lassen wir das. Es führt ja doch zu nichts.«

Bertrand spürt Gourgauds Enttäuschung. Und doch ist er froh, daß Gourgaud nicht fortfährt mit seinen Angriffen und Unterstellungen. Es ist ungeheuerlich genug, was er bereits ausgesprochen hat. Wie kann er behaupten, der Kaiser hätte Angst vor der Wahrheit! Wie kann er Las Cases und Montholon Verlogenheit vorwerfen! Ist es Verlogenheit, wenn man, um den Kaiser nicht zu reizen, die eigene Meinung hin und wieder hintenanstellt? Und hat er, Gourgaud, nicht selber oft genug geschwiegen, obwohl er offensichtlich entschieden anderer Meinung war? Als ob das nicht auf jeden zuträfe, der jemals dem Kaiser gege-

nüberstand. Und hat der Kaiser denn nicht letztlich immer recht behalten? – Die Schuld an Frankreichs Unglück. Will Gourgaud ernstlich bestreiten, daß alles Unglück von den Feinden im Ausland kam? Wo sollte da noch eine andere Wahrheit sein? Und hat der Kaiser nicht recht, wenn er verlangt, daß sie sich lieber Gedanken machen sollten, was man tun kann, um Frankreich zu Hilfe zu kommen, statt sich in nutzlosen Erörterungen zu ergehen?

Und trotzdem, obwohl das alles so sonnenklar ist, verspürt Bertrand eine leise Unsicherheit. Es ist, als verteidigte er einen Standpunkt nur um des Standpunktes willen. Und es ist dasselbe Gefühl der Unsicherheit, wie wenn er sich Fannys spöttischer Angriffe erwehren muß. Sonderbar. Gourgaud und Fanny. Die beiden, denen er sich am stärksten verbunden fühlt, machen ihm am meisten zu schaffen.

Inzwischen haben sie die Straße von Jamestown erreicht. Die Sonne ist fast untergegangen, und in den langen Schatten der Häuser lauert schon die Dämmerung. Nicht mehr lange, und die Kanonen von Ladder Hill verkünden das Ende des Tages.

Als die Herberge in Sicht kommt, sagt Gourgaud, ziemlich unvermittelt und überraschend ruhig:

»Du hattest recht, als du mir vorhin mangelnden Mut vorgeworfen hast. Aber es ist nun mal so, wir sind ziemliche Feiglinge. Selbst jetzt, da wir unter uns sind, verschweigen wir mehr, als wir auszusprechen wagen.« Er macht eine kurze Pause und sieht Bertrand eindringlich an. »Und warum? Weil uns jede Aufrichtigkeit in Abwesenheit des Kaisers gleich wie Konspiration vorkommt. Ist

das nicht merkwürdig? Immerhin sind wir die ersten Männer Frankreichs.«

Bertrand ist geradezu betroffen. Aber im Grunde hat Gourgaud recht, genau dieses Gefühl ist es, daß er, Bertrand, die ganze Zeit über empfindet. Aber soll er das zugeben?

»Tut mir leid«, sagt er, »ich kann dir nicht folgen, Gaspard. Ich wüßte auch nicht, was ich zu verbergen hätte.«

Gourgaud lächelt.

»Schon gut. Vergiß unsere Unterhaltung! Es lag mir fern, dir deinen ruhigen Schlaf zu stören.«

Er gibt seinem Gaul die Sporen und sprengt davon, auf die Herberge zu, wo ihn, im Unterschied zu Bertrand, niemand erwartet.

Bertrand setzt ihm nicht nach. Er bleibt zurück in dem unbestimmten Gefühl, Gourgaud etwas schuldig geblieben zu sein. Und es tut ihm wirklich leid. Gourgaud, als einziger im Gefolge des Kaisers ganz ohne Familie, hat dem Kaiser, als er ihm ohne Zögern in die Verbannung folgte, das größte Opfer gebracht. Zu wem kann er sich aussprechen, wenn er mit seinen Sorgen und Sehnsüchten nicht fertig wird? Und hatte er nicht selber manchmal das Verlangen, sich Gourgaud anzuvertrauen? Als es zum Beispiel um die Protestnoten ging.

Ja, es ist merkwürdig, daß sie, die ersten Männer des Kaiserreichs, manchmal so unsicher sind, daß sie lieber schweigen, als sich zu offenbaren.

Aber meinte Gourgaud überhaupt Unsicherheit? Meinte er nicht Angst? Die Angst, sich die Wahrheit einzugestehen, die sie schon lange spüren. Und ist es nicht am Ende

dieselbe Angst, von der Fanny manchmal spricht, wenn sie, verzweifelt über das Aushaltenmüssen auf dieser Insel, ihm vorwirft, er klammere sich an etwas, was gar nicht mehr existiert? »Ich bestreite ja nicht, daß er ein großer Mann ist. Aber heißt das, daß man ihm alles opfern muß? Sogar den eigenen Verstand? Die persönliche Würde? Was wäre der große Mann denn ohne euch, ohne die Hunderttausende, die Millionen von Soldaten, die er befehligt hat? Und jetzt ist das alles vorbei, und ihr reißt euch immer noch danach, vor ihm strammzustehen, zu rapportieren und seine Befehle zu empfangen. Man könnte denken, ihr hättet Angst, auch mal an euch selber zu denken.« Bertrand wird von Mal zu Mal hilfloser, wenn sie so redet. Er bestreitet ja nicht, daß es schwer für sie ist, dieses ungewohnte Leben zu führen. Aber sie vermißt nicht nur Paris. Vor allem sehnt sie sich nach anderen Menschen.

Das einzige, was ihr geblieben ist, sind die Kinder. Und sie hängt ihr ganzes Herz an sie. Aber sie ist nicht daran 'gewöhnt, sie den ganzen Tag um sich zu haben, sie zerren an ihren Nerven, und nur ein einziges Kindermädchen kann ihr nicht alles abnehmen.

Henri zerreißt sich beim Spielen die Sachen. Hortense wirbelt durch die Herberge und sorgt jeden Tag für Schereereien mit dem Personal. Und mit Napoleon ist es am ärgsten; was er sieht, muß er haben, und was er hat, macht er kaputt. Erst zwei Jahre alt, ist er schon schlimmer als Hortense und Henri zusammen. »Er macht seinem Namen alle Ehre«, beklagt sich Fanny jedesmal von neuem. »Wenn man mit ihm unterwegs ist, kann man ihn nicht mal ausschimpfen oder ihm eine runterhauen. Kaum ruft

man ihn beim Namen, sofort dreht sich alles nach einem um, als würde man Seiner Majestät persönlich zu Leibe rücken. Nicht mehr lange, und er schreit: Faß mich nicht an, ich bin Napoleon!« Natürlich übertreibt sie, aber er kann sie schon verstehen. Wenn sie nur nicht versuchte, ihn damit zu erpressen. »Denk ja nicht, daß ich mit nach Longwood House ziehe!« wiederholt sie ständig. »Das fehlte mir gerade noch: mit dem Kaiser Wand an Wand wohnen. Wenn ich da Napoleon mal anschreie, läuft gleich das ganze Haus zusammen, weil jeder denkt, ich würde dem Kaiser eine Szene machen.« Als ob das der Grund wäre. Aber sie besitzt eine nicht zu bremsende Phantasie. »Wer weiß, am Ende nimmt der große Napoleon den kleinen Napoleon noch in Schutz. Für solche Späße ist der große ja zu haben. Nein, mein Lieber, mach, was du willst, aber nach Longwood House kriegst du mich nicht. Rede mit Cockburn oder dem Gouverneur, daß sie uns ein gesondertes Haus zur Verfügung stellen. Andernfalls reise ich mit den Kindern ab.«

Ein gesondertes Haus. Wie stellt sie sich das vor? Aber Bertrand fürchtet, sie könnte ihre Drohung wirklich wahr machen. Und wenn es nur wegen Montholons Frau wäre, die Fanny ständig eine schamlose Kokotte nennt.

Bertrand ist völlig ratlos. Er wagt sich nicht auszumalen, was geschehen wird, wenn er dem Kaiser erklärt, daß er, Bertrand, als einziger separat zu wohnen wünsche. Gerade er, von dem er so viel erwartet hat. »Einen Trost werde ich hier wenigstens haben. Daß Sie bei mir sind.« Muß es nicht auf den Kaiser wirken wie der erste Schritt, um ihn zu verlassen?

Als am Mittag die Zeitungen aus Europa eintrafen, hatte er einen Moment lang Hoffnung geschöpft. Frankreich in Aufruhr.

Alles ruft nach dem Kaiser. War das nicht die langersehnte Nachricht, mit der er Fanny beweisen konnte, daß noch nicht alles verloren war, daß berechnete Hoffnungen bestanden auf eine baldige Rückkehr nach Paris? – Und jetzt weiß er nicht einmal, ob er ihr überhaupt davon erzählen soll.

Als Bertrand die Herberge betritt, nachdem er länger als gewöhnlich sein Pferd versorgt hat, erdröhnen von der Festung Ladder Hill die Kanonen. Die üblichen Böllerschüsse. Aber sie sind, jeden Morgen und jeden Abend, eine geradezu unbarmherzige Mahnung an die Zeit, die Tag um Tag, Woche um Woche verrinnt. Ereignislos letztlich. Und es ist ein zu quälender Gedanke, nicht zu wissen, wie lange das noch so sein wird.

8

Joseph Louis Hyacinthe Marchand, der junge Kammerdiener, der Bonaparte seit anderthalb Jahren überallhin begleitet, ist der erste, der sich am nächsten Tag wundert.

Als er zur gewohnten Stunde zum Ankleiden kommt, befiehlt ihm Bonaparte, die Uniform, die er seit dem 15. Juli getragen hat, in den Schrank zu hängen und ihm dafür bürgerliche Kleidung herauszulangen. Marchand führt den Befehl kommentarlos aus, seine Gedanken aber gehen sofort in eine ganz bestimmte Richtung. Am Abend zuvor,

nachdem General Montholon das Gartenhaus verlassen hatte, war es ihm vergönnt, dem Kaiser noch eine Weile Gesellschaft zu leisten, und dieser hatte ihm von den hoffnungsvollen Nachrichten aus Frankreich berichtet. Und jetzt, nach einer vermutlich unruhigen, gedankenreichen Nacht, verlangt er nach bürgerlicher Kleidung. Kein Zweifel, daß da ein Zusammenhang besteht. Der Kaiser hat einen Entschluß gefaßt! Er bereitet etwas vor, was nur gelingen kann, wenn er sein Äußeres völlig verändert hat.

Bonaparte entscheidet sich für einen dunklen Ausgefrack, für weiße Kniehosen, schwarze Halbschuhe mit Schleifen und einen runden, dunklen, etwas spanisch anmutenden Hut mit breiter Krempe. Und Marchand überlegt sofort: Wenn Seine Majestät den Hut tief genug ins Gesicht zieht, wird ihn niemand erkennen. Doch zu seinem Erstaunen legt der Kaiser den Großen Stern an und das rote Band der Ehrenlegion. Die höchsten französischen Auszeichnungen, denkt Marchand besorgt, die werden den Kaiser verraten, denn die trägt niemand hier auf Sankt Helena außer ihm.

Auch Saint-Denis und Pierron, von Marchand alarmiert, versetzt die »Verkleidung« des Kaisers in helle Aufregung und hoffnungsvolle Begeisterung. Endlich ist es soweit, der Kaiser will fliehen.

Las Cases, von seinem leichten Unwohlsein wieder erholt, ist nicht weniger verwundert.

Bonaparte genießt dessen Erstaunen und schmunzelt.

»Na, was sagen Sie, Graf? Sehe ich nicht aus wie ein x-beliebiger Pariser Bürger?«

»Unbedingt, Majestät«, versichert Las Cases. »Aber war-

um?«

Doch statt einer Antwort erhält der Graf eine Einladung zum gemeinsamen Frühstück im Garten, in der bezaubernden Sonne des Südens, wie Bonaparte schwärmerisch ausruft.

Las Cases muß sich in Geduld fassen. Seine Majestät beginnt, von ganz Privatem zu sprechen, er erkundigt sich nach Las Cases' Frau, fragt, ein wenig boshaft, was sie jetzt wohl tue im großen Paris, ob sie ihm wohl treu sei, und dann erzählt er Anekdoten aus seiner Ehe mit Josephine.

Las Cases wird das Gefühl nicht los, der Kaiser führe die Unterhaltung nur, um sich abzulenken von irgendwelchen Gedanken, so, als erwarte er jeden Augenblick eine freudige Nachricht oder gar ein Ereignis von entscheidender Bedeutung.

Doch vorläufig geschieht nichts. Und Bonaparte, nach dem wie immer schnell beendeten Essen, bleibt ganz gegen seine Gewohnheit sitzen und ruft Marchand, er möge ihm seine Lektüre bringen, die »Nouvelle Heloise« von Rousseau.

Bonaparte beginnt also vorzulesen, und Las Cases, was bleibt ihm anderes übrig, begibt sich in die Rolle des interessierten, hingebungsvoll bewundernden Zuhörers.

Nichts geschieht. Eine merkwürdige, fast beunruhigende Ereignislosigkeit. Die beiden Wachsoldaten patrouillieren ziemlich teilnahmslos in respektvollem Abstand entlang der Heckenrosen. Vom gegenüberliegenden Felshang ertönen wie gewohnt die Trommeln und Pfeifen herüber.

Plötzlich unterbricht Bonaparte seine Lesung.

»Nein«, sagt er, »Jean-Jacques hat zu stark aufgetragen. Finden Sie nicht auch, Graf? Wie er die Liebe beschreibt! Ich denke, die Liebe soll ein Genuß sein und keine Qual.«

Nun auch noch Ansichten über Liebe und Literatur, denkt Las Cases.

»Gewiß, Majestät«, sagt er, »aber ich meine, Rousseau schildert nichts, was ein Mensch nicht empfinden könnte, und solch eine Qual ist nach seiner Auffassung an sich schon ein Glück.«

Bonaparte lächelt.

»Ich sehe, Sie sind romantisch angehaucht, Graf. Wie ist es denn bei Ihnen? Macht Ihre Qual Sie auch glücklich?«

»Welche Qual, Sire? Daß ich so weit entfernt bin von meiner lieben Frau? Darüber beklage ich mich nicht. Und wenn ich noch einmal zu wählen hätte, ich würde mich wieder genauso entscheiden.«

Bonaparte schmunzelt über die brave Antwort. Dann liest er weiter. Und Las Cases hört wieder zu. Aber jetzt empfindet er diesen geradezu gespenstischen Frieden an diesem Morgen noch stärker. Wenn er nur wüßte, ob am Tag zuvor etwas geschehen ist, was die Veränderung des Kaisers bewirkt haben könnte.

Als sich dann wenig später das »unerwartete« Ereignis in Gestalt des Admirals Sir George Cockburn tatsächlich einstellt, weiß sich Las Cases die sonderbare Heiterkeit des Kaisers nicht im mindesten zu erklären.

»Sieh da, Seine Herrlichkeit der Herr Admiral!« ruft er aus. »Und mit was für einem Aufgebot er kommt, mit zwei Soldaten und drei Offizieren!«

Die Offiziere sind allerdings Bertrand, Gourgaud und

Montholon.

»Haben Sie eine Ahnung, Las Cases, was das zu bedeuten hat?«

Las Cases weiß es natürlich nicht. Er sieht nur, wie zu erwarten war, die ungläubigen, ja fast verstörten Gesichter von Bertrand, Gourgaud und Montholon. Und auch der Admiral, so scheint es, ist überaus verwundert.

»Ich habe das Gefühl, Las Cases, als würde Sir George Cockburn irgend etwas an mir nicht gefallen.«

Las Cases bleibt keine Zeit, den Worten des Kaisers lange nachzusinnen. Schon ist Bertrand am Tisch. Er grüßt und verbeugt sich knapp.

»Eure Majestät in Zivil?« stößt er erregt hervor. »Sie verlassen die Armee, Sire? Ihre Soldaten, Ihre Offiziere...?«

Bonaparte unterbricht den Großmarschall, er möge sich nur beruhigen.

»Erfüllen Sie lieber Ihre Pflicht, Bertrand. Ich nehme an, Sie sollen mir den Herrn Admiral melden.«

Als Cockburn näher tritt, heißt ihn Bonaparte herzlich willkommen und fordert ihn auf, am Tisch Platz zu nehmen.

»Haben Sie schon gefrühstückt, Admiral?«

Cockburn lehnt dankend ab, er habe bereits vor zwei Stunden gespeist.

»Vielleicht ein Glas Kapwein?«

Cockburn ist sichtlich irritiert, er ist es nicht gewöhnt, in The Briars so freundlich empfangen zu werden. Und dann obendrein diese zivile Kleidung. Das Ganze ist ihm rätselhaft.

»Nein, danke«, sagt er höflich. »Wein schon am Vormit-

tag ist gegen meine Gewohnheit. Außerdem...«

Bonaparte sieht ihn neugierig an.

»Verzeihung, General«, sagt Cockburn, und dabei erhebt er sich wieder, »es tut mir leid, aber ich komme in einer höchst offiziellen Angelegenheit.«

Bonaparte sieht es an den Gesichtern seiner Offiziere, daß die höchst offizielle Angelegenheit nichts Gutes bedeutet. Und er errät ihre Besorgnis, er könnte wieder einmal die Fassung verlieren. Doch Bonaparte lehnt sich gelassen zurück und verschränkt erwartungsvoll die Arme vor der Brust.

»Ich höre, Admiral.«

»Ich bitte, uns zu verstehen«, beginnt Cockburn, ein wenig steif, »aber wir sehen uns leider gezwungen, einige zusätzliche Sicherheitsbestimmungen zu erlassen.« Er langt ein Papier aus dem Rock und entfaltet es umständlich. »Ich bitte, den genauen Text vorlesen zu dürfen. – >Befehl des Kommandanten der Insel Sankt Helena. Um die Sicherheit des Generals Buonaparte auf der Insel Sankt Helena zu gewährleisten, treten mit Wirkung vom heutigen Tage an folgende Bestimmungen in Kraft. Erstens: Die Wachposten an allen wichtigen Punkten der Insel, insbesondere in der Nähe des Generals Buonaparte, werden verdoppelt. Zweitens: Alle Personen seiner Begleitung, die nicht in The Briars wohnen, sind von nun an gehalten, bis neun Uhr abends nach Jamestown zurückgekehrt zu sein. Drittens: Die Schildwachen haben Befehl, nach dieser Stunde niemand mehr zwischen Jamestown und The Briars passieren zu lassen. Personen, die dem zuwiderhandeln, werden arretiert. < «

Cockburn legt das Papier auf den Tisch, als möge sich Bonaparte selbst von der Richtigkeit des verlesenen Textes überzeugen.

Alle Blicke sind auf den Kaiser gerichtet, in Erwartung eines fürchterlichen Wutausbruchs.

Bonaparte jedoch sieht Cockburn mit einem amüsierten, beinahe triumphierenden Lächeln an.

»Es ehrt Sie, Admiral«, sagt er, »daß Sie um die Sicherheit eines gewissen Generals Bonaparte so besorgt sind, aber Sie werden verzeihen, ich sehe hier nirgends einen General dieses Namens. Somit ist der Befehl des Herrn Kommandanten, der meines Wissens Cockburn heißt, völlig gegenstandslos, um nicht zu sagen lächerlich.«

Bonaparte erhebt sich. Die Audienz ist beendet.

Die Offiziere, ebenso verblüfft wie begeistert, begreifen nun den Grund für den sonderbaren Kostümwechsel. Welch geniale Voraussicht des Kaisers! Und sie stimmen ein ungeniert höhnisches Gelächter an, woraufhin Cockburn vor Wut rot anläuft.

»General Buonaparte!« empört er sich laut. »Ich verbitte mir jedwede Verhöhnung...«

Doch sofort schneidet ihm Bonaparte ebenso lautstark das Wort ab.

»Bürger Bonaparte, Herr Admiral! Haben Sie keine Augen im Kopf? Und reden Sie mir nicht von Verhöhnung. Was verlangen Sie denn noch von mir? Soll ich vielleicht auch noch meinen Namen ändern, um meine Friedfertigkeit unter Beweis zu stellen? Bitte sehr, auch dazu bin ich bereit, wenn nur Ihre ewigen Beleidigungen damit ein Ende finden. Wie soll ich mich nennen? Oberst Duroc? Oder

Graf von Lyon?»

Cockburn ist konsterniert; die Einfälle dieses Mannes sind ihm geradezu unheimlich.

Bonaparte indessen wendet sich an Las Cases und die Offiziere.

»Welchen Namen schlagen Sie mir vor, meine Herren?»

Montholon ist der erste, der auf die Komödie eingeht.

»Ich würde zu Oberst Duroc raten, Sire. Er war einer Ihrer Treuesten.«

Las Cases meint: »Ich neige mehr zu Graf von Lyon, Sire.«

Doch dem widerspricht Gourgaud: »Die Grafen von Lyon, Sire, sind Domherren gewesen!«

Und Bertrand schließlich schlägt vor: »Vielleicht sollten sich Majestät General Lannes nennen. Er hat Ihnen zweimal das Leben gerettet.«

Bonaparte lächelt zufrieden.

»Ausgezeichnet, Bertrand! Einen Schutzengel kann ich auf dieser Hölleninsel wahrlich gebrauchen. – Sind Sie einverstanden, Admiral?»

Wütend macht Cockburn kehrt. Er gibt den beiden Soldaten, die er zur Verstärkung der Wachposten mitgebracht hat, ein paar kurze Anweisungen und verschwindet dann ins Zelt zu Hauptmann Greatly.

Bonaparte triumphiert. Und die Offiziere, stolz auf ihre Schlagfertigkeit in dieser kleinen Vorstellung, lachen beifällig. Nur Las Cases hat das Ganze eigentlich noch immer nicht recht verstanden.

»Der Ausgang einer Schlacht«, erklärt Bonaparte dem Grafen, »hängt immer an einem dünnen Faden und ist

meistens das Resultat eines plötzlichen Einfalls. Man nähert sich dem Feind nach verschiedenen Plänen, man schlägt sich eine gewisse Zeit, die Entscheidung naht, ein Geistesfunke sprüht auf, und eine kleine Reserveabteilung besorgt den Rest. Sie erinnern sich an Lützen und Bautzen, meine Herren!«

Die »kleine Reserveabteilung« erinnert sich zwar nur zum Teil, denn Montholon und Las Gases haben nur davon gehört, aber das schon so oft, daß sie fast meinen, dabeigewesen zu sein.

Bonaparte bittet nun zu Tisch, wie zu einer Art Siegesfeier. Und für Gourgaud hält er, allerdings mehr in Erinnerung der kleinen Auseinandersetzung am Vortag, eine besondere Auszeichnung bereit.

»Gorgotto«, sagt er – und der nur selten verwendete Kosename läßt den General sofort aufhorchen, »du wohnst mit Wirkung vom heutigen Tage an in The Briars! Angesichts der veränderten Lage will ich dich bei mir haben. Als Verstärkung. Was der Admiral kann, können wir schon lange!«

Überglücklich bezeugt Gourgaud seine Dankbarkeit.

Bertrand lächelt still in sich hinein über den gestern noch so zornigen Gourgaud. Montholon verzieht keine Miene, aber er fühlt sich mal wieder zurückgesetzt. Und Las Cases denkt besorgt an seine bisher ungefährdete Vorzugsstellung als Sekretär.

»Und nun«, wendet sich Bonaparte lachend an die Offiziere, »klären Sie mal unseren Grafen auf, wie das alles zusammenhängt. Er weiß nämlich immer noch nicht, weshalb mir gerade heute die Ehre einer verstärkten Bewa-

chung zuteil wird.«

Bonaparte weiß, dieser Tag ist alles andere als ein Triumph für ihn. Die Kräfte sind zu ungleich verteilt. Aber für die Menge aus einer Niederlage wenigstens ein Unentschieden zu machen, darauf hat er sich noch immer verstanden. Der Krieg jedenfalls geht weiter. Die Tage in The Briars sind nun gezählt. Die Renovierungsarbeiten in Longwood House gehen ihrem Ende entgegen. Jeder Tag, mit dem die Umsiedlung näher rückt, ist wie eine verlorene Schlacht mehr. Longwood House, das Wort steht ihm wie ein Gespenst vor Augen. Wird die öde, kahle Hochebene der letzte Ort, die letzte Station seines Lebens sein?

Nach außen hin gibt er sich heiter, zu allerlei Späßen aufgelegt, als befände er sich im Sommerurlaub auf Malmaison oder Fontainebleau. Doch wenn er allein ist, seinen Erinnerungen und Gedanken ausgeliefert, dann befällt ihn eine zunehmende Melancholie.

Noch einmal erhält er eine Einladung. Oberst Bingham und Major Fersen kommen im Namen des 53. Regiments, im Lager von Deadwood findet ein Frühstück statt mit anschließendem Ball. Und wiederum lehnt er ab. Doch Las Cases und seinen Offizieren befiehlt er hinzugehen.

»Aber begeh keine Dummheiten, Gorgotto!« scherzt er. »Eine Balcombe ist nichts für einen General des Kaisers von Frankreich. In Paris werde ich eine Würdigere für dich finden!«

Er weiß, daß sich Gourgaud nicht daran halten wird, aber darauf kommt es ihm auch gar nicht an.

Der Gedanke an Paris, die Hoffnung auf Rückkehr, er versucht sie jeden Tag von neuem zu nähren. Gerade jetzt,

da die Nachrichten niederschmetternd sind. Zwar verlassen die Russen das Land, aber die Gesetzgebende Körperschaft schickt sich an, den Frieden zu proklamieren, und die Siegermächte haben beschlossen, Kommissare nach Sankt Helena zu entsenden. Die Lage in Frankreich scheint sich zu normalisieren, sein Schicksal scheint besiegelt zu sein.

Dessenungeachtet erzählt er Geschichten, schwelgt er in Kriegserinnerungen, zumal er nun Gourgaud um sich hat. Er zählt die Namen seiner Generäle“ auf, die noch zu Großem bestimmt sein werden: Gerard, Clausel, Foy, Lamarque und alle von ihm zuletzt ernannten Marschälle.

Und der Krieg gegen England geht weiter. Als der Admiral, kurz vor der Umsiedlung, die Wachposten im Garten nochmals verstärken läßt, erhebt er, außer sich vor Wut, Protest und nennt, gegenüber Greatly und Hauptmann Poppleton, den Admiral einen Mörder.

»Geben Sie doch zu, daß Sie den Auftrag haben, mich zu töten! Man wird mir einen Bajonettstoß versetzen und nachher sagen, es sei ein Irrtum gewesen. Ich kenne die Engländer!«

Die letzten Tage im Gartenhaus der Balcombes sind niederdrückend. Fast täglich kommen Schiffe an, doch nichts geschieht, was ihm Hoffnung machen könnte.

Die Trommeln und Pfeifen auf dem Fahrweg nach Longwood House verstummen. Die »Bausoldaten« haben ihre Arbeit beendet. Es ist soweit.

»Also, meine Herren«, verkündet er lachend, »ziehen wir um ins Schloß!«

Viertes Kapitel

1

Endlich das Schloß. Vorerst noch das kleinere, am Jardin du Luxembourg. Noch war er nicht am Ziel, aber er hielt Einzug, waffenklirrend, wie einer, der zu allem entschlossen ist. Und das Ziel war klar. Konsul Bonaparte – Erster Konsul – Kaiser Napoleon I.

Was konnte er tun, um den Franzosen zu gefallen? Ruhm und Ehre begehrten sie mehr als die Freiheit. Vor allem aber liebten sie die Gleichheit. Also nannte er sich, vorerst noch, Bürger Konsul. Und lautstark ließ er sich überall vernehmen: Er gehöre keinem Kreis an, er gehöre nur zum großen Kreis der Franzosen. Schluß mit den Fraktionen, er wolle und er werde sie nicht dulden. Weder rote Mützen noch rote Absätze. Eine Politik des Ausgleichs und der harten Hand. Der Erfolg war überwältigend. 3011077 Ja-Stimmen, nur 1 562 Nein-Stimmen. Der Senat mußte, ob er wollte oder nicht. Er war Erster Konsul. Für die Dauer von zehn Jahren. Lebrun und Cambaceres waren nur Staf-fage.

Der Einzug in die Tuilerien. Zu Pferde, im roten Konsul-gewand, ließ er die Truppen Revue passieren. Vernarrt in Kanonen, befahl er, überall welche aufzustellen, im Schloß, auf Plätzen und Brücken. Als nächstes veranlaßte er neue Livreen. Dann eine größere Garde. Man muß der Menge was fürs Auge bieten. Die uralte Weisheit der Kir-

che: Prunk und Zeremonien schaffen allemal Ehrfurcht.

Nun mußte ein neuer Erfolg her. Er hatte den Franzosen versprochen: »Solange ich lebe, wird Frankreich Frieden haben.« Aber Österreich weigerte sich, Italien aufzugeben. England erkannte die Annexionen Frankreichs nicht an. Also mußte er sich zu einem »letzten Krieg« entschließen. Auf gegen die Österreicher! Cambaceres durfte so lange regieren. Er ging über den Sankt Bernhard. Im Kampf gegen Eis, Schnee, Stürme und Lawinen. Wie einst Hannibal. Es kam Marengo. Um drei Uhr war die Schlacht verloren, um fünf Uhr war sie gewonnen. Kisten voller Goldstücke, und die Österreicher mußten Italien räumen. Er war erneut der Held der Nation.

Er hatte die Macht. Soldaten, Gold und das Gesetz. Nun folgten andere Wonnen. Ernennungen, Beförderungen, Auszeichnungen. Er schuf die Ehrenlegion, den neuen Adel, einen neuen Corpsgeist in Uniform. Er gab Feste und Jagden. Er gewährte Audienzen, den Blick mal sanft, mal streng, bald drohend, bald schmeichelnd. Er ließ seine Hände pflegen. Legte sich einen neuen Haarschnitt zu. Tituskopf, Napoleonschnitt. Er duldete keine Kameraderie mehr, kein plump-vertrauliches Du, er wahrte Abstand und pochte auf Etikette. Und nachts stand im Fenster die brennende Kerze, damit die Pariser sehen konnten, wie unaufhörlich er arbeitete – für sie, für Frankreich, für eine goldene Zukunft. Mit dem Vertrag von Amiens bewies er aller Welt seinen Friedenswillen. Das nächste Plebiszit erbrachte: Konsul auf Lebenszeit. Am Tag darauf stimmte der Senat seiner neuen Verfassung zu. Mit der Wirtschaft ging es langsam bergauf. Er schuf ein neues Währungssy-

stem, den fortan stabilen »franc germinal«. Er schuf den Code civil. Das dritte und letzte Plebiszit ergab 3 572 329 Ja-Stimmen, 2 569 Nein-Stimmen. Das war die erbliche Kaiserwürde, die neue Dynastie.

Notre-Dame reichte nicht aus. Die ganze Familie, außer der Mutter. Das diplomatische Corps, der Hof, die Kammern, die »rechtschaffenden Städte« und der Papst. Der Platz vor der Kathedrale war voller Menschen. »Ich schwöre, die Unversehrtheit des Staatsgebietes der Republik zu erhalten, die Gesetze des Konkordats und die Glaubensfreiheit, die Gleichheit vor dem Gesetz, die politische und bürgerliche Freiheit, die Unwiderrufbarkeit des Verkaufs der Nationalgüter selbst zu respektieren, Steuern und Abgaben nur kraft Gesetzes zu erheben, die Institutionen der Ehrenlegion beizubehalten und nur unter dem Gesichtspunkt des Interesses, des Glücks und des Ruhmes des französischen Volkes zu herrschen.« Endlich war er am Ziel. Der Thron. Die Krone. Das Kaiserreich. »Ach«, sagte er am Abend zu seinen Geschwistern, »wenn unser Vater uns jetzt sehen könnte!«

Die Tuilerien. Eine Armee von Lakaien. Wecken um acht.

Zuerst ein ausgiebiges Bad. Rosenseife, Mandelseife, Windsorseife, Kräuterseife, Orangenseife, feine Schwämmchen, Zahnpasta, Zahnpulver, Pediküre. Wenn er zufrieden war, sang oder piffte er. Danach das Frühstück, das er allein einnahm. Dann die Post und die Zeitungen; aber er überflog nur kurz einige Journale, schließlich kannte er sie schon, da er sie selbst redigiert hatte. Dann der Staatsrat oder Audienzen, dabei trank er schwarzen

oder Orangenblütentee. Er lauschte dem Klatsch, der Stimmung des Volkes. Teilte Ohrfeigen aus oder zog seine Marschälle, Ärzte, Sekretäre, Architekten erbarmungslos bei den Ohren. Wo er auch hinging, überall hatte für ihn von Mitternacht zu Mitternacht ein heißes Bad bereitzustehen. Tag und Nacht, zu jeder Stunde, mußte für ihn ein Huhn gebraten sein. Er aß wenig und immer schnell, aber die Tafel mußte nach Vorschrift angerichtet sein. Zwei Suppen, ein Braten, ein Zwischengericht, ein Dessert, Obst, Käse, Zuckerwerk und immer der geliebte Chamberlin.

Aber was waren auf die Dauer die Tuilerien? Er brauchte ein richtiges Schloß. Außerhalb. Malmaison war zu klein. Versailles leider bourbonisch vorbelastet. Also Fontainebleau.

Am Morgen, noch vor der Frühstückszeit, treffen die Wagen ein. Zur allgemeinen Freude seiner Getreuen hat er wieder die Gardejägeruniform angelegt. Er frühstückt gemeinsam mit Balcombe im Garten, während die Soldaten die Möbel verladen und abtransportieren. »Ich hoffe, mein lieber Balcombe, Sie haben es nicht vergessen, ab morgen sind Sie Hoflieferant von Longwood House!«

Am Nachmittag gegen zwei kommt der Admiral. Sein Adjutant führt ein zweites Pferd mit sich, klein, auffallend lebhaft und bereits gesattelt.

»Gefällt es Ihnen, General?« fragt Cockburn.

»Sie wollen es mir schenken, Admiral?« Beruhigend streicht er dem Tier den Hals. »Sie übertreffen meine kühnsten Erwartungen. Aber ich kann nicht widerstehen. An guten Pferden hatte ich immer die meiste Freude.«

Er lacht. »Und an guten Kanonen, Admiral!«

Der Abschied von den Balcombes geht nicht ohne Tränen ab. »Du mußt nicht weinen, Mademoiselle Betsee. Du kannst mich ja besuchen kommen, sooft du willst.«

Dem alten Malaien Tobias schenkt er zwanzig Napoleondor. Und dieser küßt ihm, dem »good gentleman Bony«, die Hände.

Mistreß Balcombe liegt seit Tagen krank zu Bett. Und so geht er hinauf, setzt sich einen Augenblick zu ihr und dankt ihr für all die erwiesenen Aufmerksamkeiten.

Dann schenkt er Betsy eine Bonbonniere und sagt: »Du kannst sie ja dem kleinen Las Cases schenken als gage d'amour.« Heulend läuft Betsy davon. Aber vom Fenster aus beobachtet sie, wie er The Briars verläßt.

Am Tor des Anwesens steht die Wache mit präsentiertem Gewehr. Der Zug hält. Die Posten erweisen dem hohen Gefangenen die vorgeschriebenen Ehren. Das kleine Pferd, von dem Lärm scheu gemacht, sträubt sich, das Tor zu passieren. Bonaparte muß ihm schließlich die Sporen geben.

Sir George Cockburn, der die Herrichtung des Hauses selbst geleitet, zum Teil sogar eigenhändig dieses und jenes an seinen Platz gestellt hat, schlägt sogleich einen Rundgang durch alle Räume vor.

Vorerst allerdings, erklärt er einschränkend, nur im linken Flügel, der für General Buonaparte bestimmt sei. Der rechte, für die Herren seiner Begleitung, für Doktor O'Meara und den wachhabenden Offizier gedacht, sei leider noch nicht ganz fertiggestellt.

Las Cases, Montholon und Gourgaud sind sichtlich ent-

täuscht, ja beunruhigt. Will man sie vom Kaiser trennen?

Bonaparte jedoch drängt zur Besichtigung.

Anders als beim ersten Besuch betritt man diesmal das Haus von der Seite, vom Garten aus. Über ein paar Stufen zunächst die Veranda. Dann eine Art Vorzimmer, hell und groß, mit zwei Fenstern nach Osten, drei Fenstern nach Westen. Daran anschließend, etwas kleiner, der Salon, mit gelber chinesischer Tapete, zwei Kanapees, zwei Klappstühlen, zwei Lehnstühlen und einigen Stühlen aus Mahagoni. Es folgt der Speisesaal, in Hellblau gehalten, mit einem Eßtisch und zwölf Stühlen auf einem nicht mehr ganz neuen bräunlichen Teppich. Davon linker Hand die Bibliothek. Rechter Hand das Arbeitszimmer, dahinter das Schlafzimmer. Unmittelbar daneben das Badezimmer und ein kleiner Nebenraum. Auf der anderen Seite schließlich, über das längliche Vestibül zu erreichen, die Toilette.

»Zehn Räume«, stellt Bonaparte fest. »Und wieviel hat Plantalion House, der Sitz des Gouverneurs?«

Konsterniert sieht ihn Cockburn an; er hatte sich wenigstens ein knappes Wort der Anerkennung erhofft.

»Ist es wahr, Herr Admiral«, fragt Las Cases, »daß wir uns hier in Ihrem Kuhstall befinden?«

Cockburn ist bestürzt.

»Ich bitte Sie, Graf, es war der Sommersitz des Vizegouverneurs! Und was die Kühe betrifft, von denen man Ihnen offensichtlich erzählt hat, die standen im anderen Flügel.«

»Kuhstall bleibt Kuhstall«, meint Gourgaud verächtlich.

»Monsieur!« Cockburn ist außer sich. »Wir haben weder Kosten noch Mühe gescheut. Wir haben umgebaut und angebaut und vorgerichtet. Eigens für Sie und General

Buonaparte!«

»Sie wollten sagen, für Seine Majestät Kaiser Napoleon«, verbessert ihn Montholon mit einem allzu freundlichen Lächeln.

Cockburn zittert vor Wut. Und beinahe flehentlich blickt er Bonaparte an.

»Das ist...« Er zögert, aber dann spricht er es aus, dieses eine Mal: »Das ist Ihrer nicht würdig, Majestät!«

Über die Gesichter der Franzosen huscht ein Lächeln. Doch Bonaparte zeigt sich wenig beeindruckt davon.

»Ich stinke wie eine Sau, Herr Admiral. Seit fünf Monaten habe ich kein Bad genommen. Ist das etwa Ihrer würdig? Und die Kanonen da draußen? Soll das etwa eine Liebenswürdigkeit sein?«

Cockburn macht auf dem Absatz kehrt und verläßt, draußen Befehle donnernd, Longwood House in Richtung des Lagers Deadwood.

»England wollte es so. Mit dem Vertrag von Amiens hatte ich aller Welt bewiesen, daß ich zum Frieden bereit war. Ich hatte meine Truppen aus den Häfen Neapels abgezogen. England aber blieb auf Malta. Obendrein forderte es, daß ich mich aus Holland und der Schweiz zurückzog. Und um das Maß voll zu machen, kassierte man alle unsere Schiffe, die in englischen Häfen lagen. London rasselte mit dem Säbel, daß es ganz Europa hörte. Was blieb mir anderes übrig? Das einzige Problem war der Ärmelkanal. Für zehn Stunden hätte ich die Herrschaft über dieses Seegebiet benötigt, und ich hätte auf englischem Boden gestanden. Im Handumdrehen wäre ich in London gewesen. Leider blieb unsere Flotte in Toulon und Brest blockiert.

So mußte ich den Seekrieg mit Spaniens Armada wagen. Und wenn Villeneuve nicht alles verdorben hätte, dann hatte ich die Engländer auf den Grund des Meeres gebohrt.«

Ein wenig hilflos stehen Las Cases und die Offiziere im Raum. Des Kaisers sonderbare Gedankensprünge. Man ist daran gewöhnt. Aber was soll man sagen? – Eigentlich sehen die Zimmer ganz passabel aus, für hiesige Verhältnisse. Es riecht nur etwas aufdringlich nach Farbe.

Trotzdem meint Las Cases nochmals seinen Unmut äußern zu müssen.

»Die Engländer sind Barbaren, Sire. Von den Tuilerien in einen Kuhstall! Majestät sollten sich weigern, hier einzuziehen.«

Doch Bonaparte ist schon mit anderem befaßt. Er durchschreitet die Räume und beginnt, Anweisungen zu geben, was alles zu ändern sei. Das Feldbett von Austerlitz will er im Arbeitszimmer haben. In allen Räumen sollen Klingeln angebracht werden, damit er überall, wo er sich gerade aufhält, nach der Dienerschaft läuten kann. Und das große Vorzimmer zur Veranda hin erklärt er zum topographischen Kabinett, dort soll ein großer Tisch aufgestellt werden, damit er beim Diktat seiner Feldzüge seine Karten ausbreiten kann.

Dann kehrt er in den Speisesaal zurück.

»Und in diesem Zimmer«, sagt er, auf den Nebenraum deutend, »werden Sie wohnen, Bertrand! Wir werden zwar beide nicht gut untergebracht sein, aber dafür sind wir nahe beieinander.«

Eine Auszeichnung, die die anderen sofort neidisch

macht.

Doch Bertrand befindet sich in höchster Verlegenheit. Er muß es jetzt sagen, was ihm schon seit Tagen auf der Seele liegt.

»Verzeihung, Sire...« Er stockt gleich wieder. Und alle Blicke sind nun auf ihn gerichtet.

»Was ist?« fragt Bonaparte barsch. »Heraus mit der Sprache!«

»Sire, meine Frau und ich, wir werden in Hutsgate wohnen, dem kleinen Landhaus in der Nähe der Teufels-punschbowle. Wir sind vorhin vorbeigeritten. Der Admiral hat es uns bewilligt. Und meine Frau wird sich dort wohler fühlen. Hier wären wir mit den Kindern doch zu sehr beengt, Sire.«

Bonaparte steht da, breitbeinig, die Arme auf dem Rücken, mit vor Wut geballten Fäusten.

Alle schmeichelten ihm, alle wetteiferten darin, sogar die Kardinale, sogar der Adel des Ancien regime. Niemand wagte ihm zu widersprechen. Jedermann erlag seiner Autorität, seiner Güte und Großherzigkeit. Und wie hat er es verstanden, andere glücklich zu machen! Neue Titel, neue Ämter, neue Orden. Man mußte nur den Mund aufmachen, schon war der Wunsch erfüllt. Innerhalb von acht Jahren ernannte er 4 Fürsten, 30 Herzöge, 388 Grafen und 1 090 Barone. Seine Geschwister machte er zu Königen und Prinzessinnen. Er krönte die Republik und verband sie mit den Königshäusern des halben Kontinents. Alle waren glücklich und dankbar. Und dieser Bertrand?

»Machen Sie, wie's Ihnen beliebt, Großmarschall!« Er kehrt Bertrand den Rücken. »Dann werden Sie bei mir

wohnen, Montholon!«

»Sehr wohl, Sire. Mit Freuden.«

Montholon kann es kaum fassen. Er wird mit dem Kaiser Wand an Wand wohnen.

Gourgaud und Las Cases schweigen verbissen. Wenn ein Erstklassiger zurücktritt, rückt immer ein Zweitklassiger nach. Der alte Fehler des Kaisers, er hat keine glückliche Hand.

Las Cases tritt vor.

»Ich bitte um Verzeihung, Sire, aber was wird aus General Gourgaud und mir? Der andere Flügel des Hauses ist noch nicht fertiggestellt. Fast kommt es mir so vor, als verfolgten die Herren Engländer eine bestimmte Absicht damit. Als wollten sie uns von Ihnen trennen.«

»Niemals, Sire!« erklärt Gourgaud leidenschaftlich. »Ich für mein Teil bitte jedenfalls um Erlaubnis, draußen im Zelt schlafen zu dürfen. Unter dem Fenster Eurer Majestät. Ich bin daran gewöhnt, im Freien zu kampieren. Im Feld, Sire, haben wir Schlimmeres erdulden müssen.«

Schlimmeres? Bonaparte kann sich nicht erinnern. Wenn er ins Feld zog, hat er auf nichts verzichtet. Mit fünf großen Zelten reiste er, und alles mußte mit. Nur ein paar Minister blieben in Paris als Korrespondenten. Sechsspännig, mit zwei Kutschen, neben sich Berthier, auf dem Bock Roustam, der Mameluck, zur Rechten der Großstallmeister Coulaincourt, zur Linken der kommandierende General, dahinter die Adjutanten, Ordonnanzoffiziere, Piqueure, Pagen und etliche Pferde für ihn und Berthier, so reiste er durch ganz Europa. Das Innere seines Wagens war eingerichtet wie ein Zimmer, zum Arbeiten, Diskutieren, Lesen

und Schlafen. Stets führte er seine Feldbibliothek mit sich. Und die Taschen des Wagens waren voller Zeitungen; wenn er sie ausgelesen hatte, warf er sie zum Fenster hinaus. Wenn Rast gemacht wurde und weder ein Schloß noch eine Herberge in Sicht war, wurden für ihn die fünf weiß-blauen Zelte aufgeschlagen. Ein Wartesaal, zwei Salons, ein Arbeitskabinett und ein Schlafzimmer. Der arme Gourgaud, er muß an Gedächtnisschwund leiden.

»Und Sie, Las Cases, wo wünschen Sie zu nächtigen?«

»Wenn Sie erlauben, Sire, dann schließe ich mich der Bitte des Generals an.«

Er hat es nicht anders erwartet. Der gute Las Cases fürchtet natürlich um seine unschätzbaren Tagebuchaufzeichnungen.

»Ich vermag es Ihnen nicht abzuschlagen, Graf. Und Ihnen, Gourgaud, ebensowenig. Ich danke Ihnen, ich werde es Ihnen niemals vergessen, meine Herren.«

Er ist überaus zufrieden. Bertrand steht nun als ein Abtrünniger da. Hoffentlich gibt ihm das zu denken.

»Und jetzt nehme ich ein Bad. Kommen Sie, Las Cases, leisten Sie mir Gesellschaft dabei.«

Schon auf der Schwelle zum Nebenraum, dreht er sich noch einmal um, und in seinen Augen ist jenes vergnügte Lächeln, das einen seiner üblichen plötzlichen Einfälle ankündigt.

»Im Anschluß baden Sie, Montholon, dann Gourgaud und dann Sie, Las Cases. Wenn sich die englische Nation auch nicht entblödet, uns in einen Kuhstall zu sperren, so wird es ihr doch nicht gelingen, Frankreich seiner Würde und Kultur zu berauben.«

Der herrliche Luxembourg. Die herrlichen Tuileries. Fontainebleau, Rambouillet, Malmaison. Der Glanz und die Pracht seiner großen Jahre. Es ist schmerzlich. Aber dieses Longwood House mit seinen wurmstichigen Möbeln, seinen schäbigen Tapeten und Gardinen, es konnte nicht besser ausfallen für ihn; denn dieser entwürdigende Kerker wird England für alle Zeiten als ein Volk von Krämerseelen und Folterknechten an den Pranger stellen.

2

»Ein einziges Zimmer?« Madame de Montholon ist außer sich, und sie fragt sich, ob ihr Gatte den Verstand verloren hat, daß er ihr diese Zumutung wie eine Freudenbotschaft präsentiert. »Ich denke, Longwood House verfügt über vierundvierzig Räume. Und da hat der Kaiser nicht mehr für uns übrig? Wie stellt er sich das vor? Wir sind zu dritt. Bald schon zu viert. Und auf das Mädchen kann ich unmöglich verzichten. Hast du nicht protestiert?«

Montholon versucht, es ihr noch einmal zu erklären. Der größere Teil des Hauses sei noch nicht fertiggestellt, das eine Zimmer stelle nur eine Übergangslösung dar. Las Cases und Gourgaud müßten in dieser Zeit sogar in Zelten nächtigen. Im übrigen sei vierundvierzig eine reichlich übertriebene Zahl gewesen, man habe da anscheinend sämtliche Stallungen und Wirtschaftsräume mitgezählt; der Kaiser selbst habe nicht einmal zehn Räume für sich. Und natürlich könne sie mit Tristan und dem Mädchen so lange noch hier wohnen bleiben, die Hauptsache sei...

»Die Hauptsache, die Hauptsache!« Sie kann es nicht

mehr hören. »Ich weiß, die Hauptsache ist er! Wir können ja wie die Eingeborenen hausen.« Aber Madame de Montholon ist nicht gewillt, eine solche Behandlung länger hinzunehmen. »Ich lege Protest ein. Ich gehe zum Admiral.«

»Nein, Albine, das wirst du nicht tun!« sagt Montholon mit ungewöhnlicher Entschiedenheit.

»Weshalb nicht? Hast du Angst, ich könnte Cockburn bestechen?« Sie lacht ihn unverfroren aus. »Mein armer Charles, du vergißt, daß ich im dritten Monat bin.«

Montholon bleibt die Luft weg. Was für ein Frauenzimmer.

»Du bist abscheulich, Albine.«

»Und du bist ein Schwächling. Läßt dich mit einem einzigen Zimmer abspeisen. Ich wette, Bertrand hat mindestens zwei bekommen.«

Montholon hat es befürchtet. Immer wenn sie ihn verletzen will, fängt sie von Bertrand an, und der, zum Teufel mit ihm, hat ein ganzes Haus für sich allein. Und obwohl es ihm, Montholon, den unerwarteten Vorteil brachte, wird es für Albine nichts anderes sein als eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, die sofort ihren Neid wecken wird.

»Warum sagst du nichts?« fragt sie schroff. »Es stimmt also? Der Kaiser hat Bertrand zwei Zimmer bewilligt?«

»Nein, der Kaiser war sehr zornig auf ihn. Er hat überhaupt kein Zimmer auf Longwood House.«

Aber das Ablenkungsmanöver mißlingt.

»Soll das heißen, daß er hier wohnen bleibt mit seiner Schlampe? Das kann nicht dein Ernst sein. Du ziehst nach Longwood House, und ich muß hier jeden Tag ihren An-

blick ertragen?«

Montholons ganze Freude ist dahin. Wenn er nur wüßte, wie er ihr den einzigartigen Vorteil erklären könnte, ohne sich zu verraten. Soll er ihr sagen, daß die kurze Trennung für ein bis zwei Wochen nur ein geringes Opfer ist im Vergleich zu dem Gewinn, der ihnen winkt, wenn es ihm gelingt, die jetzt eroberte Vorzugsstellung zu halten und auszubauen? Aber dann würde sie sicher wissen wollen, welcherart der Gewinn sei. – Er versucht es lieber mit allgemeiner Besänftigung und ein bißchen Entstellung der Tatsachen. Der Kaiser sei vom Großmarschall enttäuscht, er grolle ihm, daher würden die Bertrands separat wohnen, in Hutsgate... Aber weiter kommt er nicht.

»Ein ganzes Haus? Nur für die Bertrands?« Madame de Montholons Stimme schrillt in die Höhe. »Mit welchem Recht? Sind sie was Besseres als wir?«

Warum, fragt sich Montholon, warum ist sie nicht froh, daß sie nicht länger mit »der Schlampe« unter einem Dach leben muß und daß der ständige Ärger mit Bertrands Kindern ein Ende hat?

»Ein ganzes Haus!« Madame de Montholon kann sich noch immer nicht beruhigen. »Warum bist du nicht auf diesen Einfall gekommen?«

»Weil ich nicht so dumm bin wie Bertrand. Der Kaiser war sehr zornig auf ihn. Willst du, daß ich genauso in Ungnade falle? Haben wir etwa die Verbannung auf uns genommen, um uns die Gunst des Kaisers zu verschmerzen und am Ende leer auszugehen?«

Auf einmal lächelt Madame de Montholon.

»Am Ende?« sagt sie. »Was für ein Ende meinst du

denn?«

Montholon bekommt einen hochroten Kopf.

»Was soll die Frage? Mit Ende meine ich den Zeitpunkt, da der Kaiser zurückkehrt nach Frankreich. Und er wird zurückkehren. Daran besteht für mich nicht der geringste Zweifel.«

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

Aber sie lächelt noch immer.

»Ach, Montholon, was bist du doch für ein Kindskopf. Glaubst du im Ernst, ich wüßte nicht längst, worum es dir geht?«

Montholon sieht sie einen Moment lang an. Weiß sie es wirklich? Er kann es nicht glauben. Wahrscheinlich will sie ihn nur aus der Reserve locken.

»Natürlich wird er zurückkehren«, fährt Madame de Montholon fort, »es fragt sich nur, als was. Als Kaiser der Franzosen? Die Nachrichten sind doch wohl alles andere als verheißungsvoll. Er hat zwar Lord Holland, Prinzessin Charlotte und einige andere Fürsprecher in England, aber ob deren Einfluß ausreichen wird, die regierenden Tories umzustimmen? Ich weiß nicht. Mir scheint, er glaubt selbst nicht recht daran. Und die Franzosen? Mein Gott, was können sie schon tun? Nach ihm rufen. Aber ihn befreien? Welcher französische Kapitän würde es derzeit wagen, auf eigene Faust hierher zu segeln? Nein, Charles, ich kann es mir einfach nicht vorstellen. Und du, denke ich, glaubst auch nicht daran. Was also wird geschehen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber du machst dir Gedanken. Und du rechnest alle nur

denkbaren Möglichkeiten durch. Nicht wahr? Schließlich besitzt der Kaiser immer noch ein riesiges Vermögen. Keiner von uns weiß, auf wieviel...zig- oder gar Hundertmillionen es sich genau beläuft, aber allein seine jährlichen Ersparnisse betrugen immerhin zwölf Millionen Goldfrances, über mehr als zehn Jahre.«

Montholon ist nahe daran, loszulachen. Sie hält ihn für einen kleinen billigen Ganoven, für einen Erbschleicher.

»Aber Albine«, sagt er, »was du alles so weißt.«

»Warum lachst du? Er hat es mir selber gesagt.«

»Tatsächlich?«

»Schon auf der >Northumberland<. Oder dachtest du, wir hätten nur miteinander geturtelt?«

Montholon übergeht das geflissentlich.

»Jährlich zwölf Millionen, sagst du? Das wären ja, wenn er nichts davon angerührt hat, über hundert Millionen...«

»Und nicht zu vergessen die Zinsen!« sagt Madame de Montholon. »Dazu kommen die Möbel aus seinen Schlössern. Der Erlös aus seinen Häusern in Italien. Und nicht zuletzt all das Silber, der Schmuck, die Gemälde, die Wäsche, was weiß ich noch alles. Ich kann schon verstehen«, fügt sie spöttisch hinzu, »daß du den Kaiser bis ans Ende seiner Tage lieben und verehren wirst.«

Montholon läßt ihr den Spott widerspruchslos durchgehen.

»Es ist ja erstaunlich«, sagt er, »wie gut du im Bilde bist. Aber du vergißt, daß er eine große Familie hat.«

»Sicherlich«, meint Madame de Montholon, »und der Clan der Bonapartes ist nicht gerade bescheiden. Aber das Testament macht der Kaiser, und unerschütterliche Treue

bis zum Tod pflegt sich im allgemeinen auszuzahlen für einen hohen und so aufopferungsvollen Soldaten.«

»Albine, du hast einen schlechten Charakter«, sagt Montholon lächelnd.

»Ich weiß«, erwidert sie und fährt ungerührt fort in ihren Spekulationen. »Es könnte freilich passieren, daß die Bourbonen, wenn sie erst wieder fest im Sattel sitzen, den gesamten Besitz des Kaisers konfiszieren. Das Bankhaus Laffitte wäre machtlos dagegen. Und vermutlich auch Baron Laboullerie, der Vermögensverwalter des Kaisers. Dann hätten wir Pech gehabt, und unser Schicksal wäre besiegelt.«

Montholon findet es beinahe beängstigend, wie sie bereits alles erwogen hat. Und wie sie »wir« und »unser Schicksal« sagt. Das klingt fast, als wollte sie das Kommando übernehmen. Die Manieren des Kaisers scheinen schon auf sie abzufärben. – Oder entspringen alle diese Gedanken und Hintergedanken gar nicht ihrem Hirn? Hat sie vielleicht den Auftrag, ihn auf die Probe zu stellen?

»Warum sagst du nichts, Charles? Habe ich dich etwa erschreckt? Das kann ich nicht glauben. Solltest du mich so wenig kennen? Du müßtest doch wissen, daß ich genauso denke wie du. Schließlich sind wir miteinander verheiratet. Und was ist eine Ehe anderes als eine Art Verschwörung – unter solchen Umständen wie den unseren?«

Das klingt alles ziemlich überzeugend. Und trotzdem, es könnte auch eine Falle sein. Vor allem das Wort Verschwörung will Montholon nicht recht gefallen.

»Und warum«, fragt er, »machst du mir dann das Leben zur Hölle mit deinen ewigen Nörgeleien? Warum sagst du

mir bei jeder passenden Gelegenheit, daß ich ein Schwächling, ein Dummkopf, ein Versager sei?«

»Aber cheri, verstehst du das wirklich nicht?«

Madame de Montholon legt ihre Arme um seinen Hals und zieht ihn zu sich heran.

»Mein kleiner dummer Charles. Das ist nun mal mein Temperament. Meine Art, dich zu lieben. Im Grunde weißt du das doch ganz genau.«

Montholon läßt sich die Schmeicheleien und Liebkosungen gefallen. Und es geschieht ihm wie jedesmal, wenn sie ihn mit ihren Händen, ihrem Haar, ihren Lippen, ihrem Leib betört. Aller Widerstand weicht, er lächelt und ist versöhnt. Er überhäuft sie mit Küssen, verlangt nach ihrer zarten, duftenden Haut, wird immer stürmischer und ist schließlich nahe daran, sie zu packen und hinüberzutragen, um sie auf das elende, knarrende Bett zu werfen und ihr zu beweisen, daß er alles andere als ein Versager ist. Aber Albine wehrt ihn lachend ab. Und plötzlich, ist es ein Zufall, steht sie mit dem Rücken zur Wand genau unter dem Bildnis des Kaisers und lächelt ihn, wie ihm scheint, ganz sonderbar an, daß Montholon auf einmal wieder das Gefühl hat, als wären die beiden doch gegen ihn.

Er wird den Argwohn nicht los. Das Riesenvermögen. Das Bankhaus Laffitte. Der Baron Labouillerie. Die Möglichkeit, daß die Bourbonen alles konfiszieren könnten. Weshalb hat er gerade ihr das erzählt? War es nur eine seiner üblichen Launen, seine gelegentliche Leutseligkeit? Oder steckt mehr dahinter? Hat er sie beauftragt, die Motive für die Gefolgschaft ihres Gatten auszuforschen, oder hat er ihr nur einen Köder hingeworfen, damit sie ihn, ah-

nungslos, wiederum ihm hinwirft?

Das eine wäre so alarmierend wie das andere. Am Ende ist ihm das Zimmer neben dem seinen nur deshalb zugefallen, damit er ihn besser unter Kontrolle hat. – Aber das ist Unsinn. Das Zimmer sollte ja Bertrand erhalten. Und der ist über jeden Verdacht erhaben.

Oder auch er nicht?

Wie oft hat er sagen hören, Napoleon Bonaparte traue niemandem, nicht einmal sich selbst.

»Albine«, sagt er, und er tut es mit der Miene eines wohlwollenden, aber strengen Vaters, »du bist dir ja wohl im klaren darüber, daß du eine Menge schlimmer Sachen gesagt hast. Natürlich erhoffe ich mir irgendwann den verdienten Lohn für alles, was ich für den Kaiser getan habe. Aber ich denke nicht an sein Ende. Der Kaiser ist sechsundvierzig und bei bester Gesundheit. Und im übrigen glaube ich wirklich an seine Rückkehr nach Frankreich. Also bitte in Zukunft kein Wort mehr über sein Vermögen oder über sein Testament!«

Er weiß, sie glaubt ihm kein Wort. Aber darauf kommt es jetzt auch nicht an. Hauptsache, sie kann nicht irgend etwas ausplaudern, wie und zu wem auch immer.

Mit Sicherheit wird sie auch weiterhin über ihn grübeln, um aus ihm schlau zu werden. Und wenn es nur aus Langeweile ist. Er wird auf der Hut sein müssen, auch wenn der erste Akt des eigentlichen Dramas noch gar nicht begonnen hat.

Draußen ist inzwischen die Dämmerung hereingebrochen. Er muß zurück nach Longwood House, zum Sieben-Uhr-Diner, bei dem der Kaiser die neue Dienst- und Hof-

ordnung, die neuen Posten und Gehälter verkünden wird. – Vielleicht wird er danach mehr wissen, wie es mit dem Vertrauen des Kaisers zu ihm steht.

3

»Monsieur l'Etiquette« – der Spitz- und Spottname begleitete ihn einst durch ganz Europa. Er ließ ihn sich gefallen. Man hielt ihn für eitel, für autoritätsbesessen, man sagte ihm nach, alle Paraden und Zeremonien, die prächtigen Uniformen und Livreen, die Unzahl von Regeln und Vorschriften seien ihm nur Mittel zum Zweck der Selbstdarstellung. Er lachte darüber. Welch ein Unsinn! Welch eine Unterschätzung seines Verstandes! »Der Thron«, schleuderte er diesen Dummköpfen entgegen, »der Thron ist nur ein mit Samt garniertes Brett!« Ein Wort von wahrhaft revolutionärem Geist. Aber nur die wenigsten begriffen, daß es mehr war als nur ein Bonmot für Aphorismensammler. Was Frankreich nach Guillotine und Sansculottismus nötig hatte in einem Europa der Königshäuser, war Würde. Und die Würde beginnt allemal mit dem Respekt, den man ihr zollt, mit dem Respekt vor der Autorität der Macht. Die Macht aber, um sie erlassen zu können, muß man sehen können. An der Größe der Armee. An der Zahl der Lakaien. An der Schönheit und Vielfalt der Rituale. Am Jubel der Soldaten und an der Ergebenheit der Bediensteten. Und doch gilt das alles nichts, wenn der Jubel und die Ergebenheit nur aus Furcht, nur widerwillig, zähneknirschend erfolgen. Der Soldat muß seinen Stand lieben, er muß ihm aus Neigung angehören und seine ganze

Ehre darein setzen. Deshalb sind schöne Uniformen so nützlich. Schöne Uniformen und klangvolle Titel. Und was für den Soldaten gilt, gilt nicht weniger für Generäle, Minister, Sekretäre, Höflinge und Lakaien.

Bertrand wird erneut zum grand marechal du Palais ernannt, der über alles in Longwood House die Oberaufsicht führt. Graf Las Cases wird Kämmerer und Minister-Sekretär, gleichzeitig betraut mit dem Rechnungswesen und dem Verkehr mit den Lieferanten. General Montholon führt ab sofort den Titel Oberzeremonienmeister, dem alle häuslichen Angelegenheiten in Longwood House obliegen. Und General Gourgaud darf sich, außer daß er wie früher Erster Ordonnanzoffizier ist, von nun an Groß Stallmeister nennen, dem der kaiserliche Marstall untersteht mit immerhin acht Sattel- und vier Wagenpferden und dazu, endlich, auch einer Kalesche, die der Admiral vom Kap der Guten Hoffnung hat kommen lassen.

Marchand ist Erster, Saint-Denis Zweiter Kammerdiener; Santini ist Wärter, Friseur und Kleiderreparateur; die Brüder Archambault sind Piqueure; Cipriani ist Haushofmeister; Pierron Küchenchef; Lepage Koch; Rousseau Silberbewahrer, Lampenversorger, Schreiner und Schlosser; Gentilini ist Leibdiener; Noverraz Leibjäger und Madame Noverraz Wäschenäherin.

Die Anzahl der Bediensteten reicht Bonaparte aber nicht aus, und so stellt Cockburn aus den Mannschaften seines Geschwaders zusätzlich zwölf Matrosen zur Verfügung. Auf Anordnung des Haushofmeisters Cipriani werden die zwölf in grüne Livreen mit Goldtressen gesteckt.

Die Dienstordnung weist jedem seine Aufgabe zu. Ein

Leibdiener hat sich stets in dem Raum vor dem Badezimmer aufzuhalten, der zu dem Zimmer des Kaisers führt. Zwei Diener haben im Korridor zu stehen, der in den Speisesaal führt. Dort wiederum hat sich ein anderer Diener bereitzuhalten für den Dienst im Salon oder im topographischen Kabinett.

Die bei Tisch auftragenden Lakaien haben in grünem Frack mit Silberstickerei, in weißer Weste, schwarzseidener Kniehose, weißseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen zu erscheinen. Die beiden Kammerdiener tragen dasselbe Kostüm, aber mit Goldstickerei.

Serviert wird bei Tisch auf dem aus Paris mitgebrachten Silber- und Porzellangeschirr.

Das Frühstück findet um elf Uhr statt, das Diner um sieben Uhr abends. Zum Diner haben alle Herren des Hofes zu erscheinen. Danach wird der Tag beschlossen mit Vorlesen oder Kartenspielen.

Nur ein Problem droht die schöne Ordnung zu stören, das Problem der Sitzordnung. Wem gebührt der Platz zur Rechten des Kaisers, wem der Platz zu seiner Linken? Dem Großmarschall, dem Minister-Sekretär, dem Großstallmeister oder dem Oberzeremonienmeister? Alte Rivalitäten, Ansprüche und Ressentiments brechen wieder durch. Was soll den Ausschlag geben? Die älteren Rechte, die größeren Verdienste oder die persönliche Wertschätzung des Kaisers? Fast ist man schon geneigt, untereinander handgemein zu werden. Da entscheidet Bonaparte schließlich, mit salomonischer Weisheit, zugunsten einer wöchentlich wechselnden Tischordnung, und der Friede ist gerettet.

»Monsieur Etiquette« – er nimmt den Namen nicht nur hin, er nimmt ihn für sich in Anspruch. Die Würde des Kaisers, einmal errungen, kann man ihm nicht wieder rauben. Was ist ihm denn noch verblieben außer seinem Titel? Er wird ihn zu verteidigen wissen bis zu seiner letzten Stunde.

Schon nach ein paar Tagen verschlechtert sich seine Stimmung zusehends. Die Mauern von Longwood House, ohne Fundamente direkt auf den Erdboden gesetzt, sind feucht. Überall riecht es aufdringlich nach Farbe und frischem Putz. Die tropische Sonne verwandelt jeden Raum unter dem primitiven Pappdach in ein wahres Schwitzbad.

»Welch ein lieblicher Ort war The Briars!« sagt er wehmütig zu Las Cases. »Die Herren Engländer erweisen sich einmal mehr als raffinierte Folterknechte.«

Zwar gibt es den nahen Akazienhain und den kleinen Garten, in dem einige Pfirsichbäume, Rosenstöcke, Gemüse und ein Kaffeebaum wachsen. Aber über die kahle Hochebene fegen Tag und Nacht die Passatwinde, sie heulen ums Haus, sie pfeifen in den windgebeugten Kronen der spärlichen Gummibäume. Und ringsum starren die bronzefarbenen Hügel, die einer gespenstischen, toten Kraterlandschaft gleichen.

Um das Maß des Erträglichen voll zu machen, hat man ihm auch noch dieses Feldlager vor die Nase gesetzt, mit zwei Regimentern, mit Kanonen und der britischen Flagge am Mast. Zwar liegt es in einiger Entfernung hinter einer kleinen Schlucht, aber man hat verstanden, es so aufzuschlagen, daß morgens sein erster und abends sein letzter Blick aus dem Fenster ihn daran erinnert, daß er ein Ge-

fangener ist unter schwerster Bewachung. Und obendrein trägt das Camp diesen schauerlichen Namen, Deadwood, der tote Wald, der Wald des Todes, der Wald des Toten, der Wald für den Toten... Welch eine ausgeklügelte Marter!

Wie lange kann das ein Mensch aushalten, ohne zu zweifeln, ohne den Verstand zu verlieren? Wie lange kann ein Mensch leiden, ohne Zuflucht zu nehmen zum letzten, allerletzten Ausweg?

Und er erinnert sich an Fontainebleau, an jene Nacht vom 12. auf den 13. April 1814, als ihn zum ersten Mal alle, fast alle verlassen hatten. Warum nur mißglückte es? Er hatte ein aus Opium, Belladonna und Nieswurz zubereitetes Pulver in einem Glas Wasser aufgelöst und eingenommen. Er hatte sich niedergelegt, um auf den Tod zu warten. Aber der wollte sich nicht einstellen. Und da rief er, vielleicht nur aus Ungeduld, nach Coulaincourt, um ihm den Abschiedsbrief an Marie-Louise zu übergeben. Doch Coulaincourt, als er ihn immer heftiger schlucken und an den Gliedern steif werden sah, begriff und schlug Alarm; er weckte den Kammerdiener, Bertrand und Doktor Yvan. Alle standen sie bestürzt um ihn herum. Er verlangte nach einer stärkeren Dosis, aber Yvan verweigerte sie ihm, er floh aus dem Schloß, er wollte kein Mörder sein. Die Wirkung des Pulvers ließ bald nach. Das Schicksal hatte entschieden: Er sollte leben. Leben, um nach Elba zu gehen. Und um wieder zurückzukehren? Um Frankreich noch einmal Hoffnung zu geben? Aber warum dann Waterloo? Es ist ihm noch immer unbegreiflich. Wie konnte er nur von diesen Spitzbuben geschlagen werden! War auch das

der Wille des Schicksals? Aber warum ist er dann nicht auf dem Schlachtfeld gefallen? Jedes Leben, jedes Überleben muß doch einen Sinn haben.

Bonaparte versucht, die düstere Stimmung zu überwinden, versucht, sich einzurichten. Er hängt Bilder auf. Über dem Kamin des Schlafzimmers. Daneben einen kleinen Spiegel. Auf den Kamin stellt er die kleine Marmorbüste seines Sohnes, des Königs von Rom. Dazu zwei Leuchter, zwei Vasen und zwei vergoldete Tassen, symmetrisch angeordnet. Er hängt die große silberne Uhr Friedrichs des Großen auf, eine Art Weckuhr, die einzige Trophäe aus Potsdam, mehr war da nicht zu holen. Auf die andere Seite des Kamins hängt er seine eigene Uhr, die er in Italien und Ägypten trug, mit einem zweiseitigen goldenen Deckel und einem eingravierten B. Er beschäftigt sich mit der Bibliothek, mit den Hunderten von Büchern, den mitgebrachten und den von Cockburn zur Verfügung gestellten. Er breitet im topographischen Kabinett seine Karten aus. Er legt sich die Jahrbücher, Kalender und alten Ausgaben des »Moniteurs« zurecht, um sie jederzeit zur Hand zu haben beim Diktieren seiner Kriegsberichte. Er versucht, wieder zu arbeiten wie im Gartenhaus der Balcombes. Aber er ist unruhig, zerstreut, mißgelaunt. Ihn stören die knarrenden, schwankenden Dielen unter dem Teppich. Er fühlt sich belästigt durch den Anblick der patrouillierenden roten Uniformen im Garten. Das Klima erschöpft ihn. Und der Farbgeruch und die feuchten Wände sind ihm eine ausgemachte Schikane, ein tückischer Angriff auf seine Gesundheit.

Er flieht ins Freie. Läßt anspannen oder sein Pferd sat-

teln. Er begibt sich zu den Felsklippen, zur Barnes-Spitze, zur Zeltspitze, betrachtet das Meer, die ankommenden Schiffe und die »Northumberland«, die immer noch auf der Reede liegt, als würde sie nur auf ihn warten. Er reitet nach Hutgate zu den Bertrands, der Großmarschall ist seit ein paar Tagen leidend, das elende Klima. Er besucht Miß Mason im Pomeranzen-Wäldchen und, auf Las Cases' Vorschlag hin, eine gewisse Miß Robinson, die siebzehnjährige Tochter eines einsam wohnenden Hofpächters. Er findet sie in der Tat recht hübsch, und ihre Blicke scheinen ihm einiges versprechen zu wollen.

Aber alle Ausflüge heitern ihn trotzdem nicht recht auf. Stets wird er begleitet vom wachhabenden Offizier, nun in der Regel Hauptmann Poppleton, und von einem Soldaten. Keinen Schritt kann er tun, ohne beobachtet zu werden. So, als könnte er, wenn er nur wollte, allen Ernstes von der Insel entfliehen.

Wieder zurückgekehrt, zieht er sich in seine Räume zurück. Ist für niemanden zu sprechen. Stundenlang sitzt er im Sessel und liest, oder er starrt die Wand an. Gedanken brütend. In Erinnerungen verloren.

Die vier Bilder über dem Kamin, die Bildnisse von seinem Sohn, von Marie-Louise, von seiner Mutter und von Josephine, sind ihm seine »kleine Familie«. Jene vier Menschen, die für ihn Vergangenheit und Zukunft bedeuten, die sein Schmerz und seine Hoffnung sind.

Und doch ist es nur eine von den vieren, die er wirklich vermißt, die er sich herwünschte, wenn es nicht so völlig unmöglich wäre. Josephine.

Sie war die einzige wirklich leidenschaftliche Liebe in

seinem Leben. Eine Leidenschaft bis zur Tollheit. Eine Leidenschaft jedoch, die sich nie ganz erfüllte. Vielleicht war sie deshalb so groß und dauerhaft. Vielleicht auch, weil sie mehr und mehr gemischt war aus Eifersucht und Verachtung. Ihre Beziehung war wie ein ewiger Krieg.

Es war keine Liebe auf den ersten Blick gewesen, als er zum ersten Mal in ihr Haus kam. Er ein abgerissener kleiner General ohne Kommando, sie eine Dame von Welt, verwöhnt und wählerisch. Von Heirat war zunächst keine Rede. Josephine wollte ihre Freiheit. Und er warb eigentlich um Madame Tallien. Die aber war gerade die Mätresse von Barras, und Barras war zu dieser Zeit der wichtigste Mann im Direktorium. Da mußte er, der kleine General, sich zurückziehen. Barras machte ihm die Vorzüge der Madame de Beauharnais klar; als Witwe des königstreuen Generals, den die Revolution guillotiniert hatte, und als Freundin der führenden Männer des Direktoriums verfüge sie über großen Einfluß, da sie sowohl zur Gesellschaft des Ancien regime als auch zur neuen Gesellschaft der Republik gehöre. Eine Heirat mit ihr würde ihn, den kleinen Korsen mit dem immer noch schlechten Französisch, endlich zum vollkommenen Franzosen machen. Josephine war schön und erfahren in allen Künsten der Liebe. Er hielt sie für reich, also machte er ihr, von geborgtem Geld, teure Geschenke. Sie wiederum hielt ihn für reich und erhoffte sich mit ihm eine gesicherte Existenz. Außerdem prophezeite Barras überall unüberhörbar, daß General Bonaparte ein Mann mit einer großen Zukunft sei. Es waren Interessen, die sie zusammenführten. Und er erlag Josephine erst, nachdem sie sich ihm hingeeben hatte.

Kaum verheiratet, erhielt er aus den Händen Barras' die erhoffte Chance, den Oberbefehl über die Armee in Italien. Er fuhr an die Front, und sie blieb in Paris.

Erst jetzt entflammte in ihm die unbändige Leidenschaft. Zwischen den Schlachten unter der Sonne Italiens schrieb er ihr die glühendsten Liebesbriefe, die jemals geschrieben wurden. Und sie, in ihren Salons, betrog ihn. Mit Barras. Während er ihr Kuriere schickte. Diplomaten, Offiziere, Kaufleute, jeder, der zufällig nach Paris reiste, nahm Briefe für sie mit. Schließlich schickte er Murat, seinen Adjutanten, um sie zu holen. Aber sie kam nicht. Statt dessen betrog sie ihn mit Murat. Er überhäufte sie mit Geschenken. Und sie kam noch immer nicht. Sie trieb es mit einem gewissen Hippolyte Charles, einem eleganten Nichtstuer, einem Hanswurst, der in der Gesellschaft mit Kalauern glänzte. Er drängte in neuen, noch leidenschaftlicheren Briefen. Und nun schrieb sie ihm, daß sie nicht kommen könne, da sie ein Kind erwarte, ein Kind von ihm. Und er, wie toll vor Freude, gab für seine Offiziere und Freunde schäumende Feste, bis Josephine ihm mitteilte, daß ihr »kleiner Bauch« ein Irrtum gewesen sei.

Als sie dann endlich kam, auf Befehl des Direktoriums, das befürchtete, der siegreiche General könnte wegen seiner Frau die Armee verlassen, da fielen sie sich in die Arme, überglucklich scheinbar nach der langen schmerzlichen Trennung. Was er aber nicht wußte, war, daß im Nebenraum Monsieur Charles darauf wartete, daß er, der Ehemann, endlich wieder in die Schlacht eilte.

Von ihrer Nähe beflügelt, focht er nun die herrlichsten Schlachten. Er schlug Wurmser und Alvinzy. Auf der

Brücke von Arcole schwang er das Banner der Trikolore. Er wurde Herr von Mailand und der reichen Lombardei. Er residierte auf Schloß Mombello, und sie, Josephine, war stolz auf ihn. Einen kleinen General hatte sie geheiratet, jetzt war sie die Frau eines Souveräns, der Hof hielt wie ein König. Sie schwelgte im Überfluß, aber es war ihr nicht genug. Mit diesem elenden Charles tätigte sie hinter seinem Rücken unsaubere Geschäfte, bereicherte sich an Heereslieferungen. Als die Sache aufflog, befand er sich in höchster Verlegenheit; eigentlich hätte er auch sie erschießen lassen müssen.

Aber er verzieh ihr. Gerührt von ihren Tränen und mit Rücksicht auf ihre Kinder, die er liebte. Besonders Eugene, den er zum Offizier machte.

Er verzieh ihr auch später, als er aus Ägypten zurückkehrte. Sie aber belog und betrog ihn weiter. Zu sehr liebte sie den Luxus, die Unordnung, das Geldausgeben. Unentwegt hatten sie Streit miteinander. Bei jeder Gelegenheit widersprach sie, nur aus Trotz, um sich gegen ihn zu behaupten. Alle Gespräche drehten sich bald nur noch ums Geld. Überall machte sie Schulden. Von Jahr zu Jahr mehr. Für Schmuck und Toilette, für Seide, Perlen und Diamanten. Vier Millionen im Jahr. Sie schröpfte die Staatskasse wie kaum zuvor eine Königin Frankreichs. Von Berthier, seinem Kriegsminister, verlangte sie hinter seinem Rücken 250 000 Goldfrancs, weil sie unbedingt das Halsband der Marie-Antoinette haben mußte, die wegen viel weniger guillotiniert worden war. Von Fouche ließ sie sich monatlich 30 000 zahlen, dafür daß sie ihn, ihren Gatten, den Kaiser, bespitzelte. Und die Schieberge-

schäfte mit Hippolyte Charles gingen weiter.

Sie war Royalistin durch und durch. Und sie machte kein Hehl daraus. Der Schmuck der Königin am Hals der Kaiserin, das war ein Politikum; er tobte – und zahlte weiter. Sie war mit ihrer Hofhaltung eine Schande für die Grande nation, für das Frankreich der Freiheit und Gleichheit; aber selbst diese Schande vergrößerte noch seinen Ruhm. Und er brauchte sie. Sie war schön, und sie war beliebt. Die Sympathien, die er verscherzte, gewann sie ihm zurück. Ihre Verschwendungssucht galt als Großzügigkeit. Ihre Feste, auf denen man fast nackt umherlief, waren ein Skandal, aber man tolerierte es. Er raste und tobte, aber sie ließ es kühl über sich ergehen. Sie wußte um ihre Stärke. Sie wußte mehr über ihn als jeder andere Mensch. Er fürchtete, wenn er sie verstieß, löste sich alles auf. Er war der mächtigste Mann der Welt, aber sie war ihm auf ihre Art ebenbürtig.

Ihr Schicksal war, daß sie ihm keinen Sohn gebären konnte. Er zögerte lange, aber schließlich hatte er, wohlkalkuliert, die gewichtigeren Interessen, die Interessen des Staates, auf seiner Seite. Die Dynastie, inzwischen fünf Jahre alt, verlangte nach einem Erben.

Doch selbst nach der Scheidung noch kam er nicht von ihr los. Er wußte, was er ihr verdankte, was er ihr schuldet. Er ließ ihr den Titel Kaiserin. Er gab ihr Malmaison und eine Pension von jährlich zwei Millionen. Aber das schlechte Gewissen blieb. Und manchmal hatte er Stunden, da er sie schmerzlich vermißte.

Selbst jetzt in der Erinnerung ist sie für ihn noch immer die Kaiserin. Und seine Gefühle schwanken wie einst zwi-

schen Liebe und Haß, zwischen Bewunderung und Verachtung.

Er hatte geglaubt, sie aus seinem Leben, aus seinem Gedächtnis streichen zu können. Aber noch hier auf Sankt Helena, wo er zum ersten Mal Augenblicke, ja Stunden hatte, in denen er sich befreit fühlte von der Last der Verantwortung, von der Last des Ruhms, vom ewigen Zwang zum Erfolg, noch hier erscheint sie ihm in seinen Erinnerungen und nächtlichen Träumen. Und er wünschte, sie wäre nicht gestorben an dieser lächerlichen Erkältung, er wünschte, sie könnte kommen und ihn beflügeln, noch einmal die Welt zu erobern. Aber sie ist tot.

Sie ist tot, und er lebt. Er ist bei Waterloo nicht gefallen. Der Tod hat ihn noch nicht gewollt. Das Schicksal hat ihm noch eine Frist gesetzt, noch eine Chance gelassen.

Aber wofür?

Ein neues Jahr bricht an, das Jahr 1816. Und er gibt allen unmißverständlich zu verstehen: Es wird die Wende bringen!

Am Neujahrstag sind alle eingeladen mit Frau und Kindern. Um zehn Uhr morgens versammelt man sich zur Gratulationscour, die Herren in großer Uniform, die Damen im schönsten der mitgebrachten Kleider. Man wünscht einander Glück und Gesundheit. Man nimmt im Garten gemeinsam das Frühstück ein. Der Kaiser spricht einen Toast aus. Auf dereinst bessere Tage wieder daheim im schönen Paris! »Wir sind zwar nur eine Handvoll Menschen am Ende der Welt, aber ein Trost muß es uns sein, daß wir alle einander lieben wie in einer einzigen großen Familie!«

Die Zeit vergeht, und nichts geschieht.

Fast täglich treffen Schiffe ein, doch keines kommt seinetwegen. Fast täglich empfängt er Besucher, doch keiner bringt die ersehnte Nachricht. Kapitäne erzählen ihm von ihren Fahrten nach China und Indien, und er ist schmerzlich erinnert an seinen großen asiatischen Traum. Offiziere zur See schwärmen von den Schlachten bei Abukir und Trafalgar, welche Taktlosigkeit. Sie schmeicheln sich, ihm vorgestellt zu werden, und dafür schwätzen sie diesen langweiligen Unsinn, als brauchte er Nachhilfeunterricht in englischer Geschichte.

Er schließt sich ein, ist für niemanden zu sprechen, schützt Unwohlsein vor oder irgendeine Arbeit. Doch das Alleinsein macht die Tage noch eintöniger. Die Stille in der Enge des Hauses mit seinen niedrigen, muffigen Räumen ist noch unerträglicher als das Geschwätz der eitlen Besucher. Und der Blick aus dem Fenster bietet Tag um Tag das gleiche verhaßte Bild, die patrouillierenden Rotröcke und das Lager von Deadwood.

Sogar das Wetter ist immer dasselbe. Der Januar unterscheidet sich in nichts vom Dezember und November. Die unaufhörlichen Passatwinde. Der strahlend blaue Himmel. Die ewige tropische Sonne. Und dennoch steigen die Temperaturen kaum über zwanzig Grad. Jahreszeiten scheint es nicht zu geben auf dieser gottverfluchten Insel.

Er unternimmt Spazierfahrten in der Kalesche, vierspännig und mit Eskorte. Der Kaiser von Sankt Helena. Die

Inselbewohner stehen am Wegesrand und staunen ihn an.

Er läßt »Vizir« satteln und erprobt, einem keineswegs plötzlichen Einfall folgend, dessen Schnelligkeit,- so daß Hauptmann Poppleton, der einen jähen Fluchtversuch vermutet, sich zu einem halsbrecherischen Wettrennen veranlaßt sieht, zu einem Geschicklichkeitsritt, Abhänge hinunter, über Wasserläufe hinweg, und Bonaparte gelingt es tatsächlich zu »entkommen«. Welche Genugtuung für ihn, als er, schon längst in Longwood House, den nach längerem Umherirren zurückkehrenden Poppleton damit verspotten kann, daß er kein sonderlich guter Bewacher sei.

Mehrmals reitet er hinüber zu seinem Hoflieferanten Balcombe, läßt sich von ihm zum Kapwein einladen und treibt, wie früher, mit »Mademoiselle Betsee« übermütige Scherze.

Er besucht die hübsche Mary Alice Robinson, der er den Spitznamen »Nymphe« gibt. Während er drinnen mit ihr zusammen ist, stehen Poppleton und Las Cases draußen beim Vater des Mädchens, eine Stunde, zwei Stunden lang. Über pikante amouröse Plaudereien und ein paar Küsse gelangt er aber nicht hinaus. Ein Mißerfolg, den er sich jedoch nicht anmerken läßt. Hauptsache, er hat den Anschein erweckt, und die Eingeborenen haben ihren Gesprächsstoff.

Abends nach dem Diner sitzt man im gelben Salon, spielt Karten oder erbaut sich an erhabener Lektüre. Homer, Racine oder Rousseau. Voller Bewunderung lauscht man seinem Vortrag. Aber Gourgaud schläft regelmäßig nach einer Viertelstunde ein. Montholon begreift von allem nur

die Hälfte. Und Madame de Montholon, er kennt ja ihren Geschmack, würde viel lieber was von Spukschlössern, maskierten Männern und verführten Mädchen hören a la Ducray-Duminil oder Pigault-Lebrun, deren Kriminal- und Schauerromane sich seit Jahren in Paris so großer Beliebtheit erfreuen.

Es ist hoffnungslos mit diesen Plattköpfen, Las Cases vielleicht ausgenommen. Der Kunstgenuß aber gehört nun mal zum Hofleben. Mittels der Künste erhebt man sich über die ungebildete, stumpfsinnige Masse. Und tatsächlich fürchtet er nichts mehr, als herabzusinken auf ein gewöhnliches Alltagsleben gewöhnlicher kleiner Leute. Nur das nicht. Das wäre das Ende.

Seine Chronisten brauchen Stoff für ihre Tagebücher, und er ersinnt immer neue Begebenheiten. Er geht aufs Feld und versucht sich als Bauer. So kann Las Cases schreiben: »Der Kaiser nahm selber den Pflug in die Hand. Er machte auf weite Entfernung hin eine tadellose Furche mit unglaublicher Schnelligkeit.« Und als Zugabe für die Nachwelt formuliert Bonaparte noch einen bedeutenden Satz: »Den Acker bestellen ist der wahre Beruf des Menschen!« Spricht es und begibt sich wieder ins Haus, um weiter seine italienischen Feldzüge zu diktieren.

Dann überrascht er seine Umgebung mit dem Entschluß, Englisch lernen zu wollen. Damit er sich, wie er sagt, mit seinen Gästen besser verständigen könne und er beim Zeitunglesen nicht immer einen Übersetzer benötige. Wohl wissend, daß er damit gleichzeitig in den Köpfen seiner Getreuen die Hoffnung nährt, er bereite sich auf ein Leben in Amerika vor. Las Cases jedenfalls, dem langjährigen

Emigranten, fällt die Aufgabe des Sprachlehrers zu, und der ist fortan voll des Lobes über die erstaunlich raschen Fortschritte des Kaisers.

Die Zeitungen allerdings bescheren noch immer wenig erfreuliche Nachrichten. Die Prozesse gegen seine ehemaligen Generäle und Marschälle nehmen kein Ende. Ney, findet er, verteidigt sich schlecht, seine Aussagen sind einfach töricht und unehrenhaft. Daß auch Fouché, der ewige Intrigant, seinen Hut nehmen muß, erfüllt ihn mit Genugtuung, aber es ändert nichts an der Lage in Frankreich. Zwar wehren sich noch immer seine Garde und die Überreste der Armee von Waterloo, die sich, wie es heißt, in die Cevennen zurückgezogen und denen sich Scharen von Bauern, begeistert für den Kaiser, angeschlossen haben. Aber Ludwig XVIII. so scheint es, sitzt immer fester im Sattel, und offensichtlich will er nun seine Bartholomäusnacht haben. Dieser Dummkopf, jede Gewaltherrschaft gräbt sich früher oder später ihr eigenes Grab. Wenn er so weitermacht, wird es unvermeidlich zur Explosion kommen, und dann wird keiner da sein, der befähigt ist, das Staatsruder fest in die Hand zu nehmen. Am Ende müssen die alliierten Mächte eingreifen, und es kommt zur Teilung Frankreichs.

Währenddessen sitzt er hier auf diesem Felsen, zur Untätigkeit verurteilt, mit Memoiren befaßt, ein Vierteljahr schon, und nichts geschieht.

Doch dann ist eines Tages unter den Besuchern, die nach Longwood House kommen, ein Kapitän, der Bertrand zunächst nicht seinen Namen nennen will, der ihm jedoch bedeutet, daß eine Audienz von außerordentlicher Wich-

tigkeit sein könnte für Kaiser Napoleon. Bertrand zögert einen Moment, und er betrachtet den jungen Mann, der den Kapitän begleitet. Ein schwarzer Lockenkopf, kaum älter als sechzehn, vermutlich eine Art Schiffsjunge, nichts Ungewöhnliches also. Und so entschließt sich Bertrand, um ja keinen Fehler zu begehen, die Besucher anzumelden.

»Ein Kapitän?« fragt Bonaparte. »Welcher Nationalität?«

»Der Mann spricht Englisch, Sire. Aber es scheint nicht seine Muttersprache zu sein.«

»Hat er den Namen seines Schiffes genannt?«

»Ich habe ihn nicht danach gefragt, Sire.«

»Und der Schiffsjunge?«

»Er hat kein Wort gesprochen. Aber er sieht aus wie ein Italiener oder Spanier.«

Vielleicht gar ein Korse, denkt Bonaparte. Wie auch immer, die Sache interessiert ihn.

Als Bertrand den Kapitän und den jungen Mann in den gelben Salon führt, kann Bonaparte eine gewisse Überraschtheit nicht ganz verbergen. Das Gesicht des Kapitäns, er ist sich völlig sicher, hat er schon mal gesehen.

»In Paris, Majestät«, sagt der Kapitän lächelnd, nachdem er, allerdings ziemlich undeutlich, seinen Namen genannt hat. »Es ist schon zwölf Jahre her, daß ich die Ehre hatte, dem Ersten Konsul vorgestellt zu werden.«

»Ich erinnere mich«, sagt Bonaparte.

»Es war ein unvergeßliches Erlebnis für mich, Majestät«, versichert der Kapitän. Und dann bittet er, den jungen Mann vorstellen zu dürfen, Giuseppe Canzoni. Er habe ihn mitgebracht, weil auch ihm schon einmal die Ehre zuteil

geworden sei, die Bekanntschaft des großen Napoleon machen zu dürfen. Allerdings, und da lächelt der Kapitän verschmitzt, könne sich Giuseppe nicht mehr erinnern, vermutlich ebensowenig, wie sich Seine Majestät an Giuseppes Gesicht erinnern werde, denn der junge Mann sei einst in Bologna gerade in dem Augenblick geboren worden, als die siegreiche französische Armee in die Stadt einzog. Und der umjubelte General Bonaparte habe damals, aus Verbundenheit mit dem durch ihn befreiten italienischen Volk, an der Taufzeremonie teilgenommen, und bei dieser Gelegenheit habe er als Geschenk eine dreifarbigte Kokarde hinterlassen, die seitdem in Giuseppes Familie ehrfurchtsvoll aufbewahrt werde.

Bonaparte hört die Geschichte mit Wohlgefallen, auch wenn er sich nicht mehr an sie erinnern kann; immerhin beweist sie ihm, daß er noch immer überall in der Welt glühende Verehrer hat. Er drückt dem jungen Italiener die Hand und nennt ihn »mein Sohn« und »amigo mio«.

Bologna! Italien! Seine herrlichen Siege!

Man schwelgt eine Weile in Erinnerungen, macht einander Komplimente, ergeht sich in gegenseitiger Bewunderung.

Doch dann drängt Bonaparte, zur Sache zu kommen. Wie er höre, gäbe es da etwas, was für ihn angeblich von außerordentlicher Bedeutung sei.

Der Kapitän nickt bestätigend. Aber er zögert und blickt sich mißtrauisch nach allen Seiten um. Und erst nachdem er sich davon überzeugt hat, daß sie weder an den Türen noch an den Fenstern belauscht werden, beginnt er, mit gedämpfter Stimme, seine Sache vorzutragen. Er habe

einen Plan zu unterbreiten. Einen ausgezeichneten Plan. Alle Einzelheiten seien bis ins letzte durchdacht. Er, der Kapitän der »Minden«, sei fest davon überzeugt, daß das Unternehmen gelingen werde, und er würde sich glücklich schätzen, wenn ihm Seine Majestät vertraute und die Ehre zuteil werden ließe, ihn aus den Händen seiner schändlichen Bewacher zu entführen...

Fliehen!

Bonaparte, die Hände auf dem Rücken, den Oberkörper leicht vorgebeugt, hört dem Kapitän schweigend zu. Seit er auf der Insel ist, beschäftigt ihn dieser Gedanke. Sollte die Stunde der Befreiung jetzt wirklich gekommen sein? Er läßt den Kapitän, während dieser seinen Plan entwickelt, keinen Moment aus den Augen, er unterbricht ihn nicht ein einziges Mal, und auch nachdem jener geendigt hat, schweigt er noch eine Weile. Der Plan ist kühn, aber in der Tat nicht aussichtslos. Die unbewohnte Südseite der Insel könnte tatsächlich eine Möglichkeit bieten. Für kurze Zeit, im Schutze der Nacht, könnte in der Sandy Bay oder an der Stein-Reede ein Schiff durchaus festmachen, ohne sogleich entdeckt zu werden. Von dort bis Jamestown ist es gut acht Meilen weit.

Und doch zögert er. Zwar scheint ihm der Kapitän ein redlicher Mann zu sein, aber irgend etwas warnt ihn davor, allzu rasch auf das Angebot einzugehen. Wenn er sich doch nur an Bologna, an die vermeintliche Taufzeremonie erinnern könnte.

»Und wie hoch«, fragt er, »wäre der Preis?«

Der alte Seebär gibt sich ein wenig verlegen.

»Ich geniere mich, es zu sagen, Majestät. Aber ich bitte,

das Risiko zu bedenken, und nicht nur für mich, auch für meine Mannschaft. Außerdem die Kosten...«

»Der Preis, Kapitän!«

»Nun ja... Ich dachte an eine Million.«

»Eine Million Francs?«

»Napoleondor.«

Bonaparte bricht in schallendes Gelächter aus.

»Sie belieben zu scherzen, Kapitän! Glauben Sie wirklich, ich würde hier über solche Reichtümer verfügen?«

»Mit der vollen Bezahlung hätte es durchaus Zeit bis zu Ihrer sicheren Landung, Majestät. Nur eine gewisse Anzahlung... Sozusagen als Handgeld für die Mannschaft.«

Bonaparte sieht Bertrands besorgtes Gesicht, als wollte er sagen, es ist eine einzigartige Chance, denken Sie an Frankreich, Sire! ,

Der Kapitän wartet.

Bonaparte fühlt sich gedrängt. Eine Befindlichkeit, die ihm von jeher verhaßt ist. Andererseits weiß er, daß er die Hoffnung seiner Getreuen, ihr Vertrauen in seine ungebrochene Tatkraft und Zuversicht nicht so ohne weiteres enttäuschen darf.

Und so sagt er: »Ich danke Ihnen, Kapitän, für Ihren Besuch. Ihr Plan ist in der Tat ausgezeichnet, aber Sie werden verstehen, daß ich von meiner Warte aus auch einiges zu bedenken habe. Wenn Sie in ein paar Tagen wiederkommen würden? Dann werde ich mich entschieden haben.«

Der Kapitän ist mit der Antwort vollauf zufrieden. Majestäten pflegen nun mal auf diese Weise ihren Entschlüssen das nötige Gewicht zu verleihen.

Und so scheidet man in bestem Einvernehmen.

Longwood House beherrscht in den nächsten Tagen nur ein Thema, nur ein Gedanke. Im Beisein des Kaisers wird nicht darüber gesprochen, aber in den Gesprächen untereinander bewegt alle nur die eine Frage: Wird der Kaiser auf das Angebot eingehen oder nicht?

Bonaparte weiß, was auf dem Spiel steht. Seit einem Vierteljahr redet er von baldiger Rückkehr und einem neuen Anfang. Wenn er die sich jetzt bietende Möglichkeit ausschläge ohne triftigen Grund, wie lange würde es wohl dauern, bis ihn die ersten verließen?

Eine generalstabsmäßige Besprechung am Kartentisch oder eine Erörterung während des Diners erscheint ihm wenig vernünftig, das würde nur zu einem Wetteifern mit großen Worten führen. Und so befragt er denn jeden einzeln im Gespräch unter vier Augen.

Las Cases rät ihm unbedingt zu: »Was wäre schon zu verlieren, Sire? Die Aussichten auf Begnadigung oder einen grundlegenden politischen Umschwung in London scheinen mir alles andere als günstig zu sein. Selbst wenn der Fluchtversuch mißlänge, was könnte Ihnen schon passieren? Man würde Sie auf die Insel zurückbringen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß man es wagen würde, Sie dafür zu bestrafen.«

Montholon hingegen rät entschieden ab. »Eine Million Napoleondor, Sire! Da stecken die Engländer dahinter. Man will herausbekommen, über welche Mittel Sie hier verfügen. Am Ende sollen Sie noch Ihre eigene Gefangenschaft finanzieren! Abgesehen davon, daß man dann den untrüglichen Beweis für Ihre Fluchtabichten in Händen

hielte. Und das würde unweigerlich zu noch strengeren Bewachungsmaß regeln führen.«

Gourgaud sieht das Ganze ausschließlich vom patriotischen Standpunkt: »Die Zeit drängt, Sire! Frankreich steht in hellem Aufruhr, und man ruft nach Ihnen. Aber wie lange noch? Mit jedem Tag, den Sie verlieren, verringert sich die Hoffnung aller aufrechten Franzosen.«

Auch Bertrand mahnt und drängt aus gleichen Erwägungen heraus, doch zugleich warnt er, die Engländer und ihre Flotte zu unterschätzen: »Ich kenne die Mindern nicht, Sire, aber selbst ein schnelles Schiff benötigte bei gutem Wind einen halben Tag, ehe es am Horizont verschwunden ist. Es hinge alles davon ab, daß Sie die Postenkette ungesehen passieren und daß Ihr Entweichen von Longwood House wenigstens einen Tag lang nicht bemerkt würde. Vielleicht könnte man Poppleton eine Zeitlang im Haus gefangensetzen, die Posten in der nächtlichen Dunkelheit durch irgendein Manöver ablenken, und der Weg nach Sandy Bay müßte vorher genauestens erkundet werden.«

Drei raten ihm zu, nur einer rät ab. Eine einfache Rechnung, wenn er nicht der Mann wäre, für den Mehrheiten noch niemals ein hinreichendes Argument waren, und wenn er nicht wüßte, daß einfache Rechnungen gewöhnlich nicht aufgehen.

Aber die Versuchung ist groß. Die Bourbonen sind verhaßt. Seine Soldaten warten auf ihn. Welch ein Schauspiel, wenn er noch einmal Einzug hielte! Ganz Europa zitterte wieder. Zum dritten Mal auf dem Thron. Es wäre ein einzigartiges Beispiel der Weltgeschichte!

Die alte Lust am Risiko, der er so oft nachgegeben hat, sie lockt noch immer. Die Gunst des Schicksals, die so oft auf seiner Seite war, er kann nicht glauben, daß sie ihn schon völlig verlassen haben soll.

Doch andererseits Montholons Befürchtungen, sie wiegen fast schwerer als alle Verführungen und glorreichen Aussichten. Nur zu gut kann er sich ausmalen, wie begierig die Engländer darauf warten, daß er endlich den Schritt tut, der ihn verrät. Welch ein Triumph für sie, wenn er ihnen auf den Leim ginge.

In allem, was sich in diesen Tagen auf der Hochebene und im Hafen von Jamestown tut, sucht er nach irgendwelchen geheimen Anzeichen dafür, daß sich etwas gegen ihn vorbereitet. Doch nichts ereignet sich, nichts anderes als in den Wochen zuvor. Aber auch das könnte ja Bestandteil der Falle sein, daß man ihn in absoluter Sicherheit wiegen will. Wenn er seinem Gegner doch nur für einen Augenblick in die Karten sehen könnte!

Als Admiral Cockburn, zwei Tage nach dem Besuch des Kapitäns, in Longwood House erscheint, um sich, wie er sagt, nach dem Befinden seines hohen Gefangenen zu erkundigen, entschließt sich Bonaparte kurzerhand zu einem Manöver. Er erregt sich über die ständigen Kontrollen der Wachposten am Tor, er beschwert sich über Poppletons hautnahe Bewachung, die immer lästiger falle. Er fordert ab sofort einen Abstand von hundert Metern, wenn er ausreite. Und Poppleton möge fortan Zivil tragen, denn er, Bonaparte, wolle nicht länger wie ein Schwerverbrecher unter Polizeigewahrsam behandelt werden.

Cockburn scheint nicht sonderlich verwundert zu sein

über die neuerlichen Wünsche des Generals Buonaparte. Von Polizeigewahrsam wie für einen Schwerverbrecher könne doch wohl nicht die Rede sein, und er habe nun mal seine Anordnungen, aber vielleicht, eine gewisse Lockerung, versprechen könne er nichts, er werde die Sache jedoch mit Oberst Bingham und Gouverneur Wilks bereden.

Das scheint noch immer der alte Cockburn zu sein, hin und her gerissen zwischen Strenge und Milde, zwischen Pflicht und Neigung. Seine, Bonapartes, Menschenkenntnis müßte schon völlig versagen, wenn der Admiral ein noch größerer Meister des Bluffs sein sollte als er.

Ein anderer Gedanke aber stellt sich ein. Vielleicht weiß Cockburn von der ganzen Sache noch gar nichts. Vielleicht handelt der Kapitän im Alleingang, im direkten Auftrag Londons?

Das Gefühl der Bedrohung will einfach nicht weichen, im Gegenteil, es nimmt von Tag zu Tag zu. – Oder sind es nur Montholons Bedenken, die einen so großen Eindruck auf ihn gemacht haben?

Doch da sind noch ganz andere Überlegungen, die es ihm so schwer machen, sich zu entschließen. Wen zum Beispiel sollte er mitnehmen auf seine Flucht? Er kann sich unmöglich allein in die Hände dieses geldgierigen Kapitäns begeben. Wenigstens Bertrand und Gourgaud müßten mit, seine erfahrensten Offiziere. Das aber würde sofort Familienprobleme heraufbeschwören. Die schöne Fanny würde garantiert verrückt spielen, wie schon in Plymouth, am Ende läuft sie gar zum Admiral und deckt alles auf, nur um nicht von ihrem Henri getrennt zu werden. Und natürlich könnte er auch nicht auf Marchand verzichten.

Was ist ein Kaiser ohne Kammerdiener? Soll er sich etwa selber an- und auskleiden? Das aber wiederum würde Montholon auf den Plan rufen, der sich als Graf und General gegenüber einem Lakaien zurückgesetzt fühlte. Und sicherlich würde er dann auch seine schwangere Gattin und seinen Sohn mitnehmen wollen. Zum Teufel auch, daß Generäle verheiratet sein müssen! Und wenn schon, warum konnten sie ihre Damen nicht zu Hause lassen? Auf den Feldzügen haben sie sie schließlich auch nicht mitschleppen können.

Das Unterfangen erscheint ihm, je länger er darüber nachdenkt, immer aussichtsloser, immer wahnwitziger. Sankt Helena ist nicht Elba. Sein Schicksal ist, wie es aussieht, endgültig besiegelt.

Doch da kommt, schon am darauffolgenden Tag, Cockburn und bringt den Bescheid, daß dem Wunsch des Generals Buonaparte entsprochen werde. Hauptmann Poppleton habe Anweisung, ab sofort zivile Kleidung zu tragen und bei allen Ausritten den gewünschten Abstand von hundert Metern einzuhalten.

Das erhoffte günstige Zeichen? Der untrügliche Beweis für die Arglosigkeit seiner Bewacher? Oder ist es genau das Gegenteil? Muß die ungewöhnlich rasche Entscheidung nicht stutzig machen? Sieht es nicht ganz danach aus, als wollte man ihn in trügerischer Sicherheit wiegen?

Die Zeit drängt. In ein paar Tagen, hat er dem Kapitän gesagt.

Und die Unruhe unter seinen Getreuen, er spürt es nur zu deutlich, nimmt mit jedem Tag zu. Wenn er nur wüßte, was sie wirklich denken, für den Fall, daß er das Fluchtan-

gebot ausschläge.

Der Plan, zugegeben, ist bis in alle Einzelheiten durchdacht. Aber erst ab Sandy Bay. Doch wie von Longwood House entkommen? Durch ein nächtliches Ablenkungsmanöver? Indem man Poppleton, der im anderen Seitenflügel wohnt, gefangensetzt? Bertrand ist ein Kindskopf. Wenn der Hauptmann am Morgen nicht zum Rapport erschiene, würde der Admiral sofort Alarm schlagen. Er würde gewaltsam in Longwood House eindringen, und innerhalb von Minuten würden zwei vollzählige Regimenter ausschwärmen und alles auf der Insel auf den Kopf stellen. Die Flotte im Hafen von Jamestown würde die Anker lichten und in alle Himmelsrichtungen auslaufen. Die »Minden« hätte kaum eine Chance.

Nur ein Mittel gäbe es, das eventuell Erfolg verspräche: Bestechung. Aber bei wem sollte man ansetzen? Bei Poppleton, über den er sich gerade erst beschwert hat? Bei dessen Stellvertreter, Major Fersen? Oder gar bei Bingham, dem Kommandanten von Deadwood? Und wieviel würde ein englischer Offizier wohl verlangen, um seinen Stolz aufs Vaterland und seinen Eid auf die Krone vergessen zu können? Noch eine Million?

Am billigsten käme es zweifellos, wenn man die Wachposten gewinnen könnte. Für jeden tausend Napoleondor, dann würden sie vielleicht am Morgen melden, daß es wie immer keinerlei Vorkommnisse gegeben habe in der Nacht. Und wenn der Admiral ihn, Bonaparte, zu sehen wünschte, müßte Las Cases oder Montholon erklären, daß Seine Majestät krank zu Bett liege mit einer leichten Erkältung oder einer Magenverstimmung. Und wenn dann

der Admiral darauf bestünde, daß O'Meara zu dem hohen Gefangenen vorgelassen werde, um ihn zu untersuchen, müßte man auch dem Doktor Geld geben, damit er bestätigt, daß General Bonaparte im Bett liege.

Doch was, wenn sich O'Meara weigert? Er wird sich an fünf Fingern abzählen können, daß die Sache auffliegt und seine einträgliche Laufbahn als Militärarzt auf jeden Fall beendet sein wird, auch wenn es ihm gelänge, auf irgendeine Weise zu »beweisen«, daß er Napoleon Bonaparte tatsächlich untersucht habe.

Wie er es dreht und wendet, immer wieder bleiben zu viele Unwägbarkeiten. Er hat zwar das Risiko nie gescheut, denn erst dadurch wird eine Tat groß, aber eine Flucht ins Ungewisse bei Nacht und Nebel ist etwas anderes als eine Schlacht in der Helle des Tages, wo man den Gegner sehen und berechnen kann.

Um seiner Unentschiedenheit ein Ende zu bereiten, bringt er abends am Kamin, nachdem die Damen gegangen sind, das Thema nun doch zur Sprache.

Las Cases plädiert unverändert für den Fluchtversuch, und das Mittel der Bestechung, wie es der Kaiser erwägt, hält er für das sicherste von allen. Jeder Mensch, erklärt er, sei käuflich, auch ein Medizinmann wie O'Meara.

Gourgaud pflichtet ihm bei. Es komme nur auf die Höhe der Geldsumme an, dann verkaufe ein Mensch sogar seine eigene Mutter. Und die Engländer seien bekanntlich das korrupteste aller Völker unter Gottes weitem Himmel. Eine Anspielung auf eine Äußerung Bonapartes, mit der Gourgaud seinem Kaiser eine Freude zu machen meint.

Doch der korrigiert ihn, O'Meara sei kein Engländer,

sondern ein Ire, das sei ein erheblicher Unterschied.

Eine gewisse Gereiztheit klingt da durch, die alle sofort aufhorchen läßt.

Und Montholon beeilt sich, die entstehende Pause zu nutzen, um seine alte Warnung zu wiederholen. Der Kaiser möge ihm verzeihen, aber er werde nun mal den Verdacht nicht los, daß das Ganze eine ausgeklügelte Falle sei, mit der man das Schicksal des großen Napoleon besiegeln wolle. Und von Bestechungsversuchen halte er überhaupt nichts. Von O'Meara einmal abgesehen, bedeuete das ja wohl, daß man alle Wachposten rings um Longwood House einweihen müßte, und er könne nicht glauben, daß das gut gehe, ein Verräter sei immer darunter.

Für einen Moment herrscht Schweigen im Salon. Natürlich hat jeder der Anwesenden mehr als einmal diese schreckliche Möglichkeit in Betracht gezogen. Gourgaud und Las Cases jedoch hatten bislang den Eindruck, als erwarte der Kaiser von ihnen Zuspruch und Ermunterung, wo er doch fortwährend von Rückkehr und neuer Größe träumt.

»Und was ist Ihre Meinung, Bertrand?« fragt Bonaparte, ein wenig mürrisch.

»Verzeihung, Sire«, sagt Bertrand, der bisher geschwiegen hat, »ich glaube, Montholon hat recht.«

Las Cases und Gourgaud sehen einander verwundert an, sie können sich das plötzliche Umschwenken nicht erklären.

Montholon hingegen lächelt kaum merklich; er weiß, welches Gewicht Bertrands Worte für den Kaiser haben.

»Also auch Sie glauben an eine Falle?« fragt Bonaparte,

noch immer mit leicht gereiztem Unterton. »Und weshalb? Haben Sie irgendwelche Anhaltspunkte dafür?«

»Nein, Sire, die habe ich nicht. Es ist nur so ein Gefühl.« Er zaudert einen Moment und fährt dann fort: »Wenn ich mir vorstelle, daß man Eure Majestät vielleicht absichtlich von Longwood House entweichen läßt, daß man Sie in stockfinsterer Nacht nach Sandy Bay reiten und dort das Schiff erreichen läßt und daß dann der Kapitän, statt nach Europa, zum Hafen von Jamestown segelt, um Sie dort unter dem Gelächter und Gejohle der Mannschaften wieder dem Admiral zu übergeben... Es wäre die furchtbarste Demütigung für Sie, die ich mir denken kann. Und ich bin sicher, Sire, die englische Presse wartet nur darauf, mit so einem köstlichen Spaß ganz Europa unterhalten zu können.«

Die englische Presse. Das Hohngelächter Europas, ja der Weltgeschichte! Die Gefahr, als komische Figur zu enden. Das wäre schlimmer als Waterloo, Leipzig und Moskau zusammengenommen. Bertrand hat seine verletzlichste Stelle getroffen, und so entläßt sich die ohnmächtige Wut gegen ihn.

»Weshalb erzählen Sie mir das, Großmarschall? Denken Sie, ich wüßte das alles nicht selber?«

Nach einer Weile, etwas ruhiger, entwickelt er einen für alle verblüffenden Gedanken.

»Es gibt nur eine politische Lösung, die mich zurückbringt. Entweder die Könige benötigen mich gegen den Aufruhr ihrer Völker, oder die Völker brauchen mich gegen die Könige, denn in der gewaltigen Auseinandersetzung der Gegenwart mit der Vergangenheit bin ich der

natürliche Unparteiische und Mittler. Das ist meine Bestimmung, und ich bin sicher, ich werde sie in nicht allzu ferner Zukunft erfüllen.«

Später, in der nächtlichen Stille seines Schlafzimmers, überkommt ihn ein sonderbar zwiespältiges Gefühl der Erleichterung. Die Last der Entscheidung ist von ihm genommen. Der arme Bertrand, besser konnte er seine Sache gar nicht machen. Hat er ihn doch der Schwierigkeit enthoben, etwas zu erklären, was aus seinem eigenen Munde unweigerlich wie Feigheit vor dem Risiko geklungen hätte. – Und dennoch ist da der Schmerz einer aufgegebenen Hoffnung und noch immer der Zweifel, vielleicht doch eine unwiederbringliche Chance fahrenzulassen.

Als schließlich wenige Tage darauf der Kapitän der »Minden« erneut in Longwood House vorspricht, weigert sich Bonaparte, ihn zu empfangen. Las Cases fertigt den Kapitän im Garten ab. Der Kaiser danke für das edelmütige Anerbieten, aber leider könne er nicht darauf eingehen.

Kaum eine Stunde später stellen sich Admiral Cockburn und Gouverneur Wilks ein. Und das scheint nun doch ein sonderbarer Zufall zu sein, daß der Gouverneur gerade an diesem Tag von seiner Krankheit genesen ist und seinen längst fälligen Antrittsbesuch in Longwood House machen will. Bonaparte weigert sich entschieden, den Herren seine Anwesenheit zu beweisen. Auch sie müssen mit Las Cases vorliebnehmen, der höflich, aber bestimmt erklärt: »Der Kaiser läßt ausrichten: Tote empfangen keinen Besuch.«

Bonaparte steht hinter der Gardine und beobachtet die Szene im Garten. Als er sieht, daß die beiden Engländer, wenn auch sichtlich verärgert, aber doch ohne etwas zu

unternehmen, wieder abziehen, ist er enttäuscht.

War die kurze Aufeinanderfolge der beiden Besuche doch nur ein Zufall?

Am anderen Tag segelt die »Minden« hinaus aufs offene Meer, in Richtung Europa.

Bonaparte steht am Steilufer unweit der Barnes-Spitze und blickt dem Schiff lange nach.

Als er nach Longwood House zurückkehrt, gewahrt er auf den gegenüberliegenden Berghängen eine merkwürdige Veränderung. Von den ersten flachen Hügeln hinter dem Lager von Deadwood bis hinauf zu den höchsten Bergspitzen stehen in fast regelmäßigen Abständen Soldaten mit kleinen Flaggen in den Händen.

Als er von Poppleton Aufklärung darüber verlangt, erfährt er, daß man ein Alarmhaus eingerichtet habe, eine telegrafische Station, von der aus man mit Hilfe dieser Postenkette in bestimmten Zeitabständen und je nach Anlaß fünf verschiedene Signale nach Jamestown übermittele. Die fünf Signale lauteten: General Buonaparte ist in Longwood House. General Buonaparte überschreitet die Grenze von 4 Meilen. General Buonaparte überschreitet mit Bedeckung die Grenze von 12 Meilen. General Buonaparte überschreitet die Grenze von 12 Meilen ohne Bedeckung. General Buonaparte ist verschwunden. Für den letzten Fall, meint Poppleton schmunzelnd, sei eine blaue Flagge vorgesehen.

Von diesem Moment an ist Bonaparte fest davon überzeugt, daß ihn Montholon und Bertrand vor einem großen Fehler bewahrt haben.

Die rasch sinkende Abendsonne wirft ihre letzten Strahlen auf die Insel. Hutsgate, das kleine Haus der Bertrands am Rande der Teufelspunschbowle, liegt bereits im Schatten von Hallar Hill. Die Schwüle des Tages, die hier oberhalb des Talkessels besonders drückend ist, beginnt langsam zu weichen. Großmarschall Bertrand, der von Zeit zu Zeit vor die Tür tritt und Ausschau hält, nimmt kaum etwas wahr von der sanften Abendstimmung und der angenehmen Abkühlung. Seit einer Stunde ist er zu Hause und wartet. Nach Aussage des Mädchens ist Fanny um zwei Uhr nachmittags zu Las Gases in den Wagen gestiegen und in Richtung Stadt davongefahren. Der Graf ist schon vor zwei Stunden nach Longwood House zurückgekehrt, als er, Bertrand, noch beim Kaiser war. Fanny aber ist immer noch nicht da. Jetzt ist es fast Viertel vor sieben. Sie werden zu spät zum Diner kommen. Der Kaiser wird wieder wütend auf sie sein. Schon zweimal sind sie zu spät gekommen. Und einmal sind sie überhaupt nicht erschienen, weil Fanny bei den Hamiltons war und dort zu übernachten beliebte, ohne ihm vorher etwas davon zu sagen. Den ganzen Abend hatte er gewartet, nicht wissend, wo sie steckte. Er war wütend gewesen, sie brachte ihn und sich selbst in eine unmögliche Situation. Dazu kam die Empfindlichkeit des Kaisers, um die sie doch wissen mußte. Wie ihm Gourgaud am anderen Tag berichtete, war die Verärgerung des Kaisers noch schlimmer gewesen, als er befürchtet hatte. »Auf Elba«, soll er gesagt haben, »be-

trugen sich die Bertrands ebenso. Sie vergessen, was sie mir verdanken, und denken nur an sich. Sie benehmen sich, als wäre mein Haus eine Herberge. Wenn sie nicht immer zum Diner kommen wollen, dann können sie ganz fortbleiben.« Nach zwanzig Jahren treuer und korrekter Pflichterfüllung fand das Bertrand mehr als ungerecht. Der Kaiser mußte doch wissen, daß es nicht an ihm, dem Großmarschall, lag, schließlich war auch er mal verheiratet mit einer ebenso eigensinnigen, launischen Frau. Immerhin stammen Fanny und Josephine aus derselben Familie, Fannys Mutter und die Kaiserin waren Kusinen. Aber wahrscheinlich ist es gerade das, was den Kaiser auf Fanny so zornig macht, daß sie ihn ständig an Josephine erinnert. Genauso wie umgekehrt Fanny nicht zuletzt deshalb so widerspenstig ist, weil sie dem Kaiser noch immer nicht verziehen hat, daß er Josephine wegen dieser Österreicherin verstoßen hat. Familienquerelen. Alte Geschichten, die kein Ende nehmen wollen. Aber warum um alles in der Welt muß er es immer ausbaden? Wie ein Esel kommt er sich jedesmal vor, der von dem einen wie von dem anderen dafür gescholten wird, daß er es beiden recht zu machen versucht. Und er fragt sich, wann er endlich aufhören wird, immer stillzuhalten. Immer brav zu sein. Immer gutmütig. Und immer wieder verzeihend.

Alle Welt redet schon darüber, belächelt und bemitleidet ihn im stillen. Sogar dem Kindermädchen tut er leid. Sie enthält sich zwar jeglicher Äußerung, weil ihr ein Urteil über Madame und Monsieur nicht zusteht, aber an Tagen wie diesem merkt er es an ihren Blicken, sogar an ihren Bewegungen. Jedesmal, wenn ihn die Kinder fragen, wo

denn Mama bleibe, und ihm keine Antworten mehr einfallen wollen, versucht sie, sie abzulenken mit irgendwelchen Spielen.

Er weiß, er müßte etwas unternehmen. Aber was? Soll er vielleicht in die Stadt hinunterreiten und alle ihre Bekannten abklappern? Die Porteous, die Hamilton, die Wilks, die Balcombes? Großmarschall Bertrand, der umherirrende Ehemann. Das gäbe ein schönes Gerede.

Und so fällt ihm nichts anderes ein, als immer wieder vors Haus zu treten und Ausschau zu halten. Immer noch hoffend, sie würde gerade noch rechtzeitig kommen, damit sie, wenn schon nicht pünktlich, so doch wenigstens überhaupt noch auf Longwood House erscheinen können. Zu schrecklich ist ihm die Vorstellung, der Kaiser könnte seine Drohung wahrmachen und sie künftig vom Diner ausschließen.

Aber so angestrengt er auch ausspäht, von Fanny ist nichts zu sehen. Und so kehrt er ins Haus zurück, verzweifelt über die eigene Hilflosigkeit.

Zu allem Überfluß dringt aus dem Kinderzimmer auch noch der Lärm des allabendlichen übermütigen Getobes. Die arme Jeannette, wie sie es mit den drei Bälgern nur aushält. Und Napoleons Stimme ist wie üblich die lauteste. Er sollte wohl hinübergehen und ein Machtwort sprechen. Aber er findet nicht die Kraft dazu. Und warum soll er seinen Ärger an den Kindern auslassen?

Weshalb zum Teufel schert sich Fanny nicht nach Hause? Wenn schon nicht aus Rücksicht auf ihn, dann wenigstens um der Kinder willen. Was geht nur in ihrem Kopf vor?

Die Tischuhr schlägt sieben. Nun ist es unwiderruflich zu spät. Auf Longwood House betritt jetzt der Kaiser den Blauen Salon. Bertrand steht die Szene in aller Schärfe vor Augen. Die erste Frage des Kaisers wird sein: Wo sind die Bertrands? Und niemand wird eine Antwort geben können.

Er überlegt, ob er allein nach Longwood House reiten soll. Er könnte Fanny entschuldigen. Er könnte sagen, daß sie sich nicht wohl fühle. Aber dann würde Las Cases vermutlich ziemlich unmißverständlich lächeln. Und wahrscheinlich hat er dem Kaiser längst erzählt, wie ausgelassen und guter Dinge Madame Bertrand am Nachmittag war. Und er, Bertrand, stünde obendrein als Lügner da.

Es ist eine hoffnungslos verfahrenene Lage. Mutlos läßt er sich in den Sessel fallen. Warum, fragt er sich, warum tut sie das? Warum vernichtet sie ihn? Hat sie denn überhaupt keinen Verstand? Was soll er denn anfangen, wenn ihn der Kaiser verstößt? Was ist denn sein Leben noch wert, wenn er die Uniform ausziehen und wie ein Geächteter zurückkehren muß in die Welt, die ihm ohne den Kaiser nichts bedeutet?

Draußen vor den Fenstern senkt sich die Dämmerung über das Tal. Im Zimmer beginnen die Gegenstände langsam im Schummer zu verschwimmen. Es wäre Zeit, die Kerzen anzuzünden. Aber wozu? Warten kann er auch im Dunkeln. Warten und sitzen und sich den Kopf zermartern, wo sie wohl diesmal steckt, ob sie noch kommt oder ob sie wieder bei irgend jemand übernachtet.

Er hätte Lust, sich zu betrinken. Um sich zu betäuben. Um zu vergessen. Aber er weiß, daß das nichts helfen

würde. Es gibt kein Vergessen. Denn da ist, auch wenn er sich verzweifelt dagegen zu wehren versucht, noch ein anderer Gedanke, schrecklicher noch als der an den Zorn des Kaisers. Sosehr er ihn auch zu verdrängen sucht, sosehr er sich sträubt, zu glauben, daß sie so etwas tun könnte, seit jenem ersten Mal, als sie über Nacht ausblieb, sitzt ihm dieser Verdacht hartnäckig im Kopf und will keine Ruhe geben. Die verfluchten Bälle beim Admiral und im Zeltlager von Deadwood! Jedesmal schließt sie neue Bekanntschaften. Einmal ist es der charmante Major Fersen, ein andermal der beredte Leutnant Tompson, und das letzte Mal war es der geistreiche Major Hodson. Es wimmelt auf dieser Insel nur so von jungen, schneidigen Offizieren, die seit Monaten ohne Frauen sind. Lauter Gentlemen, die es sich zur Ehre anrechnen, die Damen Bertrand und Montholon zum Tanz führen zu dürfen, erfüllt von wer weiß welchen kühnen Hoffnungen, nach der Devise: Kommt Zeit, kommt auch Gelegenheit, wenn man nur ausdauernd genug ist. Und nicht jeder hat sein Quartier in der Kaserne oder im Lager von Deadwood. Major Hodson zum Beispiel, dessen Landhaus liegt gar nicht weit entfernt von Hutsgate. Das ist schon die halbe Gelegenheit.

Bertrand schämt sich seiner Verdächtigungen. Bestimmt tut er Fanny unrecht. Aber was soll ein Mann denken, wenn seine Frau abends nicht nach Hause kommt? So interessant kann es bei den Hamilton, Porteous, Wilks doch gar nicht sein, daß man darüber Mann und Kinder vergißt, daß einem gleichgültig ist, was die anderen über einen denken.

Vielleicht wäre alles nur halb so schlimm, er könnte sich

ihre Unbedenklichkeit mit ihrem Naturell erklären, mit ihrem Hang zu Kapricen, mit ihrer Lebenslust, wenn da nicht in letzter Zeit der wiederholte Vorwurf wäre, er würde sie vernachlässigen, er würde sie nicht mehr lieben, er würde nur noch an den Kaiser denken. Sosehr er sich auch bemüht, es ist ihr nicht auszureden. Und ständig hat sie neue Beweise dafür. Den letzten Streit deswegen hatten sie erst vor ein paar Tagen, als sie hörte, daß er dem Kaiser von der Flucht abgeraten hat. »Warum hast du das getan?« fuhr sie ihn an. »Sollen wir hier ewig dahinvegetieren?« Er versuchte es ihr zu erklären, aber sie ließ ihn gar nicht erst ausreden. »Erzähl mir doch keine Märchen!« rief sie. »Eine hinterhältige Falle der bösen Engländer! An diesen Unsinn glaubst du doch selbst nicht. Soll ich dir sagen, was der Grund ist? Du hattest Angst, der Kaiser könnte ohne dich davonsegeln.« Er war so verblüfft, daß er nichts darauf zu erwidern wußte. »Der große Bertrand! Der Treueste der Treuen! Am Ende hätte er mit ansehen müssen, daß sein Kaiser einen anderen mitgenommen hätte. Zum Beispiel Gourgaud. Der hat keine Familie. Der Beneidenswerte! Sag es doch, daß wir dir im Wege sind, dann reise ich ab mit den Kindern, dann kannst du dich ganz deinem Kaiser widmen. Du würdest doch lieber mit ihm hier zugrunde gehen, als dich jemals von ihm zu trennen...« In seiner Erregung hätte er ihr beinahe zugestimmt, nur um sie zu kränken, nur um auf irgendeine Weise zurückzuschlagen. Aber er hatte es nicht getan. Sie war wirklich den Tränen nahe, und er fühlte sich unwillkürlich schuldig. Er versuchte sie zu beruhigen, mit Beteuerungen und mit Zärtlichkeiten, und langsam war ihr

Widerstand gewichen. »So ein Unsinn«, sagte er, »du oder der Kaiser. Das ist doch überhaupt keine Frage. Wenn ich dich verlöre, ich wüßte nicht, wie ich weiterleben sollte...« Und in diesem Augenblick glaubte er selbst, daß es so sei. Er führte sogar Beispiele an für die Ungerechtigkeit des Kaisers, für seine Kaltherzigkeit, mit der er sie alle behandelte.

Doch schon am nächsten Tag, nach seinem erneuten Aufenthalt auf Longwood House, erschienen ihm seine Worte wie Verrat. Fanny oder der Kaiser. Es war eben doch eine Frage. Und wenn er sich wirklich entscheiden müßte, er wüßte nicht, was er tun würde. Er fürchtete, es würde ihn zerreißen.

Wußte sie das?

Ist das der Grund dafür, daß er jetzt hier sitzt und wartet und sich den Kopf zerbricht, wo sie wohl stecken mag? Daß er nicht weiß, was in diesem Moment vielleicht geschieht, irgendwo in Jamestown oder im Landhaus von Major Hodson?

Gütiger Himmel, es darf nicht sein! Er liebt sie doch! Seine Treue zum Kaiser und seine Liebe zu ihr sind doch zwei grundverschiedene Dinge. Warum begreift sie das nicht?

Bertrand hält es nicht länger aus. Er muß irgend etwas tun. Die gespenstische Dunkelheit... Die stickige Luft im Zimmer... Er reißt die Fenster auf... Die kühle Abendluft... Sie tut gut... Aber nur einen Moment lang. Dann lauscht er wieder und hält Ausschau... Aber es ist dunkel da draußen, und kein Geräusch ist zu vernehmen, das ihm Hoffnung macht. Nur der Wind, der ewige Wind streicht

durchs Tal.

Weiter unten, im Tal von Sankt James, ist vom Wind kaum etwas zu spüren. Zwischen den steil aufragenden Felswänden atmet die Luft noch die Wärme des Tages.

»Welch ein wundervoller Abend!«

Oberst Bingham ist es, im offenen Wagen des Admirals, der plötzlich in diesen etwas schwärmerischen Ausruf ausbricht.

»Dieser Sternenhimmel! Dieser stille, bleiche Mond! Dazu die schwarzen unheimlichen Berge!«

Fanny Bertrand ist ein wenig überrascht. Der sonst eher nüchterne Oberst, der in der kleinen geselligen Runde im Hause von Mister Porteous kaum mehr als ein paar kurze ironische Kommentare zum besten gab, scheint auf einmal ganz ungeahnte Talente entwickeln zu wollen.

»Sie müssen zugeben, Madame«, fährt Bingham fort, »Sankt Helena hat auch seine unbestreitbaren Reize.«

»Ohne Zweifel, Oberst. Aber ich bin erstaunt. Ich wußte gar nicht, daß Sie ein Romantiker sind.«

Bingham wehrt mit einem bescheidenen Lächeln ab.

»Romantiker wäre wohl zuviel gesagt. Aber an so einem Abend... Und in so bezaubernder Gesellschaft... Wie soll ich sagen? Es kommen einem plötzlich gewisse Empfindungen. Man spürt auf einmal wieder, daß man doch nicht nur Soldat ist.«

»Aber Herr Oberst!« Und Fanny setzt ein überaus kokettes Lächeln auf. »Sie sind doch nicht etwa ein heimlicher Charmeur?«

»Und wenn es. so wäre?«

»Hören Sie auf, Oberst. Ich glaube, Sie wollen mir den

Kopf verdrehen!«

Bingham lächelt, als fühlte er sich wirklich geschmeichelt.

»Wäre das so schlimm?«

»Schlimm?« Fanny lacht. »Ich fürchte, es gäbe ein Unglück, lieber Bingham. Wir beide allein hier im Mondenschein im Wagen Ihres Admirals, das ist eigentlich schon schlimm genug. Immerhin bin ich eine verheiratete Frau. Und mein Mann liebt mich mit einer Leidenschaftlichkeit... Es könnte passieren, daß er Sie zum Duell fordert.«

»Wie entsetzlich!« Bingham versichert, daß er leider über keinerlei Erfahrung verfüge, sich auf diese Weise gegenseitig über den Haufen zu schießen; obgleich er andererseits von sich behaupten dürfe, ein ganz vortrefflicher Schütze zu sein. »Die Folgen, Madame, wären nicht auszudenken. Es gäbe ein Blutbad. Und das vor den Augen Ihres Kaisers. Es würde mir unendlich leid tun. Ich kann nur hoffen, daß General Buonaparte so vernünftig ist und das Schießen verbieten würde. Schließlich hat er hier nicht gerade übermäßig viele Leute. Und er wird doch nicht seinen besten Offizier verlieren wollen.«

»Seinen besten Offizier?« Fanny schmunzelt. »Sie sind zu liebenswürdig, Oberst.«

»Keine Ursache, Madame. Ich schätze Ihren Gemahl tatsächlich in aller Aufrichtigkeit.«

»Vielen Dank für das Kompliment. Ich werde es ausrichten. Und trotzdem, lieber Oberst, muß ich Sie enttäuschen. Ich bin ziemlich sicher, der Kaiser würde das Duell nicht verbieten. Denn der Anblick eines Blutbades hat Napoleon Bonaparte noch niemals erschreckt. Außerdem unterschät-

zen Sie seinen unvergleichlichen Humor. Nichts würde ihn mehr erheitern, als auf dem Hochfeld von Longwood House einen Engländer von der Hand seines besten Offiziers fallen zu sehen.«

Bingham gibt sich, ein wenig ironisch, als respektvoller Verlierer.

»Ich sehe, meine Chancen stehen nicht besonders günstig.«

»Es tut mir aufrichtig leid, Oberst.«

»Das muß es nicht, Madame. In meinem Alter, wissen Sie, ist man an Niederlagen gewöhnt. – Im übrigen haben Sie vollkommen recht. Man kann über Monsieur Buonaparte denken, wie man will, eines kann man ihm wirklich nicht absprechen: seinen einzigartigen Sinn für Humor. Als ich ihn neulich fragte, was er tun würde, wenn er wieder nach Frankreich zurückkehren könnte, wissen Sie, was er mir da geantwortet hat? Er sagte: Ich würde eine Flotte rüsten und Sankt Helena erobern, denn wer Sankt Helena besitzt, besitzt den sichersten Kerker der Welt. – Wie finden Sie das?«

»Ich hoffe, England fühlte sich geschmeichelt, Oberst.«

»Unbedingt, Madame. Aber es kam noch besser. Als ich ihn daraufhin fragte, für wen er diesen sichersten Kerker der Welt als erstes verwenden würde, antwortete er: Für Mister Castlereagh, Ihren Außenminister. Und das köstlichste war, er meinte das offenbar in vollem Ernst.«

»Warum lachen Sie, Oberst. Ich bin sicher, er würde das wirklich tun.«

»Sankt Helena erobern?«

»Und Ihren Außenminister gefangennehmen.«

»Ich glaube, Madame, das würde voraussetzen, daß er vorher London einnimmt.«

»Was schon immer sein größter Wunschtraum war.«

»Ja, ja, ich habe schon mal davon gehört. Wenn ich auch gestehen muß, daß ich nie so recht daran glauben konnte.«

»Das ehrt Sie, Oberst, als Brite, der an die Überlegenheit der eigenen Waffen glaubt. Aber einen Plan Napoleon Bonapartes sollte man in keinem Falle auf die leichte Schulter nehmen.«

»Sie machen mir angst, Madame. Hat Monsieur Buonaparte noch mehr solcher Pläne?«

»Dutzende!«

»Wie interessant. – Und welche?«

»Aber das weiß doch alle Welt. Die Eroberung Indiens, die Eroberung des Orients, die Eroberung Amerikas, Europas, Rußlands. Die Befreiung der Menschheit!«

Bingham schmunzelt.

»Hält General Buonaparte Sankt Helena vielleicht doch nicht für den sichersten Kerker der Welt?«

Fanny gibt sich entrüstet.

»Aber Oberst Bingham! Ich glaube, Sie wollen mich aufs Glatteis führen. Oder sollten Sie gar beabsichtigen, mich zu Ihrer Komplizin zu machen?«

»Aber Madame!« Bingham ist keinen Moment verlegen.

»Das würde ich mir niemals erlauben.«

»Warum nicht? Eine Spionin auf Longwood House, wäre das nicht ideal für Sie?«

»Zugegeben, es böte gewisse Vorteile. Aber ich glaube, wir kommen auch ohne das aus.«

Fanny findet das Spiel höchst amüsant, der gute Bingham

ist wirklich nicht so leicht zu schlagen.

»Sollten Sie trotzdem einmal irgendwann in Verlegenheit geraten, lieber Oberst, dann empfehle ich Madame de Montholon. Sie ist für so etwas bei weitem geeigneter als ich.«

Nun ist Bingham doch etwas erstaunt; die mehr oder weniger offenen Feindseligkeiten der beiden Damen sind auf der Insel zwar alles andere als unbemerkt geblieben, aber eine solche Art von »Protektion«?

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Madame. Ich fürchte, Sie werden Ärger bekommen, wenn Sie mir weiterhin solche Vorschläge unterbreiten.«

»Ärger mit wem? Mit Madame de Montholon?«

»Ich dachte eigentlich mehr an General Buonaparte.«

»Sie werden mich doch nicht verraten, Oberst?«

»Nun, das wohl nicht. Auf meine Verschwiegenheit können Sie sich verlassen. Aber es könnte ja sein, daß Sie auch anderenorts die vermeintlichen Talente von Madame de Montholon anpreisen. Ich meine, versehentlich.«

»Seien Sie unbesorgt, Oberst, ich werde auf mich aufpassen. Und was den Ärger betrifft... Den bekomme ich sowieso. Vermutlich schon morgen. Denn eigentlich müßte ich jetzt auf Longwood House sein, an der Tafel des Kaisers. Statt dessen mache ich mit Ihnen eine Mondscheinpartie. Dafür wird der Kaiser leider gar kein Verständnis aufbringen.«

»Ich verstehe«, sagt Bingham, ohne jede Ironie. »Was halten Sie davon, wenn Sie die Schuld einfach auf mich schieben? Sagen Sie Monsieur Buonaparte, Oberst Bingham sei mit der Kutsche nicht pünktlich zur Stelle gewe-

sen. Auf einen Vorwurf mehr oder weniger gegen uns elende Engländer kommt es wahrhaftig nicht an.«

»Das ist furchtbar liebenswürdig von Ihnen, aber ich glaube, es wird mir nichts nützen. Der Kaiser kennt nur zu gut meine gelegentliche Neigung zum Ungehorsam.«

Bingham ist einigermaßen verunsichert. Ist das noch Koketterie oder bereits echte Besorgnis? Fast neigt er zu letzterem. Es ist schließlich kein Geheimnis, daß Napoleon Bonaparte in gewissen Dingen überaus penibel ist. Und Ungehorsam, welcherart auch immer, ist gewiß das letzte, was er entschuldigt.

»Ich weiß nicht«, sagt er, »ob es Sie tröstet, aber Sie besitzen meine ungeteilte Bewunderung. Sie sind eine mutige Frau.«

Fanny fällt es schwer, noch zu lächeln. Wenn es nur Mut wäre, denkt sie, aber es ist ja bloß Trotz. Und den Ärger werde nicht ich bekommen, sondern Henri. Der Arme, immer muß er auslöffeln, was ich ihm einbrocke.

Nun, da Hutsgate immer näher kommt, ist von ihrer Unbeschwertheit nicht mehr viel übrig. Aber war es überhaupt Unbeschwertheit?

Längst liegt das Sankt-James-Tal hinter ihnen. Der Wagen, nun in leichter, schneller Fahrt, schlägt bereits den weiten Bogen zur Teufelspunschbowle ein. Die Luft hier oben ist merklich kühler. Der ewige Südostwind. Der »Wind von Longwood«. Er macht sie frösteln.

Las Cases ist es peinlich, der Szene beiwohnen zu müssen. Am liebsten möchte er sich entfernen, aber der Kaiser befiehlt ihm zu bleiben. Der Graf erkennt die uralte Methode: Erst die Gegenwart eines Dritten macht den Tadel zur Demütigung.

Er hegt keine besonderen Sympathien für Großmarschall Bertrand, aber die Vorwürfe des Kaisers an diesem Morgen erscheinen ihm doch etwas zu arg. Bertrand rede nur Dummheiten, er sei kein Mann, sondern ein Waschlappen; er habe sich sehr verändert, seit man auf der Insel sei, der Kaiser habe ihn für einen treu ergebenen Soldaten gehalten, aber er sehe, daß er sich offensichtlich getäuscht habe.

Es ist Las Cases unbegreiflich, daß der Kaiser Bertrand abkanzelt, als habe er ihm eine Schlacht verloren. Las Cases muß an seine eigene Frau denken; er würde ihr, wenn er sie hier hätte, auch nicht jeden Wunsch nach Abwechslung und Unterhaltung abschlagen und zumuten wollen, jeden Abend an der Tafel des Kaisers erscheinen zu müssen, wo eine Madame de Montholon, mit Rückendeckung des Kaisers, unentwegt gegen sie stichelt. Las Cases findet es anständig, daß Bertrand zu seiner Frau steht, und fast ist er versucht, dem Großmarschall zu Hilfe zu kommen. Aber wie? Bertrand steht kerzengerade, den Hut in der Hand, den Blick starr geradeaus; er hat aufgehört, sich zu verteidigen, er nimmt die Aburteilung hin ohne ein Wort der Widerrede. Offizier, durch und durch, denkt Las Cases, stolz und unnahbar. Was soll er da machen? Und wenn er, Las Cases, sich an Bertrands Stelle befände,

würde dann der Großmarschall ihm zu Hilfe kommen? Außerdem ist die Rolle des Anwalts oder Vermittlers nicht seine Aufgabe. Seine Aufgabe ist die Chronik dieser Verbannung, und ein Chronist mischt sich nicht ein.

Sein Tagebuch und die Memoiren des Kaisers beherrschen sein ganzes Denken. Weshalb sonst hätte er Napoleon Bonaparte hierher folgen sollen. Und er ist froh, daß die Gefahr, die noch vor wenigen Tagen all seine Hoffnungen bedrohte, glücklich überstanden ist.

Alle Opfer des letzten halben Jahres wären umsonst gewesen, wenn der Kaiser auf das Angebot des Kapitäns eingegangen und die Flucht ihm geglückt wäre. Das Tagebuch der Verbannung wäre ein kümmerliches Fragment geblieben, ohne Aussicht, je ein ebenso spektakulärer wie einträglicher Bucherfolg zu werden. Er hätte nicht mehr in Händen gehalten als ein trauriges Andenken an einen geplatzten Traum, bestenfalls noch geeignet als Familienkleinod, das man, aller Wehmut zum Trotz, ehrfurchtsvoll aufbewahrt und vererbt und weitervererbt.

Las Cases hatte ein riskantes Spiel gewagt. Er hatte, mit dem Anschein der Gefälligkeit, dem Kaiser zugeraten zur Flucht und gleichzeitig gehofft, seine Argumente mögen Seiner Majestät allzu unbedacht erscheinen, im Vergleich zu Montholons und Bertrands begründeten Bedenken. Die Rechnung ist aufgegangen. Die »Minden« ist davongesegelt. Der Kaiser ist geblieben. Und seine Chance blieb gewahrt.

Seitdem widmet sich Las Cases, mehr noch als zuvor, seinen Aufgaben als Sekretär, Schatzmeister, Lehrer und Gesellschafter mit einem Eifer, der Außenstehenden wie

selbstlose Hingabe für die Person des Kaisers erscheinen muß. Vor allem Bonaparte selber. Und Las Cases erntet Anerkennung und Vertrauen wie kaum ein anderer auf Longwood House. Immer wendig, immer zu Diensten, versteht er es, der einzige zu sein, der dem Kaiser keinen Verdruß bereitet. Die Herren Offiziere sehen's mit Neid, sie behandeln ihn von oben herab, in ihren Augen ist er ein Jesuit, ein schamloser Schmeichler, eine elende Skribentenseele. Las Cases trägt es mit Gelassenheit. Schon in Malmaison, als man sich einfand, den Kaiser ins Exil zu begleiten, sah man ihn, den Zuletztgekommenen, scheel von der Seite an; er hat sich inzwischen daran gewöhnt.

Auch die Launen Seiner Majestät erträgt er und dessen gelegentlichen Spott über seine mangelnde militärische Qualifiziertheit. Nichts kann ihn scheinbar verdrießen. Nie zeigt er sich nachtragend. Immer hält er sich in Bereitschaft. Immer ist er zur Stelle. Morgens zum Diktat oder zum Englischunterricht. Nachmittags zur Ausfahrt oder zum Spaziergang im Garten. Abends zum Diner und zur geselligen Unterhaltung am Kamin.

Meist in der Nacht erst, beim schwachen Kerzenlicht in seinem Zimmer, findet er Ruhe und Zeit, das tagsüber im Kopf Gesammelte zu Papier zu bringen. Die Seiten füllen sich mit den mehr oder weniger belangvollen Ereignissen des Tages, mit den mehr oder weniger bedeutsamen Äußerungen des Kaisers. Mit Befriedigung sieht er den Stoß loser Blätter auf seinem Sekretär langsam anwachsen.

Und doch ist er nicht ohne Sorge. Eine andere Gefahr bedroht seit einiger Zeit das Ruhm und Gewinn versprechende Unternehmen. Ein altes Augenleiden, das sich

wieder eingestellt und rapide verschlimmert hat. An manchen Tagen plagt ihn ein so schmerzhaftes Brennen und fortwährendes Flimmern, daß er Emmanuel zum Diktat mitnehmen muß. Doktor O'Meara empfiehlt ihm dringend, eine Zeitlang mit dem Arbeiten auszusetzen, nicht zu schreiben, nicht zu lesen. Aber kann er das? Aussetzen, fernbleiben, etwa Spaziergehen, während der Kaiser arbeitet, während der Kaiser sich erinnert und seine Gedanken ausbreitet zu den großen menschheitsumfassenden Gegenständen? Unmöglich. Ein Chronist kann sich nicht entfernen. Ein Chronist muß immer dabeisein. Nur die Nähe zum Brennpunkt der Ereignisse kann den erhofften Ertrag bringen. Und vor allem: Was, wenn der Kaiser einen anderen an seine Stelle setzte?

»Ich mag nur Leute, die mir nützlich sind und solange sie es mir sind.« Dieser hinlänglich bekannte Ausspruch schwebt wie ein Damoklesschwert über ihm. Und Las Gases weiß, die anderen warten nur darauf, daß es auf ihn niedersaust.

Bertrand ist zwar in Ungnade gefallen, aber das wird nicht lange andauern, der Kaiser braucht ihn bei der Arbeit an seinen Feldzügen. Gourgaud ist zwar seit einigen Tagen ans Bett gefesselt; kurz nach dem Rennen in Deadwood, wo er mit »Diana« die Farben Frankreichs vertrat, ist er an Dysenterie erkrankt, einer in diesen Breiten häufigen Darminfektion; aber irgendwann wird er wieder aufstehen. Und dann ist da immer noch Montholon, dieser schöntuende Leisetreter, und gerade der ist auf so merkwürdige Weise besorgt, daß er, Las Cases, sich seine Augen ruinieren könnte, wenn er sich nicht etwas mehr scho-

ne.

Zum Glück hat er Emmanuel, der ihn vertreten kann, der abschreiben und dem er diktieren kann. Der Junge klagt zwar mitunter über heftiges Herzklopfen. Aber O'Meara sieht keinen Grund zur Besorgnis, eine Unregelmäßigkeit des Pulsschlags, wahrscheinlich auf das ungewohnte tropische Klima zurückzuführen, bei einem so jungen Menschen werde sich das bald gelegt haben. Trotzdem, Las Cases erfüllt es mit Sorge, vielleicht hätte er doch besser daran getan, Emmanuel bei seiner Mutter in Paris zu lassen. Aber der Junge wollte ja unbedingt mit, in seiner kindlichen Begeisterung für den großen Napoleon. Glücklicherweise geht das Herzklopfen immer rasch wieder vorüber. Aber tut es das wirklich? Am Ende verheimlicht ihm der Junge seine Beschwerden, nur um ihn, den Vater, zu beruhigen, um ihn beim Kaiser ersetzen zu können.

Der Hof, weiß Gott, ist eine Galeere. Minister, Marschälle, Sekretäre, die in des Kaisers Diensten standen, können ein Lied davon singen. Die Arbeitswut Seiner Majestät kannte keine Rücksichten, und daran hat sich nichts geändert. Oft diktiert er stundenlang ohne Unterbrechung, ohne eine Spur von Ermüdung, voller Stolz, noch immer der größte Arbeiter zu sein an seinem »Hof«.

»Arbeit«, verkündet er, »ist mein Element! Das einzige wirkliche Vergnügen, das ich kenne. Und keiner bewies je mehr Leistungsfähigkeit als ich. Auf dem Schlachtfeld ebenso wie im Staatsrat.«

Und Las Cases ist voll bewundernder Zustimmung; denn auch das gehört zur Galeere.

»Ich weiß, lieber Graf, wie oft man sich hinter meinem

Rücken beklagt hat, daß ich zuviel verlange, daß ich die Menschen auspresse wie Zitronen. Wieviel Undank! Wieviel Unverstand! Fühlen Sie sich etwa wie eine ausgepreßte Zitrone?»

Las Cases lächelt, als könne er einen so abwegigen Gedanken überhaupt nicht begreifen; denn das ist die erste aller Künste, die man bei Hofe beherrschen muß, die Gaalerei zu lieben, als sei sie ein leichtes Boot und das Rudern die ehrenvollste und vergnüglichste Sache der Welt.

»Habe ich mich etwa geschont? Man kann mir sicher manches vorwerfen, aber das nicht. Alles, was ich bin und war, verdanke ich meiner Gewohnheit zu arbeiten. Welcher Herrscher in Europa könnte das von sich behaupten? Alle haben sie ihre Krone aus den Händen ihrer Vorfahren, auf Grund ihres Standes. Ich bin der erste, der sie sich erarbeitet hat. Und wenn ich nichts vorzuweisen hätte, das allein würde genügen, um mir für alle Zeiten meinen Platz in der Geschichte zu sichern.«

Napoleon, der neue Typus des Herrschers, aufgestiegen aus der Tiefe des Volkes, aufgestiegen kraft seiner Talente, seiner Energie, seiner Gabe, die Massen anzuziehen, zu verzaubern, zu beflügeln. Wer wollte das bestreiten? Aber sind es nicht vielmehr die Schlachten, die Feldzüge, die einzigartigen Siege, die ihm seinen Platz in der Geschichte sichern werden?

»Mein Ruhm, lieber Las Cases, besteht nicht darin, daß ich vierzig Schlachten gewonnen habe, daß ich den Königen Europas, die dem französischen Volk verbieten wollten, sich seine Regierungsform selbst zu wählen, meinen Willen aufgezwungen habe. Waterloo wird das Andenken

an so viele Siege auslöschen, denn über dem letzten Akt vergißt man immer die ersten. Was man aber nicht auslöschen kann, was ewig leben wird, das sind mein Bürgerliches Gesetzbuch, die Protokolle meines Staatsrats, die Sammlung der Korrespondenz zwischen meinen Ministern und mir; kurz: all das Gute, das ich als Verwalter und Neuorganisator der französischen Volksfamilie getan habe.«

Las Cases ist erstaunt, das zu hören. Nicht dem genialen Feldherrn sollte der Lorbeer gebühren, sondern dem genialen Schöpfer eines neuen Frankreich – das nur zehn Jahre Bestand hatte? Ist das die neue Sicht? Die Vollendung, die Krönung seines Genies – als Philosoph?

»Setzen Sie sich, Las Cases, und hören Sie, was ich Montholon heute diktiert habe über die Provisorischen Konsuln!«

Eine halbe Stunde lang lauscht Las Cases, scheinbar andächtig, dem Vortrag des Kaisers. Seine Gedanken jedoch kreisen mehr um Montholon, der um so viel jünger und leistungsfähiger ist als er und dem es wieder einmal gelungen ist, seine wenigen Vorzüge im richtigen Moment ins Spiel zu bringen.

In der Nacht dann, seinem Augenleiden und aller Müdigkeit trotzend, schreibt Las Cases lange beim flackernden Licht der Kerze, bemüht, sich jedes Wortes des Kaisers genauestens zu erinnern. Und allmählich, ähnlich einem Schauspieler, der ganz in seiner Rolle aufgeht, schreibt er sich in eine Art von Selbstverzauberung hinein: »... Es war spät geworden, tiefe Stille herrschte ringsum, und ich konnte so recht den Anblick des Kaisers genießen. Er las

mir seine Abhandlung über die Provisorischen Konsuln vor. Und als er geendigt hatte, nahm er selbst den Faden zur Hand, um die einzelnen Blätter zu heften. Ich wurde sehr traurig gestimmt, ihn so zu sehen – zu sehen, wie diese Hände, die so viele Zepter hielten, jetzt ruhig damit beschäftigt waren, ein paar Papierblätter aneinanderzuheften. Nur eines tröstete mich: diese Blätter enthielten unvergängliche Werke, Wahrheiten, über die die Nachwelt urteilen und die für viele, die darin erwähnt werden, die verdiente Strafe sein werden. Und das alles hatte er mir vorgelesen, sich vertraulich an mich wendend und bisweilen mein Urteil verlangend! Oh! Ich darf mich wirklich nicht beklagen, nach Sankt Helena gekommen zu sein!«

Anderentags liest er es mit leisem Lächeln. Was für Talente doch in ihm stecken! Die stille Größe des leidenden Titanen. Und das demutsvolle Glücksgefühl des mitleidenden Dieners.

Das scheint ihm nicht übel gelungen. Dem Kaiser wird es gefallen.

Mehr als einmal bereits hat Bonaparte ihn überraschend in seinem Zimmer besucht und in den Tagebuchaufzeichnungen gelesen. Jedesmal kommentarlos. Also offensichtlich zufrieden.

Nur einmal, abends am Kamin, ohne erkennbaren Zusammenhang zum gerade Besprochenen, meinte er plötzlich und durchaus scherzhaft: »Das können Sie ruhig in Ihr Tagebuch schreiben, Las Cases. Aber übertreiben Sie nicht wieder gar zu sehr! Sonst wird man am Ende noch sagen, ich hätte Zensur geübt.«

Die anderen, selber Tagebuchschreiber, lachten. Und er,

Las Cases, war ein wenig verlegen, ja verletzt gewesen; aber er hatte gelächelt.

»Zensur?« hatte er erwidert. »Aber Majestät!«

Immerhin, der Kaiser wechselte daraufhin das Thema, abrupt, wie er es so oft tat. Doch am Nachmittag des darauffolgenden Tages, während des Spaziergangs im Garten, nahm Bonaparte, auf zunächst kaum erkennbare Weise, das Thema wieder auf.

»Es gibt nur zwei Gewalten auf der Welt, lieber Las Cases, das Schwert und den Geist. Und auf lange Sicht wird das Schwert immer vom Geist besiegt.«

Las Cases schien das eine bemerkenswerte Äußerung zu sein, zumal für einen Mann, der in seiner Politik so oft auf das Schwert gesetzt hatte. Doch die unüberhörbare Melancholie, die in dieser Erkenntnis mitschwang, warnte ihn, allzu eilig beizupflichten. Bonaparte bemerkte sein Zögern und fragte:

»Warum sagen Sie nichts, Graf? Sind Sie anderer Meinung?«

»Keineswegs, Sire«, erwiderte er.

»Aber?«

Las Cases griff zur erstbesten Ausrede, die ihm einfiel.

»Ich überlege nur, Sire, ob Geist und Schwert so unbedingt einander ausschließen müssen.«

Bonaparte nickte nachdenklich.

»Das ist ein großer Gedanke. Aber er ist nicht neu. Ich hatte ihn schon vor zwanzig Jahren. Und ich habe immer davon geträumt, ihn zu verwirklichen. Schwert und Geist miteinander zu versöhnen, das war eines meiner großen Ziele. Aber ich habe es nicht erreicht. Ich hatte immer nur

die kleine Literatur auf meiner Seite und die große gegen mich. Ich hätte mehr Zeit gebraucht. Zehn Jahre noch, und ich hätte alle großen Köpfe, selbst die letzten Zweifler, auf meiner Seite gehabt.«

Zehn Jahre? Las Gases vermochte es sich nicht recht vorzustellen. Haft, Verbot, Vertreibung, Verbannung, das schienen ihm doch allzu schlimme Erfahrungen zu sein, als daß die Betroffenen sie vergessen und sie sich wieder hätten versöhnen können mit dem Manne, der sie so sehr erniedrigt hatte.

»Sie schweigen schon wieder, Graf!« Bonaparte stieß ihn unsanft in die Seite. »Heraus mit der Sprache! Was haben Sie eben gedacht?«

Und er erwiderte:

»Ich mußte an den unschätzbaren Verlust denken, Sire, den Frankreich erleidet, wenn es Eurer Majestät nicht vergönnt sein sollte, noch einmal zurückzukehren.«

Bonaparte lächelte verächtlich.

»Frankreich!« Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Frankreich wird den Verlust gar nicht bemerken. Und wenn, dann wird es zu spät sein. Erst nach meinem Tod wird man erkennen, was man an mir verloren hat, wieviel Unrecht man mir getan hat. Was hat man mir nicht alles vorgeworfen! Zensur. Entmündigung. Unfreiheit. Den Niedergang der französischen Kultur!«

Las Cases konnte sich gut erinnern. Wie viele Theater wurden geschlossen! Wie viele Zeitungen wurden abgeschafft! Wie viele Buchhändler verloren ihr Gewerbe! Und die Gründe dafür schienen auf der Hand zu liegen. Denn wer wollte bestreiten, daß die Wirtschaft am Boden

lag, daß das Volk in Elend lebte und daß die Armee nicht in Lumpen und ohne Munition für Frankreichs Ruhm und Ehre kämpfen konnte. Ordnung und Sparsamkeit waren geboten. Und jeder, hieß es, solle fortan besser leben; aber so viele wie bisher, sagte man, könnten unmöglich gut leben – in gewissen Berufen. Und in der Tat, einem Drukker ging es wirklich besser, nachdem er unter Eid geschworen hatte, »nie mehr etwas zu drucken, was gegen die Pflichten gegenüber dem Kaiser und gegen die Staatsinteressen verstößt«.

»Natürlich gab es Zensur«, fuhr Bonaparte fort. »Wo gibt es die nicht? Der Staat muß wachsam sein. Erst recht in Zeiten, da eine Welt von Feinden gegen ihn steht. Nur ein Dummkopf kann unumschränkte Freiheit fordern. Im übrigen war die Zensur der Revolution viel unbarmherziger. Das müssen Sie doch am besten wissen, Las Cases. Weshalb sonst wären Sie vor ihr geflohen?«

»Das ist wahr, Sire, die Revolution war ungleich radikaler und grausamer...«

»Eine Schreckenszeit war es. Wie jede Revolution. Man proklamiert die Freiheit, aber wehe dem, der anderer Meinung ist. Und wie viele bekamen diese Freiheit zu spüren! Garat, de Sade, Laclos, Destutt de Tracy, Neufchateau, sie landeten alle im Gefängnis. Voltaire, der wie kein anderer die Revolution mit vorbereitet hat, wurde von der Bühne verbannt. Roucher und Chenier der Ältere wurden sogar guillotiniert. Ich habe keinen einzigen Dichter hinrichten lassen!«

Aber doch viele zum Schweigen verurteilt, dachte Las Cases. Madame de Stael, man mag von ihr halten, was

man will, sie ist immerhin eine literarische Größe; dessenungeachtet wurde sie des Landes verwiesen, von ihm, dem Kaiser persönlich. Chateaubriand, obwohl Royalist, wurde geehrt, in die Akademie aufgenommen, sogar zum bevollmächtigten Minister ernannt, trotzdem blieb er innerlich in Opposition, und nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien zog er sich demonstrativ aus der Öffentlichkeit zurück. Restif de la Bretonne wurde nicht mehr gedruckt, bis zu seinem Tode fristete er ein kümmerliches Dasein als Angestellter im Polizeiministerium. Laclos erging es ähnlich, er konnte sich nur noch als General halten. Und de Sade kam, nein, nicht wieder ins Gefängnis, diesmal kam er ins Irrenhaus von Charenton. Statt dessen hatten die Kleinen und Mittelmäßigen ihre große Stunde. Und wer am besten jubelte, rückte auf in die Sektion für Sprache und Literatur und konnte mittels Druckverbot alle seine Rivalen ausschalten.

Bonaparte stieß ihn erneut mahnend in die Seite.

»Sie schweigen schon wieder, Las Cases!«

»Verzeihung, Sire«, erwiderte er, »ich mußte an den armen Chenier denken, dem es am Ende doch nichts half, daß er seinen >Timoleon< widerrufen hat, nur weil er zuviel Ähnlichkeit mit Robespierre besaß.«

»Das ist richtig. Und es beweist nur, daß die Revolution genauso empfindlich war wie das Ancien regime. Aber Robespierres Schuld war es nicht. Maximilien war rechtschaffen und von strengen Sitten! Er beging nur einen Fehler, indem er Danton hinrichten ließ. Und er war eitel. Ich dagegen war niemals eitel. Schmeichelei und übertriebener Jubel waren mir stets verhaßt.«

Las Cases hatte Mühe, nicht zu lächeln.

»Manchmal«, fuhr Bonaparte fort, »war es mir selbst zuwider, was ich über mich lesen mußte. Und mehr als einmal mußte ich eingreifen, um den größten Unsinn zu verhindern.«

Plötzlich lächelte er, so als erinnere er sich wieder, weshalb er das Thema an diesem Nachmittag überhaupt angeschnitten hatte.

»Sie, lieber Las Cases, werden sicherlich nicht in diesen üblen Fehler verfallen. Niemand ist vollkommen. Auch ich nicht. Lassen Sie also ruhig hin und wieder etwas Kritisches einfließen. Schließlich soll es nicht von mir heißen, ich sei auf Sankt Helena nur von Lakaien umgeben gewesen, die mir zuliebe die Geschichte gefälscht hätten.«

Las Cases versprach es. Und er versicherte, daß er Seine Majestät inzwischen so gut kenne, um zu wissen, daß ihm an nichts anderem gelegen sei als an der Wahrheit.

Bonaparte ging mit keinem Wort darauf ein; es schien, als hätte er es schon nicht mehr gehört, denn er zeigte nun hinüber zum Lager von Deadwood, wo wieder einmal ein Manöver begann, und er fand es wie immer völlig falsch angelegt.

Las Cases vergaß sein Versprechen ebenso schnell, wie er es ausgesprochen hatte. Er dachte gar nicht daran, hin und wieder etwas Kritisches einfließen zu lassen; allzu leicht erwischte man da das Falsche. Im übrigen war er Chronist und nicht Kommentator der Geschichte.

Und so notiert Las Cases also weiterhin gewissenhaft, wahrheitsgetreu und voller Bewunderung alles, was der Kaiser tut, was er sagt, wie heroisch er sein grausames

Schicksal erduldet.

Doch dann, an einem grauen, regnerischen Märztag, geschieht etwas, womit Las Cases nicht im entferntesten gerechnet hat.

Während des Frühstücks, das er an diesem Morgen gemeinsam mit dem Kaiser im Blauen Salon einnimmt, tritt plötzlich Marchand ein und überbringt, neben den »neuesten« Zeitungen aus Europa, einen Brief – adressiert an ihn, Emmanuel Augustin Dieudonné Graf de Las Cases.

Und indem ihm Marchand den Brief überreicht, erkennt Las Cases sofort die Handschrift seiner Frau. Und für einen Moment ist er vor Freude wie gelähmt.

Bonaparte aber lächelt spöttisch.

»Da sehen Sie es, lieber Graf, wie gut Sie es haben. Das ist schon Ihr vierter Brief! Ich dagegen habe erst einen einzigen erhalten.«

Las Cases bedauert die Ungerechtigkeit. Er sieht ein, daß sich seine Freude in Grenzen zu halten hat.

»Sicherlich«, sagt er, »liegt die Schuld allein bei der englischen Regierung, die die Post Eurer Majestät zurückhält.«

Seine Hände indessen zittern vor Ungeduld. Ist es eine gute oder eine schlechte Nachricht? Oder ist es nur – o Gott, nur! – die erneute Versicherung seiner Frau, daß zu Hause alles in Ordnung sei, daß sie ihn immer noch liebe, daß sie unentwegt an ihn denke, daß sie sich schmerzlich nach ihm sehne, nach ihm und Emmanuel. Las Cases brennt darauf, den Brief zu öffnen; aber er möchte es nicht hier tun, und er hofft, der Kaiser möge ihm erlauben, sich auf sein Zimmer begeben zu dürfen. Er möchte allein sein,

wenn er die Zeilen seiner Frau liest, aus jedem Wort möchte er auch ihre Stimme hören, möchte sich ihr Gesicht vorstellen können, möchte ihr über die Tausende von Meilen hinweg für ein paar Augenblicke ganz nahe sein. Aber Bonaparte, ob nun aus Argwohn oder Neugier oder reiner Gedankenlosigkeit, fragt, worauf Las Cases denn warte, er möge sich keinen Zwang antun und den Brief ruhig öffnen. Las Cases zögert einen Moment, aber dann gehorcht er. Er erbricht das Siegel, faltet die Bogen auseinander und beginnt zu lesen. Doch schon nach wenigen Zeilen erschrickt er.

Und Bonaparte erkundigt sich sogleich: »Eine schlechte Nachricht, Graf?«

»Nein, nein, Sire...«, versichert Las Cases, »im Gegenteil...« Und er versucht ein freudige Miene aufzusetzen. »Meine Frau schreibt mir, sie habe sich an die englische Regierung gewandt mit der Bitte, nach Sankt Helena reisen zu dürfen.« Las Cases droht die Stimme zu versagen. »Weder Furcht noch Strapazen, schreibt sie, könnten sie davon abhalten, zu mir zu kommen...«

Bonaparte sieht ihn schweigend, mit einem durchdringenden Blick an. Und Las Cases fragt sich, wie der Kaiser wohl zu der Nachricht steht.

»Welch ein Opfermut!« sagt er schließlich. »Um wieviel größer als der meinige, Sire, da sie doch weiß, was sie hier erwartet.«

»Ja, Graf, Sie haben eine tapfere Frau.«

Las Cases begreift, wie dem Kaiser zumute sein muß. Seit Monaten wartet er vergeblich auf eine Zeile von der Kaiserin. Nur ein Brief kam bisher, von Madame Mere,

seiner Mutter.

»Gestatten Sie, Sire, daß ich zu meinem Sohn... Ich glaube, er hat ein Recht darauf.«

»Ja, ja«, sagt Bonaparte, »gehen Sie nur.«

Las Cases verläßt den Salon. Doch nicht wie sonst durchs Kartenzimmer, über die Veranda, durch den Garten, sondern durchs Vestibül. Zu abscheulich toben draußen Regen und Wind.

Las Cases hat es nun nicht mehr eilig. Denn erst jetzt durchlebt er den Schreck in seinem ganzen Ausmaß. Erst jetzt, allein mit dem Brief, bricht über ihn die Verwirrung herein. Er tritt an eines der kleinen Fenster und beginnt noch einmal zu lesen. Aber da steht es wirklich, schwarz auf weiß, daß sie kommen will. Und er liest den Brief nun zu Ende, aber es folgt nichts mehr, was er nicht schon wüßte, auch nichts, was den unerwarteten Entschluß anders erklären würde, etwa als Folge von Anfeindung, Bedrohung oder gar Verfolgung durch das Bourbonenregime; es scheint wirklich nur ihre Liebe, ihre Sehnsucht nach ihm zu sein. Und Las Cases weiß, daß er eigentlich glücklich sein müßte. Aber er ist alles andere als beglückt. Er ist bestürzt, und er hat Angst, Emmanuel den Brief zeigen zu müssen. Denn der wird sicherlich jubeln und den Vater nicht verstehen.

Am liebsten ginge Las Cases jetzt hinaus ins Freie, um der Verwirrung Herr zu werden. Aber der Regen rinnt unaufhörlich. Es scheint ihm eine teuflische Ironie zu sein, daß er hier steht in dem kurzen, schmalen Gang und keine Wahl hat. Auf der einen Seite der Kaiser, auf der anderen Emmanuel. Und er hier mit dem Brief.

Er beschließt, den Brief vorerst einzustecken und ihn Emmanuel später zu zeigen, vielleicht am Abend. So gewinnt er wenigstens Zeit. Ein paar Stunden Frist, um Buhe und Klarheit zu finden, ehe er sich hinsetzt und seiner Frau antwortet.

Las Cases begibt sich auf sein Zimmer. Emmanuel sitzt schon wieder und schreibt säuberlich ab, was der Kaiser am Vortag diktiert hat. Vater und Sohn wechseln nur ein paar kurze Worte. Übers Wetter und darüber, daß der Kaiser heute nicht zum Arbeiten aufgelegt sei. Dann setzt sich Las Cases ans Fenster und versucht, in einem Buch zu lesen. Aber nicht lange, dann beginnen die Buchstaben vor seinen Augen zu flimmern und zu tanzen. Er legt die Lektüre beiseite und geht hinaus.

Er besucht den kranken Gourgaud, der nun schon seit zwei Wochen ans Bett gefesselt ist. Auch heute liegt er wieder im Fieber und ist kaum ansprechbar. Aber selbst wenn Gourgaud ihm zuhören könnte, würde er ihm von dem Brief und seinem Problem erzählen können? Ausgerechnet Gourgaud, der ihm so wenig Verständnis entgegenbringt?

Las Cases spürt einmal mehr, wie allein er auf Longwood House ist. Eigentlich müßte er doch froh sein, daß sie kommen will, seine Frau, die ihm in der Tat so sehr fehlt. Endlich würde er jemanden haben, dem er sich anvertrauen könnte, der ihm alles leichter machen würde, bei dem er er selbst sein könnte.

Las Cases versucht es sich vorzustellen, seine Frau hier auf Sankt Helena, auf Longwood House, wo der ewige Passat weht, wo wochenlang die Hitze brütet und wo es

tagelang regnet. Sie zwischen Madame de Montholon und Madame Bertrand an der Tafel des Kaisers. Er kann es sich nicht vorstellen. Anders als er, ist sie völlig unbegabt, zu schmeicheln und sich zu verstellen, nur um des lieben Friedens willen. Vermutlich würde sie mit ihrer Offenheit alle brüskieren, womöglich sogar den Kaiser. Sie würde ihn, Las Cases, in unabsehbare Schwierigkeiten bringen. Und wenn er von ihr Mäßigung und ein wenig Diplomatie verlangte, würde sie ihm bestimmt gehörig zusetzen. Wahrscheinlich würde er sich fortwährend für sie entschuldigen müssen. Und sie würde es sich verbitten. Vor allem aber, sie würde ihn nicht verstehen, würde nicht begreifen können, daß er sich derart selbst verleugnet, nur um der Gunst des Kaisers, nur um des Tagebuchs willen. Und letztlich müßte er ihr recht geben.

Las Cases sieht keinen Ausweg. Er weiß nicht, was er ihr schreiben soll. Wenn er ihr von der Reise abriete, was sollte er dann Emmanuel, was sollte er dem Kaiser sagen? Er müßte etwas erfinden, müßte lügen. Emmanuel würde es vielleicht nicht durchschauen. Der Kaiser aber würde ihn sofort verdächtigen, daß er nicht mehr lange auf Sankt Helena zu bleiben gedenke. Er hätte ausgespielt.

Und was könnte auch ein solcher Brief jetzt noch nützen? Das Bittgesuch seiner Frau ist längst in London, auf dem Tisch des Kolonialministers, Lord Bathurst. Und vielleicht erreicht sein Brief sie auch gar nicht mehr, denn in einem Vierteljahr ist es in Frankreich bereits Sommer, und sie hat sich vielleicht schon eingeschifft. – Nur eine Hoffnung bleibt ihm, daß die englische Regierung das Gesuch ablehnt.

Immer noch trommelt der Regen aufs Dach. Unaufhörlich schlägt er in wütenden Böen gegen die Scheiben und macht den Ausblick auf die Hochebene noch trostloser, als er ohnehin schon ist.

Mißmutig steht Bonaparte am Fenster.

Seit er Frankreich verlassen hat, ist er ohne jede Nachricht aus Wien. Nicht eine einzige Zeile hat er erhalten von der Kaiserin, so, als wäre er überhaupt nicht verheiratet. Und dieser Las Cases hat schon zum vierten Mal Post bekommen.

Bonaparte beneidet den Grafen um so eine tapfere, treue Frau.

Aber daß sie hier einfach aufkreuzen will, ohne seine, des Kaisers, vorherige Zustimmung, das geht ihm gegen den Strich. Sein Haus ist doch keine Hotellerie. Wenn sie wenigstens jung wäre, die Las Cases, dann könnte er vielleicht auf die Montholon verzichten. Er kennt sie zwar nicht, aber als Gattin eines fast Fünfzigjährigen und Mutter eines sechzehnjährigen Sohnes wird nicht mehr viel los sein mit ihr. Und wie Las Cases sie ihm geschildert hat, scheint sie obendrein eine sittenstrenge Person zu sein. Wahrscheinlich will sie nur kommen, um ihren Herrn Gemahl zu kontrollieren. Eine Tugendwächterin! Die hat ihm hier noch gefehlt. Am liebsten würde er nach London schreiben, daß man das Gesuch der Gräfin de Las Cases ablehnen möge. Aber das würde der Graf ihm sicher verübeln.

Bonaparte läutet nach Marchand.

»General Montholon soll kommen!«

Als Montholon erscheint, macht er einen nicht übermäßig begeisterten Eindruck, so, als befürchte er, in den Regen hinausgeschickt zu werden mit irgendeinem Auftrag nach Jamestown zum Admiral.

Bonaparte sieht ihm das Unbehagen an und lächelt listig.

»Sind Sie wohlauf, General?«

»Jawohl, Sire«, antwortet Montholon.

»Fühlen Sie sich in der Lage zu einer kleinen Strapaze?«

»Jederzeit, Sire.«

»Bei jedem Wetter?«

Montholon schluckt.

»Bei jedem, Majestät.«

Dieser Lügner, denkt Bonaparte, aber immerhin, er lügt wenigstens mir zuliebe.

»Na, dann kommen Sie! Wir wollen den ägyptischen Feldzug fortsetzen.«

Montholon lächelt erleichtert und folgt dem Kaiser ins Kartenzimmer.

Eine Stunde lang diktiert Bonaparte, mit hartem Schritt auf und ab gehend. Die großartigen Schlachten unter der Sonne des Morgenlandes. Der triumphale Einzug in Kairo. Für Ägypten der Beginn einer neuen, zivilisierten Epoche. Und welch unermeßliche Schätze! In die Kassen der Republik flossen zwölf Millionen! Und nicht zuletzt die herrlichen Feste im »Tivoli«, dem einzigartigen Luxus-Bordell mit den schönsten Frauen des Orients. – Dann plötzlich bricht er ab. Bleibt wieder am Fenster stehen. Die Arme auf dem Rücken.

Montholon blickt auf, die Feder in der Hand. Die erste Verschnaufpause.

»Dieser unglaubliche Regen...«

Es ist nur ein kaum verständliches Murmeln, das vom Fenster her zu vernehmen ist.

»Wenn der Regen mich nicht so ermüdet hätte. Ich wäre die ganze Nacht nicht vom Pferd gestiegen. Hundert zu eins standen die Chancen für mich. Alles war berechnet. Alle Vorteile waren für uns. Aber das Schlachtfeld... Mein Gott, es war ein einziger Morast.«

Waterloo, denkt Montholon, schon wieder Waterloo. Bei jedem Regen verfällt er ins Lamentieren. Als hätte der Feind nicht dasselbe Schlachtfeld gehabt.

»Wer hat Guyot nur den Befehl erteilt, meine Kavallerie hinzuopfern!« Er sagt das immer noch leise, wie zu sich selbst. »Und warum kam Grouchy nicht? Warum mußte Blücher kommen?«

Er wendet sich wieder Montholon zu.

»Ich habe die Schlacht nicht verloren. Man hat meine Befehle falsch ausgelegt.«

Wie in Rußland, denkt Montholon, wie in Spanien, wie immer, wenn etwas schiefging.

»Sie können das natürlich nicht wissen. Sie waren ja wieder mal unpäßlich, wie immer, wenn es um Frankreichs Ehre ging.«

Er geht hinüber in den Salon.

»Holen Sie Las Cases! Wir wollen die Zeitungen durchgehen.«

Die Zeitungen! Ein Vierteljahr alt! Warum, zum Teufel, kommt keine Post? Warum schreibt sie ihm nicht? An

London, er fühlt es, liegt es nicht. Es liegt an Wien.

An diesem erkatholischen, falschzüngigen, wortbrüchigen Habsburg. Zugegeben, er hat Schwarzenberg die Pistole auf die Brust gesetzt: die Erzherzogin oder Krieg. Aber ist das ein Grund, ihm das ewig nachzutragen? Und in diesem Wien muß nun sein Sohn aufwachsen. Seine einzige Hoffnung. Das fünfjährige Kind, das er kaum kennt. Mehr als zwei Jahre ist es her, daß er es zum letzten Mal gesehen hat.

Dabei hatte sich alles so gut angelassen. Gerade achtzehn war Marie-Louise, als er sie heiratete. Die Nichte der guillotinierten Marie-Antoinette. Die Enkelin der großen Maria Theresia. Sie war nicht besonders hübsch, nicht besonders klug, aber eine Prinzessin aus der ältesten Monarchie Europas, aus einem Herrscherhaus, das bekannt ist für seine geradezu kaninchenhafte Fruchtbarkeit. Und sie war das ganze Gegenteil von Josephine. Sie tat alles, was er wünschte. Sie log nie. Sie war verschwiegen. Ein wahrer Geheimkasten. Und sie war jung. Jung und unverdorben. Was hat er für Loblieder auf sie gesungen! Und welchen Brautschatz hat er ihr gesandt! Welch einen Empfang hat er ihr bereitet! Berthier, den er nach Wien geschickt hatte, führte sie ihm entgegen. In ihrer Begleitung befanden sich dreihundert Personen. An der Grenze hatte er eigens für sie ein Holzpalais errichten lassen, wo seine Schwester Caroline sie erwartete. Immerhin eine Königin! Überall standen für sie vier Pferde bereit. Überall, wo sie übernachtete, fand sie einen Brief von ihm vor. Und dann, das Protokoll kurzerhand über Bord werfend, fuhr er ihr selbst entgegen. Im strömenden Regen. In Courcelles, un-

ter dem Torgewölbe einer alten Kirche, wartete er auf sie. Und als sie kam, sprang er zu ihr in den Wagen, und weiter ging es. Nach Paris. Ins Bett. Am anderen Morgen hatte die Welt einen neuen »Skandal«. – Und jetzt? Keine Zeile. Wer weiß, mit wem sie sich die Zeit vertreibt. Wahrscheinlich mit irgend so einer Habsburger Hofschranze. Er war und bleibt der ewig Betrogene.

»Majestät?«

Las Gases und Montholon sind eingetreten.

Bonaparte fährt herum und überfällt den Grafen mit einer gänzlich unerwarteten Frage.

»Warum haben Sie keine Tochter, Graf?«

Las Cases sieht ihn verständnislos an.

»Oder haben Sie sie mir bisher nur verschwiegen?«

»Ich verstehe nicht, Sire...«

»Ein Mädchen meine ich. Ein hübsches junges Ding von siebzehn, achtzehn Jahren, das einen Mann die ganze Welt vergessen läßt.«

Las Cases kommt ein fürchterlicher Gedanke.

»Ich bedaure, Majestät«, sagt er.

»Oder wenigstens so ein Ausbund an Witz und Lebenslust wie die Betsy Balcombe?«

Las Cases lächelt etwas säuerlich, er muß wohl an die Ohrfeigen denken, die er sich in The Briars gefallen lassen mußte.

»Schade, Las Cases, ich hoffte, es käme ein bißchen Sonne und Leben nach Longwood House, wenn Ihre Frau Gemahlin kommt.«

Montholon blickt Las Cases erstaunt an.

»Ihre Gemahlin?« fragt er.

»Ja«, erwidert Las Cases, »sie hat mir geschrieben...«

Aber Bonaparte fährt dazwischen.

»Familienangelegenheiten können Sie später bereden. Die Zeitungen!«

Er wirft sich in den Lehnstuhl.

»Lesen Sie vor, Las Cases! Aber auf französisch!«

Las Cases nimmt die Zeitungen vom Tisch.

»Zuerst, was man über mich schreibt. Dann alles über Frankreich. «

Las Cases beginnt, die Seiten zu überfliegen. Es sind wieder nur englische Blätter.

Montholon wirkt noch immer verwirrt, wie meistens, wenn er nachdenkt.

Einen Moment lang scheint es, als habe Las Cases etwas gefunden, aber dann blättert er, ein wenig verlegen, weiter.

»Was war das?«

Bonaparte hat das Zögern bemerkt und ist bereit, im nächsten Augenblick aufzuspringen und Las Cases die Zeitung aus der Hand zu reißen.

»Verzeihung, Majestät...«, sagt Las Cases.

»Lesen Sie vor!«

»Es ist nur ,.«

»Was nur?«

Las Cases reicht ihm die Seite.

Eine Karikatur. Bonaparte schwillt sogleich die Zornesader. »Der Usurpator beweint seine Sünden!« heißt es da. Und er sieht sich an einem felsigen Gestade sitzen, vor dem Hintergrund eines mächtigen Wachturms; mit hängenden Schultern hockt er da, eine lange Pfeife rauchend, traurig aufs Meer blickend, umgeben von vier possierli-

chen Ratten und Ströme von Tränen vergießend.

Welch eine Niedertracht, denkt er, vier possierliche Ratten und er ein Usurpator!

»Ich hätte nicht nach Ägypten ziehen, ich hätte England erobern sollen!«

Er schleudert die Zeitung in die Ecke.

»Witzbildchen! So sieht der Humor des Siegers aus. Dem Herrn Admiral bereitet so etwas natürlich Vergnügen. Ein bewunderungswürdiger Mut! Als ich noch auf dem ersten Thron der Welt saß, hatten meine Feinde gewiß das Recht, alles, was sie wollten, über mich zu sagen und zu schreiben, denn damals stand ich in der Öffentlichkeit und konnte mich verteidigen. Wenn man mich heute in so niederträchtiger Weise verleumdet, so ist das nur gemeine Feigheit.«

Montholon und Las Cases wollen ihm beipflichten, aber sie kommen nicht dazu.

»Das alles wird seinen Zweck freilich verfehlen. Tausende von Broschüren sind erschienen und erscheinen weiter, und dennoch ist ihre Wirkung gleich Null. Denn sechzig Millionen Menschen der zivilisierten Länder des Weltalls erheben ihre Stimme für die Wahrheit. Und das Urteil der Geschichte wird mir recht geben. England wird noch einmal trauern um seine Siege!«

»Und Ihre Stimme, Sire?« gelingt es Las Cases einzuwerfen. »Ihre Memoiren, gewiß, werden die Wahrheit endgültig ans Licht bringen, Sire. Und trotzdem... Ich meine, vielleicht sollten auch Sie schon jetzt etwas schreiben. Wir werden Mittel und Wege finden, es nach Europa zu schmuggeln. Nicht alle englischen Kapitäne sind Feiglin-

ge.«

»Schreiben?« Bonaparte sieht Las Cases ungläubig an.
»Wollen Sie mich zum Journalisten machen, Graf?«

Montholon lächelt im stillen über Las Cases' Fehlgriff.

»Die Presse!« Bonaparte nimmt wieder seine Wanderung auf. »Ich habe dieses Geschmeiß immer verabscheut. Bei einem Volk wie den Engländern, wo die öffentliche Meinung sogar die Handlungen der Minister beeinflusst, ist es verständlich, daß die Presse eine unbegrenzte Freiheit genießt. Unsere Verfassungen hingegen haben die Einmischung des Volkes in Staatsangelegenheiten nie erfordert. Der Senat, der Staatsrat, die Gesetzgebende Körperschaft haben für die Nation gedacht, gesprochen und gehandelt. Und das war immer gut so. Denn bei uns in Frankreich ist das Volk begabt mit einer raschen Auffassungsgabe und einer lebhaften Phantasie. Pressefreiheit würde da verhängnisvolle Folgen haben.«

»Man sieht es ja an England selbst«, meint Montholon spöttisch.

Aber Bonaparte fährt fort, als hätte er es gar nicht gehört.

»Was schafft denn jene Freiheit an Nützlichem, indem man alles drucken darf gegen hochgestellte Persönlichkeiten? Ändert sie etwas? Verbessert sie die Sitten? Im Gegenteil. Die englischen Politiker haben sich daran gewöhnt, angegriffen zu werden, ganz gleich, was sie auch tun. Also lassen sie die Leute einfach reden und schreiben, und alles wird nur noch schlechter. Selbst der englische Premier gibt zu, daß die Pressefreiheit eine ungeheure Unordentlichkeit bedeutet. Eine gutgeregelte Überwachung der Presse dagegen kann niemals zu Unannehmlichkeiten

führen.«

Er läßt sich wieder in den Sessel fallen.

»Machen Sie weiter, Las Cases! Wir sind nun mal auf diese Journaille angewiesen.«

Las Cases beginnt wieder, zu blättern und zu suchen. Und diesmal, so glaubt er, hat er mehr Glück.

»Hier ist eine kleine Notiz, Majestät.«

»Wohl eine Glosse?«

»Alles andere als das, Majestät. Ich denke, Sie werden sehr erfreut sein...«

»Nun übersetzen Sie schon!«

»Es sind nur zwei Sätze, Sire. Sie besagen, daß Joseph Bonaparte in Amerika glücklich Fuß gefaßt habe...«

»Joseph?«

»Ja, Sire. Am Sankt-Lorenz-Strom im Staate New York. Es heißt, er habe dort weite Ländereien erworben und eine große Anzahl Franzosen um sich versammelt.«

Bonaparte kann es kaum glauben. Joseph in Amerika. Er hat es geschafft. Geschafft, was er selber geträumt und geplant hatte, einen neuen Anfang. Er sieht Las Cases und Montholon an. Denken sie jetzt dasselbe wie er? Daß Joseph gelang, was ihm, dem Kaiser, mißlungen ist?

»Ich bin sehr froh«, sagt er, »daß mein Bruder im Lande Washingtons ist. In Sicherheit und in Freiheit. Aber was wird er dort tun, am Sankt-Lorenz-Strom?«

Er beginnt wieder, hin und her zu laufen.

»Ich kenn doch meinen Bruder. Er wird amerikanischer Bürger werden und sein Geld verschleudern im Anlegen von Parks und schönen Gärten. Wie einst in Madrid. Zu wirklich großen Unternehmungen ist er doch nicht fähig.«

Etwas verlegen sehen Montholon und Las Cases einander an.

»Vielleicht«, meint Montholon, »will er erst eine gewisse Zeit verstreichen lassen...«

»Und dann?«

»Nun ja... Ich bin sicher, er wird Mittel und Wege finden, um Eure Majestät zu befreien.«

»Tatsächlich?«

Bonaparte bleibt vor Montholon stehen und sieht ihn scharf an.

»Und wo sollte ich Ihrer Meinung nach hin? Auch nach Amerika? Können Sie sich das wirklich vorstellen, Montholon?«

Montholon schweigt und weicht dem Blick Bonapartes aus.

»Was, glauben Sie, würde denn geschehen, wenn die Nachricht nach Frankreich gelangte, daß ich in Amerika und in Freiheit bin? Ludwig XVIII. hätte doch keine ruhige Nacht mehr. Ich wäre fortan das Schreckgespenst seiner Träume. Und mit Recht! Denn Napoleon in Freiheit, das würde Frankreich wieder hoffen lassen. Also müßte er etwas unternehmen. Und was, meinen Sie, würde ihm wohl einfallen?«

Montholon weiß es nur zu gut, aber er zieht es vor, es lieber nicht auszusprechen.

»Und wenn Ludwig nichts einfällt, weil er vergreist und vertrottelt ist, seinem Bruder, dem sauberen Grafen von Artois, wird bestimmt etwas einfallen, um mich meuchlings ermorden zu lassen. Sie sollten die Bourbonen ja wohl kennen, Montholon. Vor einem Jahr standen Sie ja

noch in ihren Diensten.«

»Aber Sire!« Und Montholon bricht nun der Schweiß aus allen Poren. »Wir würden Sie doch beschützen!«

»Ja, ich weiß. Sie würden mich beschützen, Montholon. Und Sie auch, Las Cases. Aber seien Sie beruhigt, das wird nicht nötig sein. Die Vorsehung wird mich schützen. Wie immer bisher. Und wenn der saubere Monsieur Charles Philippe noch hundert Attentate ausheckt, um mich zu beseitigen.«

Eine Anspielung auf die Höllenmaschine in der Rue Saint-Nicaise am 24. Dezember 1800, die seine Kalesche nur um wenige Meter verfehlte, oder auf die Verschwörungen des Generals Pichegru und Georges Cadoudals, des Herzogs von Enghien, des elenden Moreau. Die Luft war damals voller Dolche, und hinter allem steckte, so oder so, immer Charles Philippe Graf von Artois, der im sicheren London saß.

Nichts davon aber konnte seinen Triumphen ein Ende setzen. Erst auf dem Schlachtfeld, ausgerechnet dort, auf seiner ureigenen Domäne, sollte er seine alles beendende Niederlage erleben. Im Morast von Waterloo. In diesem fürchterlichen, nicht enden wollenden Regen, der ihn seitdem verfolgt, bis hierher, auf die trostlose Ebene von Longwood.

»Adieu, meine Herren. Ich fühle mich heute nicht recht wohl. Wir sehen uns zum Diner.«

In der Tür dreht er sich noch einmal um und lächelt.

»Ach ja. Haben Sie Ihrer Gattin schon geantwortet, lieber Las Cases? Sie sollten das nicht auf die lange Bank schieben. Und vergessen Sie nicht, das herrliche Wetter zu be-

schreiben, das wir hier haben. Ich bin sicher, die Gräfin wird entzückt sein von Sankt Helena.«

8

Montholon steht wie in Schweiß gebadet. Den abschließenden Seitenhieb des Kaisers gegen Las Cases hat er nur noch mit halbem Ohr aufgenommen. Weshalb nur spielte der Kaiser auf seine Dienste für den König an? Und warum erwähnte er sie in einem Atemzug mit den Attentatsversuchen der Royalisten? War das nur Zufall? War das nur einer seiner üblichen Wutausbrüche, bei denen er immer alles mögliche in Zusammenhang zu bringen pflegt?

»Ich glaube«, sagt Las Cases, der bemüht ist, die eigene Verwundung zu überdecken, »wir müssen Seiner Majestät den Unmut nachsehen. Es schmerzt ihn wohl zu sehr, daß er noch immer keine Post von der Kaiserin erhalten hat.«

»Ja, sicher«, sagt Montholon, »das wird es sein.«

»Wenn es in meiner Macht stünde, ich würde nichts unversucht lassen, um die Kaiserin dazu zu bewegen, ihm endlich zu schreiben. Schließlich hat er ein Anrecht darauf, zumindest zu erfahren, wie es seinem Sohn geht. Aber vielleicht liegt es auch gar nicht an ihr. Was meinen Sie, General?«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, Graf.«

Verwundert sieht Las Cases Montholon an. Eine etwas konfuse Antwort.

»Ich verstehe Sie«, sagt Las Cases, »Sie fühlen mit dem Kaiser. Mir geht es ja ebenso. Und ich hätte ihm den

Schmerz wahrhaftig gern erspart. Andererseits bin ich natürlich sehr glücklich darüber, daß meine Frau die unsagbaren Strapazen einer solchen Reise auf sich nehmen will. Ganz zu schweigen von den Entbehrungen, die sie hier erwarten.«

Jetzt erst begreift Montholon, wovon Las Cases überhaupt spricht. Er hatte völlig vergessen, daß andeutungsweise von einem Brief die Rede war.

»Der Kaiser war tief beeindruckt von dem Opfermut meiner Frau«, sagt Las Cases.

»Das kann ich mir vorstellen«, sagt Montholon. »Sie haben in der Tat eine großartige Gattin, lieber Graf.«

»Es liegt nun alles bei der englischen Regierung.«

Hoffentlich lehnt sie das Gesuch ab, denkt Montholon.

»Ich bin sicher«, meint Las Cases, »meine Frau würde in Ihrer Gattin eine gute Freundin finden.«

»Ganz bestimmt«, versichert Montholon. »Meine Frau wird sich freuen, wenn ich ihr die Nachricht bringe.«

»Dann könnten sich unsere Frauen gegenseitig ein wenig über die Langeweile hinweghelfen.«

»Aber ja, da bin ich ganz sicher.«

Montholon geht das Geschwätz allmählich auf die Nerven.

»Wenn ich nur wüßte«, sagt Las Cases, »ob es dem Kaiser wirklich recht ist. Mir scheint, er leidet schon sehr darunter, daß Sie und Bertrand Ihre Frauen hier haben. Immerhin ist er ein Mann in den besten Jahren.«

»Entschuldigen Sie, Graf«, unterbricht ihn Montholon, »meine Frau fühlt sich heute nicht ganz wohl. Ich möchte sie nicht gern so lange allein lassen.«

Dafür zeigt Las Cases volles Verständnis, und er bittet Montholon, seiner Gattin von ihm die besten Wünsche auszurichten.

»Vielen Dank, Graf«, sagt Montholon. »Das werde ich gern tun.«

Diese Schmeißfliege, denkt er und beeilt sich, hinauszukommen. Aber noch ehe er die Tür erreicht, hat ihn Las Cases eingeholt.

»Entschuldigen Sie, General, ich möchte Sie wirklich nicht aufhalten, aber ich glaube, es wird Sie interessieren. Ich habe da vorhin im Morning Chronicle etwas gelesen, was mich zutiefst erschüttert hat. Und ich war in einiger Verlegenheit, was ich tun sollte. Aber dann habe ich es doch nicht übers Herz gebracht, den Kaiser heute noch mehr zu betrüben.«

Mein Gott, welch eine Vorrede! denkt Montholon.

»Was ist es denn?«

Las Cases sieht Montholon an, als koste es ihn unendliche Überwindung, das Schreckliche über die Lippen zu bringen.

»Marschall Ney«, sagt er schließlich, »er ist verurteilt und hingerichtet worden.«

Montholon ist weder überrascht noch erschüttert. Der große Ney. »Le brave des braves,« wie ihn der Kaiser einmal nannte. Montholon kannte ihn gut, aber nahe stand er ihm nicht, obwohl jener, gleich ihm, nach der ersten Abdankung des Kaisers in den Dienst der Bourbonen trat, gegen sein verpfändetes Wort, um dann, während der Hundert Tage, wieder dem Kaiser zu dienen. Da kann das Todesurteil nicht weiter verwundern. Es ist nun mal so

üblich bei einem Machtwechsel, daß Exempel statuiert werden. Und immer trifft es jene am härtesten, die sich ihren Stolz zu bewahren suchen. Wer da nicht beizeiten klug ist, darf sich später nicht beklagen.

»Armer Ney«, sagt er. »Frankreich hat einen großen Offizier verloren.«

»Ja«, sagt Las Cases, »der Kaiser wird um ihn trauern. Und man fragt sich unwillkürlich: Wer wird der nächste sein? Was meinen Sie, General, wird man Sie, in Abwesenheit, auch zum Tode verurteilen?«

Montholon lächelt.

»Ich weiß es nicht, Graf.« Und er weiß wirklich nicht, was man sich in Paris für ihn ausgedacht hat. »Jedenfalls wäre ich stolz darauf, von den Bourbonen verurteilt zu werden! Vermutlich aber bin ich viel zu unbedeutend, als daß man soviel Aufhebens von meiner Person machen wird.«

»Verzeihen Sie, General, Ihre Bescheidenheit in Ehren, aber Sie sind immerhin ein Verräter – in den Augen der Bourbonen.«

»Allerdings, das bin ich.«

Montholon befällt plötzlich ein merkwürdiges Gefühl. Worauf will dieser Las Cases eigentlich hinaus? Warum erzählt er ihm das alles?

»Der Kaiser wird es Ihnen zu danken wissen«, sagt Las Cases, »wie uns allen. Und die Geschichte wird uns einmal dafür rühmen, daß wir >Verräter< waren.«

»Gewiß«, sagt Montholon, »es ist überaus beruhigend, das Urteil der Geschichte auf seiner Seite zu wissen.«

Welch ein sinnloses Gerede, denkt er. Aber er wagt nicht,

das phrasenhafte Hin und Her einfach zu beenden, Las Cases könnte es möglich erweise falsch auslegen. Am Ende, wer weiß, handelt er gar im Auftrag des Kaisers, um ihn auszuforschen. – Montholon ist schon wieder dem Angstschweiß nahe. Zu gut paßt die eine Anspielung zur anderen.

»Entschuldigen Sie, General«, sagt Las Cases lächelnd, »ich will Sie um Himmels willen nicht aufhalten. Sie wollen zu Ihrer Gattin. Ich dachte nur, es würde Sie interessieren...«

»Aber ja doch, Graf«, beteuert Montholon. »Es interessiert uns doch alle, was daheim in Frankreich passiert. Und wenn es diesmal auch eine schlechte Nachricht war, so gibt sie einem doch das Gefühl.... wie soll ich sagen, daß man auf einem vorgeschobenen Posten steht.«

»Wie recht Sie haben, General. Wir stehen in vorderster Linie.«

Einen Moment lang entsteht eine Pause. Und auf einmal hat Montholon das Gefühl, als wünschte Las Cases seinerseits nichts sehnlicher, als zu einem Ende zu gelangen mit diesem hochtrabenden Geschwafel.

»Also dann«, sagt Montholon, »bis zum Diner, Graf!« Und geht.

Doch kaum ist er allein, da schwirren ihm wieder die Anspielungen durch den Kopf. Die Anspielungen des Kaisers auf seine Beziehungen zu den Bourbonen. Andererseits ist der Kaiser nicht der Mann, der sich mit Anspielungen begnügt. Montholon mahnt sich zur Besonnenheit. Nur keine Gespenster an die Wand malen! Noch hat er einen langen Weg vor sich.

Fünftes Kapitel

1

Am Vormittag des 14. April, es ist ein warmer, sonniger Tag, kommt, in sichtlicher Eile, Oberst Bingham nach Longwood House und bittet Großmarschall Bertrand, umgehend seinen Besuch anzumelden. Bonaparte empfängt den Oberst im Gelben Salon und erfährt, daß bei Sonnenaufgang die Fregatte »Phaeton« gesichtet worden sei, auf der sich General Hudson Löwe befinde, der neue Gouverneur von Sankt Helena.

Die Ankündigung eines neuen Gouverneurs traf schon vor Wochen ein. Aber weder Bingham noch sonst irgend jemand konnte bisher Näheres sagen über die Person des Generals, den London ausersehen hat, Gouverneur Wilks abzulösen. Daß es sich dabei um einen General handelt, scheint Bonaparte kein gutes Vorzeichen zu sein. Andererseits stand freilich kaum zu erwarten, daß die mehr und mehr festungsartig ausgebaute Insel dem Kommando eines Zivilisten unterstellt würde. Die Ostindische Handelsgesellschaft hat ihre Verwaltungsrechte ohnehin längst eingebüßt. Und vielleicht bringt der General neue Order mit. Vielleicht haben seine, Bonapartes, Protestnoten vom Oktober und November doch etwas bewirkt.

Bonaparte befiehlt Gourgaud, sofort den Wagen anspannen zu lassen. Er wolle zur Barnes-Spitze fahren, um den neuen Herrn der Insel zu »begrüßen«, wenn er in den Hafen von Jamestown einlaufe. Danach verabschiedet er Bingham mit ausgesuchter Freundlichkeit und dankt ihm

nochmals, daß er ihm die wichtige Neuigkeit sogleich überbracht habe.

Nachdem der Oberst gegangen ist, meint er zu Bertrand und Las Cases:

»Wollen wir hoffen, daß der neue Gouverneur bessere Manieren besitzt als der Admiral.«

Bevor er sich zum Wagen begibt, läßt er Cipriani rufen, seinen Maitre d'hotel, der aber weit mehr ist, als er seinem Titel nach scheint. Der dunkelhaarige, ziemlich verschlagen aussehende Francesci Cipriani, ebenfalls Korse und schon als Junge oft im Hause der Buonapartes, hat bereits zu verschiedensten Zeiten geheime Missionen für den Kaiser ausgeführt, zuletzt vor einem Jahr, als er von Elba aus aufs Festland geschickt worden war, um die Lage in Frankreich auszukundschaften. Und auch hier genießt er innerhalb der Dienerschaft eine Sonderstellung; er ist der einzige, mit dem der Kaiser gelegentlich vertrauliche Gespräche führt, auf korsisch, so daß niemand sie versteht.

Bonaparte nimmt Cipriani kurz beiseite und beauftragt ihn, sich nach Jamestown zu begeben, um den neuen Gouverneur in Augenschein zu nehmen, er möge wie immer auch die Ohren spitzen, alle eventuellen Neuigkeiten oder Gerüchte könnten von Wichtigkeit sein. Cipriani lächelt verschmitzt, er hat schon verstanden.

Dann besteigt Bonaparte den Wagen und fährt, begleitet von Bertrand, Las Cases und Gourgaud, hinüber zum hohen Steilufer der Barnes-Spitze.

Was er von dort aus sieht, ist erwartungsgemäß wenig. Aber immerhin, er kommt zur rechten Zeit. Die »Phaeton« ist schon nahe heran. Sechundsiebzig Kanonen stark,

gleitet die Fregatte majestätisch an ihm vorüber. An Deck wimmelt es von Uniformen und Epauletten. Und offensichtlich herrscht aufgeregte Neugier an Bord. Bonaparte sieht mehrere Gläser auf sich gerichtet. Und er ist zufrieden. Erst als die Festung Salut zu feuern beginnt für den neuen Gouverneur, wendet sich die Aufmerksamkeit der Ankommenden wieder Jamestown zu.

Und da, von einer Minute zur anderen, schlägt Bonapartes Stimmung plötzlich um. Auf einmal erscheint es ihm unklug, dem Ereignis eine solche Aufmerksamkeit zu schenken. Dieser völlig unbekannte General, der sich vielleicht noch niemals ausgezeichnet hat, muß sich allzusehr geschmeichelt fühlen, so, als würde er hier sehnlichst erwartet. Bonaparte fürchtet, dadurch die eigene Position von vornherein zu schwächen. Und die vor einer Stunde noch gehegte Hoffnung, mit der Ankunft dieses Mannes könnte sich sein Schicksal zum Guten wenden, erscheint ihm nun völlig unbegründet und töricht.

Kommentarlos beendet er den Ausflug. Er besteigt wieder den Wagen und läßt sich zurückfahren. Er hüllt sich in Schweigen und blickt verdrossen in die Landschaft. Wozu, fragt er sich, wozu ein neuer Gouverneur? Es kann nur eine Erklärung dafür geben: Das vergangene halbe Jahr unter Cockburns Regime war lediglich ein Provisorium, mit dem heutigen Tag erst beginnt die eigentliche, unwiderrufliche Verbannung, die erst am Tage seines Todes beendet sein wird.

In Longwood House angekommen, zieht er sich, ohne weitere Anweisungen zu erteilen, in seine Privaträume zurück.

Er wartet auf Cipriani.

Der kluge, mutige Francesci, er hat ihm viel zu verdanken. Durch ihn erfuhr er vor vierzehn Monaten von der geheimen Absicht der Alliierten, ihn von Elba auf eine andere, fern vom Kontinent gelegene Insel zu deportieren. Ohne seine auf dem Festland gesammelten Erkenntnisse hätte er die einzigartige Rückkehr nach Frankreich vielleicht nie gewagt. Und diese Landung im Golf von Juan, mit nur tausend Mann und ohne jede Gewaltanwendung, wurde vielleicht seine größte Tat. Er erschien den Franzosen wie ein Wunder. Kein Schuß fiel. Und auf der Straße nach Grenoble bot er den Soldaten, die ihn verhaften sollten, die entblößte Brust: »Wenn einer unter euch ist, der seinen Kaiser töten will, hier bin ich.« Aber nicht einer drückte ab. Grenoble öffnete ihm die Tore. Dann Lyon. Ganze Regimenter schlossen sich ihm an. Er hielt Parade über seine Truppen ab. Hatte den Bürgermeister zu Tisch. Aber wie würde Ney reagieren, der ihm entgegenmarschierte? Der dem König versprochen hatte, Bonaparte in einem eisernen Käfig nach Paris zu bringen. Ney! Den er zum Duc d'Elchingen, zum Prince de la Moskova gemacht hatte! Aber er verzieh ihm, nachdem der Marschall auf Bertrands Brief hin wieder zu ihm übergegangen war, in Auxerre am 17. März. Der Weg nach Paris war nun frei, und sein Genie triumphtierte von neuem, für jedermann sichtbar. »Ich hege gegen niemanden einen Groll.« Aber er war zu Zugeständnissen gezwungen. Er mußte dieselben Marschälle, die ihn verraten hatten, wieder übernehmen. Er mußte Fouche, der gesagt hatte: »Napoleon ist für Frankreich, was für Neapel der Vesuv ist«, wiederum die

Polizei anvertrauen. Er mußte Carnot berufen, um die alten Republikaner zu beruhigen. Eine Militärdiktatur wäre erforderlich gewesen, aber er mußte Zusatzklauseln für die Verfassung entwerfen lassen, mußte freie Wahlen, die Verantwortlichkeit der Minister vor den Kammern und sogar Pressefreiheit zusichern. Er war wieder Kaiser, aber was ist ein Kaiser, der sich als konstitutioneller König verkleiden muß? Wenn Waterloo nicht verlorengegangen wäre, hätte er den ganzen demokratischen Firlefanz wieder abgeschafft. – Soll er es Cipriani anlasten, daß seine wahrheitsgemäßen Informationen ihn zu dem Geniestreich der Hundert Tage veranlaßten?

Bonaparte geht immer wieder zum Fenster. Cipriani bleibt lange aus. Aber wahrscheinlich nimmt die Landung des Gouverneurs einige Zeit in Anspruch, und Cipriani erfüllt seinen Auftrag mit der ihm eigenen Gründlichkeit.

Als er endlich kommt, ruft ihn Bonaparte sofort zu sich herein. Er fordert ihn auf, sich zu setzen und zu berichten. Aber Cipriani bleibt stehen, er macht einen merkwürdigen, beinahe verstörten Eindruck.

»Was ist mit dir, Franceschi? Hast du nichts herausbekommen?« fragt ihn Bonaparte.

Cipriani sieht ihn bedrückt an.

»Der neue Gouverneur, Sire...«, sagt er schließlich. »Es ist Hudson Löwe.«

»Ja, ich weiß, General Sir Hudson Löwe.«

»Sie wußten es, Sire?«

»Ja, natürlich. Was ist daran so aufregend?«

Cipriani lächelt, als übe er Nachsicht mit dem schlechten Gedächtnis des Kaisers.

»Sie hätten mir das vorher sagen sollen, Sire. Ich kenne den Mann. Und er kennt mich. Und ich fürchte, er wird mich nicht gerade in guter Erinnerung haben.«

Bonaparte weiß nicht, wovon Cipriani spricht.

»Es war vor acht Jahren... Sie müssen sich erinnern, Majestät. Ich war damals auf Capri, in geheimer Mission. Und Hudson Löwe war dort der Kommandant der englischen Garnison. Um die Absichten unserer Truppen auf dem Festland herauszubekommen, bediente er sich zweier Agenten. Der eine war ein Italiener namens Suzzarelli, der andere...«

»Warst du?«

»Ja.«

Bonaparte erinnert sich nur dunkel, er war damals mit Spanien befaßt.

»Es gelang mir«, fährt Cipriani fort, »Suzzarelli mit Hilfe einer gewissen Summe ebenfalls zum Doppelagenten zu machen, und so fütterten wir gemeinsam den Kommandanten Hudson Löwe ständig mit Fehlinformationen. Alle seine Operationen waren Schläge ins Wasser. Wenn er mich jetzt hier wiedererkennt... Sire, ich bin nicht ängstlich, das wissen Sie, aber Sie können sich denken, wie erschrocken ich war, als ich den Mann, den ich so gefoppt habe, vorhin am Hafen wiedersah. Ich habe mich natürlich in der Menge bedeckt gehalten, und der Herr Gouverneur hatte anderes zu tun, als nach einem wie mir Ausschau zu halten. Aber wenn er hierherkommt und mich sieht, ich fürchte, dann werde ich nichts zu lachen haben.«

»Ja, ja, ich kann mir denken, Francese, wie dir zumute ist. Aber sei unbesorgt, er wird dich nicht zu sehen be-

kommen. Wenn ich ihn empfangе, hast du dienstfrei, und du bleibst auf deinem Zimmer.«

Cipriani lächelt dankbar.

»Majestät sind sehr gütig zu mir.«

»Das ist doch selbstverständlich. Wir sind hier doch alle Verschworene, Francese. Aber nun berichte! Wie sieht er aus, der Herr Gouverneur? Was für ein Mensch ist er?«

»Was für ein Mensch er ist? Mit Verlaub, Majestät, er hat die Augen einer Hyäne. Ich habe selten eine abstoßendere Physiognomie gesehen. Ein wahres Galgengesicht. Gekrümmte Nase, Sommersprossen und rote Haare. Und die Gestalt: lang aufgeschossen und mager. Ohne jede Spur von Eleganz.«

Bonaparte schmunzelt amüsiert.

»Ich hoffe, du übertreibst, Francese. Oder willst du mir angst machen?«

»Verzeihung, Sire, ich bin gewiß voreingenommen. Aber Sie werden sich ja selbst überzeugen können.«

»Weiter!« drängt Bonaparte. »Was weißt du sonst über ihn? Wie ist seine Vergangenheit? Wie alt ist er?«

»Er ist Mitte Vierzig, Sire. Und seine Laufbahn war höchst mittelmäßig. In Capri, wie gesagt, war er General und hat sich nicht gerade mit Ruhm bedeckt. Obwohl er über zweitausend Mann und dreißig Kanonen verfügte, mußte er sich der Überlegenheit von nur zwölfhundert Franzosen unter Führung General Lamarques beugen. Danach war er eine Zeitlang Chef der Hohen Polizei und des Spionagewesens in Italien. Später befand er sich im Hauptquartier Blüchers als Kommissar der englischen Regierung. Und im Jahre achtzehnhundertfünfzehn hat er

das Kriegsbulletin gegen Frankreich unterzeichnet. Mehr weiß ich nicht, Sire.«

Bonaparte sieht seine Ahnungen bestätigt. Chef des Spionagewesens, das sagt alles. Von einem solchen Mann ist nichts Gutes zu erwarten. Und die Mittelmäßigen sind stets die gefährlichsten, wenn sie ein Amt bekleiden, das über ihre Befähigung geht. Er wird sich wie ein König aufführen und Rache nehmen für seine früheren Niederlagen.

»Was hast du sonst noch gesehen und gehört? Wer befindet sich in seiner Begleitung?«

»Ein ganzes Geschwader, Sire. Ich war in unmittelbarer Nähe, als ihn der Admiral begrüßte, und konnte genau hören, wie Löwe seine Begleitung vorstellte. Zunächst waren da seine Frau und seine zwei Töchter. Etwa fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Dann sein Generaladjutant und Generalstabschef, ein Sir Thomas Reade. Dann ein Adjutant im Range eines Majors, den Namen habe ich leider nicht behalten, Sire. Dann ein Oberstleutnant Sister, als Inspekteur der Truppen. Des weiteren zwei Genieoffiziere und ein Handwerksoffizier. Außerdem noch ein Doktor Baxter, als Generalinspektor der Hospitäler.«

Wahrhaftig, ein ganzes Geschwader, denkt Bonaparte, das sieht nicht nach einer Stippvisite aus. Sogar die Familie bringt dieser Löwe mit.

»Aber wozu zwei Genieoffiziere und einen Handwerksoffizier?«

Auch dazu weiß Cipriani etwas zu berichten.

»Ich hörte, Sire, wie Löwe zu Cockburn sagte, und es klang ziemlich hämisch, er wolle einen gewissen Ort aus-

bauen und verschönern lassen. Ich wußte sofort, er meint damit Longwood House.«

Das Todesurteil. Für Bonaparte besteht kein Zweifel darüber. Vorausgesetzt, daß Ciprianis Schlußfolgerung richtig ist. Aber warum sollte sie falsch sein? Die Logik liegt klar auf der Hand. Die Protestnoten von vor einem halben Jahr haben London beunruhigt, man will sich vor der Geschichte nicht den Vorwurf einhandeln, man habe Kaiser Napoleon mittels eines elenden Kuhstalls voller Ratten zugrunde gerichtet, also schickt man drei Offiziere, die dafür sorgen, daß der Gefangene einen halbwegs menschlichen Wohnsitz bekommt und somit recht lange leidet, bis er eines fernen Tages, völlig gebrochen und verbittert, eines natürlichen Todes stirbt. Es ist wie immer und überall: Die Humanität des Siegers ist nichts als Zynismus. – Warum, fragt er sich, warum hat er den Fluchtversuch auf der »Minden« nicht gewagt? Er wäre vielleicht jetzt schon in Amerika. Bei Joseph. Im Lande Washingtons.

»Ich danke dir, Francesci. Du hast gute Arbeit geleistet. Und sei unbesorgt, der Herr Gouverneur wird dir kein Haar krümmen. Es wird umgekehrt kommen. Er wird hier sein zweites Capri erleben. Dann kann er wieder Spionagechef werden. Irgendwo in Indien oder China.«

Er lacht, schadenfroh, als wäre er bereits der Sieger. Und er weist Cipriani an, er möge in das von ihm verwaltete Vorratslager gehen und eine Flasche Madeira holen, er wolle mit ihm, seinem treuen Francese, ein Glas leeren, auf die alten Zeiten, auf Frankreich und die Zukunft.

Am Abend, kurz vor dem Diner, erscheint der Generaladjutant Sir Thomas Reade. Er trägt die Absicht des Gouver-

neurs vor, am anderen Morgen um neun Uhr General Buonaparte seinen Besuch abstaten zu wollen. General Buonaparte? Es geht also weiter. Dieselben Manieren wie Cockburn. »Er kann so oft kommen, wie er Lust hat. Ich werde ihn nur dann empfangen, wenn er in geziemender Weise darum bittet.« Damit ist der neue Krieg so gut wie erklärt.

Als am anderen Morgen, pünktlich um neun, Sir Hudson Löwe mit seinem gesamten Gefolge im Galopp vorreitet, sind bereits alle notwendigen Befehle an die Dienerschaft erteilt worden. Die Schlacht kann beginnen. Louis Marchand, Erster Kammerdiener Seiner Majestät des Kaisers von Frankreich, tritt in aller gebotenen Würde vor die Tür und läßt den Herrn Gouverneur wissen, daß Seine Majestät noch nicht aufgestanden sei. Leicht verstimmt steigt Sir Hudson Löwe wieder in den Sattel und zieht sich samt Gefolge zurück. Bonaparte steht hinter der Gardine und ist zufrieden.

Eine Stunde darauf versucht der General sein Heil zum zweiten Mal. Louis Marchand, Erster Kammerdiener Seiner Majestät des Kaisers von Frankreich, tritt erneut vor die Tür und wiederholt seinen Bescheid, Seine Majestät sei noch nicht aufgestanden. Sir Hudson Löwe gerät leicht in Wut, übergibt seinen Fuchs dem Generaladjutanten und beginnt, unter den Fenstern des angeblichen Langschläfers auf und ab zu gehen. Bonaparte, mit Las Cases und Bertrand am Frühstückstisch im Blauen Salon, läßt sich berichten, welcher Formulierungen sich der Herr Gouverneur zu bedienen beliebte; es sind erwartungsgemäß noch immer dieselben Flegелеien, die Schlacht kann also, Gott

sei Dank, fortgesetzt werden.

Als Hudson Löwe gegen halb elf zum dritten Mal von Louis Marchand, dem Ersten Kammerdiener Seiner Majestät des Kaisers von Frankreich, denselben Bescheid erhält, daß Seine Majestät noch nicht aufgestanden sei, fühlt er sich, vor den Augen seines versammelten Generalstabs, allzu offensichtlich gefoppt, und ihm reißt der Geduldsfaden. Er wünsche, den Großmarschall Bertrand zu sprechen. »Dort vorn bitte rechts herum!« lautet die lakonische Antwort, und Marchand zeigt zur Veranda hin. Bertrand erwartet den Gouverneur, gemäß der befohlenen Schlachtordnung, auf der obersten Stufe der Verandatreppe. Sir Hudson Löwe muß also zu ihm hinaufsteigen. Die Begrüßung fällt entsprechend kühl und knapp aus. Löwe wünscht zu wissen, wann General Buonaparte ihn zu empfangen gedenke. Bertrand bittet den Gouverneur, sich einen Moment zu gedulden, er wolle sehen, ob der Kaiser schon auf sei und ob er schon disponiert habe. Disponiert? Löwe kommt sich vor wie ein schikaniertter Rekrut, aber er wartet. Als Bertrand zurückkehrt, erhält er zur Antwort: Seine Majestät erwarte den Besuch des Herrn Gouverneurs für morgen nachmittag um zwei Uhr.

Morgen nachmittag? Löwe wechselt die Farbe und macht auf dem Absatz kehrt. Nur mit Mühe kann er die Fassung bewahren, und die Offiziere seines Stabes blicken, als er wortlos zu ihnen zurückkehrt, verlegen beiseite. Man sitzt auf und reitet wieder nach Plantation House.

Befriedigt beobachtet Bonaparte den Rückzug des Gegners. Welch ein läppischer General. Die erste Schlacht war ein Kinderspiel.

Bertrand erhält eine lobende Anerkennung, und Bonaparte wendet sich dem Grafen zu.

»Kommen Sie, Las Cases! Wir wollen arbeiten.«

Las Cases verbeißt sich ein ironisches Lächeln und folgt dem Kaiser ins Kartenzimmer.

Das Thema des heutigen Diktats liegt auf der Hand, das Ringen mit dem britischen Löwen.

»Nach langem Zögern«, beginnt er ohne Umschweife, »wollten die Engländer uns schließlich im Mai des Jahres achtzehnhundertdrei dazu zwingen, den gewagten Entschluß zum Krieg zu fassen. Sie konnten uns zwar ein paar Schiffe und ein paar Kolonien nehmen, aber ich sagte im voraus, daß sie blutige Tränen über diesen Krieg vergießen würden. Die englischen Minister hatten den König veranlaßt, Europa zu belügen hinsichtlich unserer angeblichen Kriegsabsichten. In Frankreich fanden keine Rüstungen statt, und es sind keinerlei Unterhandlungen angeknüpft worden. Nicht eine einzige Note hat man mir überreicht. Und Lord Withworth konnte letztlich nicht anders, als das öffentlich zuzugeben. Und trotzdem suchte die englische Regierung mit Hilfe niedrigster Machenschaften die Leidenschaften herauszufordern! Monatelang litt ich unter den Frechheiten Englands, und die Engländer nahmen das für Schwäche und wurden immer zudringlicher. Aber sie irrten sich, wenn sie meinten, sie könnten einer Nation von dreißig Millionen Menschen Gesetze vorschreiben! Sie glaubten, ich fürchtete den Krieg um meiner Autorität willen. Ich hätte, wenn es hätte sein müssen, zwei Millionen Mann haben können.

Ja, ich wollte Schrecken in London verbreiten. An der

Küste von Boulogne, Dunkerque und Ostende wurden zahlreiche Lager gebildet und in Brest, Rochefort und Toulon mächtige Flotten ausgerüstet. Alle Werften an der Küste des Meeres und an den Flüssen bedeckten sich mit Prahmen, Kanonenbooten und Transportschiffen aller Art. Millionen Hände waren damit beschäftigt, entlang des Ärmelkanals kleine Häfen anzulegen, um eine zahlreiche Flottille, die zum Angriff bestimmt war, aufzunehmen.«

Plötzlich unterbricht er das Diktat und bleibt, die Hände auf dem Rücken, auf der anderen Seite des kartenübersäten Billardtisches stehen.

»Sie waren doch damals in London, Graf. Als Emigrant. Wie hat man dort eigentlich gedacht über meinen Plan, auf der britischen Insel zu landen?«

»Ich bedaure, Sire«, erwidert Las Cases, »zu dieser Zeit war ich längst zurückgekehrt nach Frankreich.«

»Und in den Pariser Salons, wie hat man dort darüber gedacht?«

Las Cases zögert einen Moment und sagt dann:

»Ich bitte um Entschuldigung, Sire, aber man hat sich lustig gemacht über Ihre Pläne. Und auch die anwesenden Engländer fanden den Gedanken höchst amüsant.«

»Amüsant?« Er lacht. »Der englische Premier hat gezittert! Er hatte das Ausmaß der Gefahr nämlich erkannt. Deshalb hat er mir auch die Koalition auf den Hals gehetzt, gerade als ich den großen Schlag tun wollte. Ich hatte alle Chancen einer Landung bedacht. Ich hätte die beste Armee der Welt hinübergeworfen, die von Austerlitz. Der Name sagt alles.«

Las Cases, an dem kleinen Tisch nahe dem Fenster, be-

ginnt, wieder mitzuschreiben, denn Bonaparte spricht wieder im Diktierton, abgehackt, mit kurzen Pausen.

»Aber nicht als Eroberer, sondern als Befreier wäre ich in London eingezogen! Edelmütig und ohne Eigennutz. Mein Heer hätte sich höchst tadellos aufgeführt. Nicht einmal Kriegsentschädigung hätte ich verlangt. Man verdirbt nicht eine gute Sache mit nachträglichen Kleinkrämereien. Als Brüder wären wir gekommen, die ihren Brüdern die Freiheit und ihre alten Rechte zurückerobert hätten. Danach hätte ich an die Wiedergeburt Europas gehen können.«

Plötzlich, nach einer kurzen Pause, wird seine Stimme leiser, und unvermittelt schlägt ein Ton von Melancholie durch.

»Europa...« sagt er. »Ach, Las Cases, Europa war meine Lieblingsidee. Die Vereinigung der Völker, die durch Revolution und Politik getrennt wurden, das war mein großes Ziel. Es gibt dreißig Millionen Franzosen, fünfzehn Millionen Spanier, fünfzehn Millionen Italiener, dreißig Millionen Deutsche; sie alle wollte ich zusammenschmelzen zu einer großen Nation. Dem Vollbringer dieses Werkes hätte die Nachwelt ihre schönsten Kränze geweiht, und ich fühlte mich stark und berufen dazu, eine solche Arbeit zu unternehmen. Wenn dies getan gewesen wäre, dann hätte ich mich dem jetzt nur allgemein erträumten Ideal einer höheren Gesittung widmen können. Dann wäre kein Wechsel mehr zu fürchten gewesen, dann hätte ein Gesetz, einerlei Meinung, ein Interesse geherrscht, das Interesse der Menschheit. Welche Aussichten hätten sich eröffnet!«

Las Cases ist ehrlich beeindruckt. Welch ein Gedanke!

Ein vereintes Europa! Ein Kontinent ohne Kämpfe, ohne Kriege, ein Kontinent des Friedens, für immer. Aber ist nicht jedes Ideal eine Utopie?

»Nur Frankreich, das fortgeschrittenste Land der Erde, war dazu berufen, die Völker zu erlösen. Ich verstehe es nicht, Las Cases. Warum hat man mich bekämpft? Ich wollte das Glück der Menschen. Ich wollte ein Europa ohne Feindschaften und ohne Grenzen. Was jetzt kommen wird, ich wage es nicht zu denken.«

Las Cases horcht auf. Ihm ist, als vernehme er – zum ersten Mal, seit er in der Nähe des Kaisers ist – einen Tonfall, der anders ist, der plötzlich eine Traurigkeit ausdrückt, die echt klingt, ohne Pathos und Eitelkeit. Oder erscheint es ihm nur so?

Aber der kurze Augenblick ist bereits vorüber. Bonaparte erklärt die Arbeit für heute als beendet. Er wolle jetzt ein wenig Spaziergehen, man sehe sich am Abend wieder.

Gern würde Las Cases den Kaiser begleiten. Aber jener läßt keinen Zweifel darüber, daß er jetzt allein sein will. Und Las Cases meint darin eine Art von Bestätigung zu finden, daß er doch richtig gehört hat. – Er begibt sich auf sein Zimmer, zu seinem Tagebuch. Kr hat viel zu notieren über diesen Tag. Und doch schreibt er am Ende nichts von seinen eigenen Gedanken, die nach einem Zusammenhang suchen zwischen dem »Besuch« des neuen Gouverneurs und dem eigentümlich veränderten Ton in den Äußerungen des Kaisers.

Schon am Abend ist Bonaparte wieder heiter und aufgeräumt. Mit keinem Wort mehr wird die »Schlacht« vom Vormittag erwähnt. Das Leben auf Longwood House geht

weiter, als wäre nichts geschehen. Nach dem Essen sitzt man am Kamin und plaudert und scherzt und spielt wieder einmal Beversi, bis nach zehn.

Am anderen Nachmittag, zur bestellten Stunde, erscheint Sir Hudson Löwe, wiederum samt Gefolge. Diesmal ist auch Admiral Cockburn dabei, der es für günstig hält, wenn er es übernimmt, den neuen Gouverneur und dessen Stab vorzustellen. Doch da kommt es, diesmal unbefohlen, zu einem neuerlichen Scharmützel. Der diensthabende Kammerdiener, Noverraz, nimmt die Anweisung des Kaisers, er möge den Gouverneur und die Herren seines Stabes in den Salon führen, allzu wörtlich und schlägt Admiral Cockburn die Tür vor der Nase zu. Der Admiral versucht zu protestieren, aber vergeblich, Noverraz beruft sich auf die Worte Seiner Majestät: der Gouverneur und die Herren seines Stabes. Cockburn schäumt vor Wut, aber soll er Krakeel schlagen? Und so zieht er sich grollend zurück in eine Fensternische des Vestibüls und wartet.

Als der Gouverneur nach einer Viertelstunde wieder herauskommt, eilt er auf ihn zu, um sich zu beschweren. Aber Löwe nickt nur flüchtig und verläßt, wortlos, das Haus, sitzt auf und reitet, gefolgt von seinen Offizieren, hinüber ins Feldlager von Deadwood.

Las Cases, Montholon, Gourgaud und Bertrand gehen sofort zum Kaiser, der sich in den Garten begeben hat. Sie berichten ihm den Vorfall, und er lacht über das Mißverständnis und reibt sich die Hände.

»Mein guter Noverraz, hat er endlich einmal Geist entwickelt! Köstlich! Ja, mit den braven Schweizern ist eben nicht zu scherzen. Ich glaube, wenn ich ihm sagte, er solle

mich von dem Gouverneur befreien, er würde ihn umbringen.«

Aber dann, schlagartig, wie so oft, ist die gute Laune vorüber.

»Übrigens, der Gouverneur hat für euch eine Überraschung mitgebracht. Ein Schreiben aus der Downing Street. Es soll keinem von euch erlaubt werden, hier zu bleiben, wenn er nicht eine vorgefertigte Erklärung unterschreibt, in der steht, daß es sein ausdrücklicher Wunsch ist, auf Sankt Helena zu leben und sich den gleichen Beschränkungen zu unterwerfen, die, wie es heißt, notwendigerweise Napoleon Bonaparte auferlegt werden müssen. Diejenigen von euch, die nach Europa zurückkehren wollen, werden bei nächster Gelegenheit zum Kap der Guten Hoffnung gebracht, wo ihnen der dortige Gouverneur die Mittel zur Weiterreise verschaffen wird.«

Er blickt jedem einzelnen in die Augen, und Las Cases ist der erste, der ausruft:

»Niemals, Sire!«

Und Gourgaud schließt sich betuernd an:

»Ihr Schicksal, Sire, ist auch unser Schicksal!«

Und Montholon erklärt:

»Selbstverständlich werden wir unterschreiben, Majestät!«

Und alle drei sehen Bertrand an.

»Wie können Sie zögern, Großmarschall?« fragt Montholon, voller Mißbilligung.

Doch Bonaparte läßt Bertrand keine Zeit, sich zu erklären.

»Nichts werdet ihr unterschreiben! Keiner von euch!«

»Aber Sire!« ruft Las Cases bestürzt aus. »Sie können nicht wollen, daß wir Sie verlassen!«

»Alles können Sie von uns verlangen, Majestät«, sagt Gourgaud beschwörend, »aber nicht das. Sie verlassen hieße Sie verraten.«

»Ich weiß nicht, was ihr euch so erregt«, sagt Bonaparte, scheinbar gelassen. »Ich werde in Frankreich sein, noch bevor ihr am Kap der Guten Hoffnung angekommen seid.«

Las Cases, Gourgaud und Montholon sehen einander an. Hat der Kaiser einen neuen Plan? Oder versucht er, sich mit diesem Scherz selbst zu trösten?

»Begreift ihr denn nicht, daß das alles nur eine Beleidigung gegen mich sein soll? Ein neuer Gouverneur – ein neuer Wind. Die Methode ist so alt wie die Welt. Bertrand hat vollkommen recht, das beste ist, man schweigt dazu.«

Er nimmt seinen kaum begonnenen Spaziergang wieder auf, und die vier schließen sich ihm an. Nach einer Weile, als sie nahe dem Haupttor sind, bleibt er stehen und blickt zum Lager von Deadwood hinüber, wo die Vorbereitungen zur großen Parade im vollen Gange sind.

»Cipriani hat recht«, sagt er, »dieser Mann hat die Augen einer Hyäne. Wir haben uns oft über den Admiral beklagt. Mir scheint, wir werden uns noch einmal nach ihm zurücksehnen. Er war immerhin ein Soldat. Dieser Sbirre aber, wer weiß, ist vielleicht mein Henker.«

Er setzt seinen Weg fort, als sei damit alles gesagt. Für Las Cases und die Offiziere aber ist alles unklarer als zuvor.

Als wenig später auf dem Feld von Deadwood die Parade

beider Regimenter zu Ehren des neuen Gouverneurs beginnt, verabschiedet sich Bonaparte, bis zum Abend, und verschwindet ins Haus.

Die von London gewünschte Erklärung aber, die allen, auch der gesamten Dienerschaft, vorgelegt werden soll, bewegt nun die Gemüter einige Tage lang. Jeder versucht den anderen zu überbieten in erklärter Treue und Opferbereitschaft. Natürlich werde man unterschreiben, auch wenn es eine Zumutung sei; ein schriftliches Treuebekenntnis, das unterstelle ja, es könnte sich auch anders verhalten. So Montholon. Was der Kaiser zu ertragen bereit sei, werde man ebenfalls ertragen, und zwar mit Freuden. So Las Cases. Gourgaud findet dieses Gehabe und Gerede lächerlich, er habe dem Kaiser zweimal das Leben gerettet, und er werde, wenn nötig, es auch ein drittes Mal tun. Und Bertrand? Eine Frage, hinter der die boshafte Freude lauert, dem allzu Tugendhaften, dem immer Pflichtbewußten etwas anhängen zu können. Aber Bonaparte will von alledem nichts hören. London wolle nur Zwietracht säen, ob sie das immer noch nicht begriffen hätten.

Er versucht Zeit zu gewinnen, Bertrand aber entschließt sich noch immer nicht, zu unterschreiben. Bonaparte meint zu verstehen, der Großmarschall grollt ihm, weil er ihn, häufiger und schärfer als die anderen, in der letzten Zeit getadelt hat. Aber denkt er wirklich an Abreise? Bonaparte will es nicht glauben. Und er will keinen verlieren. Geht erst der eine, geht bald der nächste. Eintracht und Geschlossenheit, um jeden Preis! Und so verbreitet er die Ansicht, er glaube nicht, daß Bertrand ihn jemals verlassen werde, und gerade seine Freunde müsse man auch mit

ihren Fehlern zu lieben verstehen. Bertrand geht es nahe, als er davon hört, aber Fanny sitzt ihm im Nacken, unmißverständlich hat sie wiederholt, ein Jahr habe sie ihm versprochen zu bleiben, keinen Tag länger. Wieder einmal droht es ihn zu zerreißen.

Bonaparte beginnt zu verhandeln. Der Text der Erklärung müsse geändert werden. Er beauftragt Montholon damit. Der frohlockt insgeheim, daß ihn der Kaiser mit einer Aufgabe betraut, die bisher nur Bertrand vorbehalten war. Er reitet in die Stadt zum Admiral, der Kaiser entschuldige sich für das Verhalten seines Dieners Noverraz, es habe ein Mißverständnis vorgelegen, und Seine Majestät bitte darum, daß Cockburn seinen ganzen Einfluß dahin geltend mache, daß der Gouverneur wenigstens den Titel des Kaisers respektiere. Cockburn, bereit zu verzeihen, verspricht es. Tags darauf reitet Montholon nach Plantation House, aber Sir Hudson Löwe gibt keinen Fußbreit nach, er sei nicht ermächtigt, ein regierungsamtliches Schreiben abzuändern, der Titel Kaiser jedenfalls dürfe mit keiner Silbe darin vorkommen.

Bonaparte ist niedergeschlagen. »Wir müssen gegenseitige Opfer bringen«, sagt er zu Las Cases. »Und ihr müßt versuchen, hier wie eine Familie zu leben. Ihr seid mir gefolgt, um meine Leiden zu mildern; kann euch dieses Gefühl nicht über alles hinwegheben? Wenn die Sympathie nicht alles vermag, so handelt wenigstens aus Vernunft. Schlagt die schlechte Laune nieder, setzt euch miteinander ins Einvernehmen, sprecht euch unter euch aus, aber laßt das Schmollen. Man muß lernen zu verzeihen, man darf nicht in bitterer Feindseligkeit verharren wollen,

die den Nächsten beleidigt und einen selbst um alle Genüsse bringt. Man muß die Schwächen der Menschen hinnehmen, sich ihnen fügen, aber nicht sie bekämpfen wollen.«

Da ist er wieder, dieser neue, eigentümliche Ton, ohne den großen Schwung, ohne die tönende Zuversicht. Las Cases ist betroffen. Was geht in dem Kaiser vor? Ist diese merkwürdige Wahrhaftigkeit der Beginn der Resignation? Oder der Beginn von ganz etwas anderem?

Las Cases wagt nicht danach zu fragen. Er weiß, es steht ihm nicht zu. Über Gefühle mag der Kaiser nicht reden.

Die Unterschriften unter die Erklärung können nun nicht länger hinausgezögert werden. Der Gouverneur setzt eine Frist von drei Tagen. Und alle, bis zum letzten Diener, unterzeichnen. Nur Bertrand, so scheint es, verweigert seinen Namenszug unter das Aktenstück. Und alle sind gespannt, was geschehen wird.

Aber nichts geschieht. Der Großmarschall wird nicht gezwungen abzureisen. Und Bonaparte ahnt, daß auch Bertrand im letzten Moment, vermutlich erst unter den Augen des Gouverneurs, unterschrieben hat. Denn nicht zufällig hatte er gerade ihn damit beauftragt, die Liste der Unterschriften nach Plantation House zu bringen.

Auf Longwood House zieht wieder der nun schon gewohnte Tagesrhythmus ein. Frühstück, Diktat, Spaziergang im Garten, Diner, Spiel und Lektüre in der kleinen Runde am Kamin. Schon seit geraumer Zeit ist es im Haus Bonapartes ruhiger geworden. Die Besucher, die sich anfangs, auf der Durchreise von Kontinent zu Kontinent, nahezu täglich einstellten, sind merklich weniger geworden. Vielleicht sind es die verschärften Sicherheitsbestimmungen, diktiert von der Angst vor unkontrollierbarer Kontaktaufnahme, die den Weg nach Longwood House erschweren. Bonaparte aber bezweifelt, daß dies der einzige, der wahre Grund ist. Das Interesse der Welt an seiner Person, so fürchtet er, ist am Erlöschen.

Als der scheidende Gouverneur Oberst Wilks mit seiner Tochter, der Vizegouverneur, Oberst Skelton, und Kapitän Harnilton von der »Havannah«, die die Heimkehrenden zurück nach England bringen wird, zu ihrem Abschiedsbesuch nach Longwood House kommen, sieht Bonaparte darin sofort eine Gelegenheit, sich in London wieder einmal mit allem Nachdruck in Erinnerung zu bringen; denn es ist keine Frage, daß jene der Regierung an der Themse werden Bericht erstatten müssen.

Es ist später Nachmittag, als der Wagen des Gouverneurs durch das Haupttor rollt. Die Sonne steht schon über dem Meer, und auf den Felsen und Hügeln rings um das Plateau von Longwood House liegt bereits der rötliche Glanz des scheidenden Tages.

Bonaparte geht seinen Gästen bis zur Verandatreppe ent-

gegen, eine ungewöhnliche Geste, die bisher niemandem zuteil wurde. Er begrüßt die hübsche blonde Miß Laura Wilks, die überall die Rosenknospe genannt wird und in die der feurige Gourgaud noch immer vernarrt ist; sie erwidert die Begrüßung auf französisch, worüber Bonaparte überaus entzückt ist, und augenblicklich eifersüchtig auf Gourgaud, bekennt er seinen unverzeihlichen Fehler, zu keinem der Bälle in Jamestown und im Lager von Deadwood gegangen zu sein, aber leider sei er nun mal kein guter Tänzer. Ein Geständnis, das er nur selten gemacht hat in seinem Leben. Er begrüßt Oberst Mark Wilks, den Gelehrten und ehemaligen Diplomaten der Ostindischen Compagnie, er beglückwünscht den Vater zu einer so bezaubernden Tochter, dann erinnert er ihn an ihre erste Begegnung an Bord der »Northumberland« und bedauert, daß Wilks' Krankheit ihnen keine Gelegenheit gegeben habe, ihre damals so interessante Unterhaltung fortzusetzen. Er begrüßt Oberst Skelton, der ihm an seinem ersten Tag auf Sankt Helena so viel Hoffnung gemacht habe, hier nicht nur Feinde und Bewacher anzutreffen, und er erkundigt sich nach der liebenswürdigen Mistreß Skelton, die er leider nur zu selten hier auf Longwood House habe empfangen können. Und schließlich begrüßt er Kapitän Hamilton, über den er aus dem Munde von Madame Bertrand schon so viel Lobendes gehört habe, daß er sich freue, einen so weitgereisten, welterfahrenen Mann nach der allzu flüchtigen Bekanntschaft im Hause von Mister Balcombe nun näher kennenzulernen.

Eine Wolke von Liebenswürdigkeiten. Bonaparte legt es von Anbeginn darauf an, eine vertraute, geradezu familiä-

re Atmosphäre zu schaffen.

Nachdem auch Las Cases, Montholon, Bertrand und Gourgaud die Engländer begrüßt haben, begibt man sich ins Haus, in den Gelben Salon. Saint-Denis und Noverraz stehen mit silbernen Tablett voll gefüllter Gläser bereit.

Eine feierliche Stimmung stellt sich augenblicklich ein, und den Getreuen kommt es fast so vor, als befände man sich wieder in den Tuileries.

Bonaparte bringt einen Toast auf die Ehre und die Unantastbarkeit der menschlichen Würde aus.

Ein leiser kritischer Unterton klingt da durch. Aber Oberst Wilks überhört ihn und erwidert den Trinkspruch, indem er seiner Hoffnung auf eine bessere Zukunft, auf einen Sieg der Vernunft und der Gerechtigkeit Ausdruck verleiht.

Bonaparte registriert seinerseits die gewissen Zwischentöne im Toast des Engländers, zeigt sich nach außen hin aber ebenfalls zufrieden. Für das ohnehin vorgesehene Wortgefecht hat er diesmal die Klinge der Höflichkeit und Bescheidenheit ausgewählt.

»Sie haben recht, lieber Wilks«, eröffnet er, nachdem man die Gläser abgestellt hat, die Salonschlacht, »von der Gerechtigkeit wird in Zukunft alles abhängen. Welches Unheil haben wir uns gegenseitig zugefügt! Und welches Heil hätten wir stiften können! Sie haben Amerika verloren, und Sie wollten weitere Verluste verhindern. Das ist verständlich. Aber wenn die Kinder groß werden, wollen sie auf eigenen Füßen stehen, das liegt nun einmal in der

Natur der Sache. Ich neidete England nicht seinen Reichtum und sein Wohlergehen, aber ich wollte, daß auch

Frankreich reich sei und gedeihe. Ich habe England nie seine Herrschaft zur See streitig gemacht, ich wollte nur, daß es zur See auch Frankreichs Flagge respektiert, so wie sie zu Lande von Rußland und Österreich geachtet wurde. Wenn Sie nach London kommen, so sagen Sie Ihren Mitbürgern, was Sie von mir gehört haben, Heber Oberst, vor allem aber, daß ich dem englischen Volk einen Beweis meiner Hochachtung geben wollte, als ich meinen Fuß auf die >Bellerophon< setzte.«

Mark Wilks, als langgeübter Diplomat, weiß einen Streich des Gegners jederzeit umzuwandeln in ein vermeintliches Kompliment. Er schätze sich glücklich, erwidert er, daß er das Ende seiner Amtsführung damit krönen könne, für einen so großen Mann wie Napoleon Bonaparte sein Wort in die Waagschale werfen zu dürfen.

Miß Laura aber, die dem verliebten Geflüster des armen Gourgaud nur mit halbem Ohr zuhört, ist die Erwiderung des Vaters viel zu lau.

»Verzeihung, Majestät«, sagt sie, mit einem unverkennbar spöttischen Unterton, »es ging Ihnen in Ihrer Politik nur um die Anerkennung der Gleichberechtigung der französischen Flagge? Ich bin sicher nur ein dummes Frauenzimmer, aber sagen Sie, weshalb zogen Sie dann mit Ihren Armeen nach Ägypten, nach Deutschland, Rußland, Spanien?«

Bonaparte, erfreut, nun doch einen Herausforderer gefunden zu haben, steckt seine Hand, wie es alle Welt kennt, in die weiße Uniformweste und setzt ein überaus charmantes Lächeln auf.

Las Cases ist gespannt, was der Kaiser antworten wird.

Ob er sich zu seiner Lieblingsidee bekennen wird, der Vereinigung aller europäischen Völker?

»Was für ein scharfsinniger Verstand in einem so hübschen Kopf«, sagt Bonaparte. »Mir scheint, Mademoiselle, Sie meinen da einen Widerspruch entdeckt zu haben. Aber überlegen Sie selbst! Was blieb mir anderes übrig in der Lage, in der ich mich befand? Ich hatte alle gegen mich. Frankreich, das fortgeschrittenste Land der Erde, stand allein. Was konnte ich tun? Ich konnte die Republik nur verteidigen, indem ich angriff. Selbst in Frankreich hätten es viele gern gesehen, wenn ich ein Washington geworden wäre. Ein Mann voll Mäßigung, Uneigennützigkeit und Weisheit. Aber wie wäre das möglich gewesen in einem solchen Europa? Ich konnte nur ein Washington mit Schwert und Krone sein. Will man mir daraus einen Vorwurf machen?«

Las Cases ist ein wenig enttäuscht, das Argument der Präventivverteidigung erscheint ihm, gemessen an der großen Idee von einem vereinten Europa, allzu klein.

Miß Laura Wilks hingegen ist einigermaßen verblüfft, eine solche Art von Logik, die Fortschritt und Expansion so unverblümt miteinander verknüpft, hatte sie nun doch nicht erwartet. Und obendrein den Namen Washingtons auszusprechen, des Siegers der Unabhängigkeitskriege, erscheint ihr als Britin einfach taktlos.

Ein mahnender Blick des Vaters hält sie jedoch zurück, ihrer Entrüstung Luft zu machen.

»Ich gebe mich geschlagen«, sagt sie, was aber doch ziemlich ironisch klingt. »Für die hohe Politik ist der weibliche Horizont leider zu klein.«

Damit wendet sie sich, nun scheinbar mit ganzer Aufmerksamkeit, dem nach einem zärtlichen Wort dürstenden General Gourgaud zu.

Bonaparte, fast bedauernd, daß das hübsche Gefecht schon zu Ende ist, widmet sich nun wieder dem scheidenden Gouverneur. Er erkundigt sich nach dessen Gesundheit. Man spricht über die Ärzte und die Hilflosigkeit ihrer so gepriesenen Künste.

Montholon und Bertrand unterhalten sich mit Oberst Skelton über die bevorstehende Abreise, über das leidige Klima auf der Insel, über die unter den Soldaten häufig auftretenden Fälle von Dysenterie und Gelbsucht.

Las Cases plaudert mit Kapitän Hamilton, erkundigt sich nach dessen Reisen, nach den gefürchteten Stürmen am Kap der Guten Hoffnung, von wo jener gerade zurückgekehrt ist.

General Gourgaud leidet unter den Spötteleien der schönen Miß Laura. Am liebsten würde er sie kurzerhand entführen, wenigstens in den Garten, um sich zum Abschied noch ein paar Küsse zu erobern, an die er dann voller Wehmut zurückdenken kann, wenn sie längst über den weiten Ozean segelt. »Ach, wenn ich doch mitreisen könnte«, sagt er seufzend, »ohne Sie, Mademoiselle, wird es für mich noch trostloser sein auf diesem öden Felsen.« Doch Miß Laura scheint ihn nicht ernst zu nehmen, sie neckt ihn mit der hübschen Jane Balcombe, die könne er ja jeden Tag besuchen, wenn er sich nach Trost sehne. Und um ihn noch mehr zu quälen, geht ihr Blick fortwährend zu Bonaparte hinüber, den sie, wenn sie ehrlich zu sich ist, mehr bewundert, als daß sie ihm grollt.

Pünktlich zur Diner-Zeit erscheinen Madame Bertrand, Madame de Montholon und der junge Las Cases. Albine de Montholon versteht es, sich sogleich in Szene zu setzen, sie entschuldigt sich für ihr gräßliches Aussehen, von dem natürlich, einmal abgesehen von ihrer durch die Schwangerschaft bedingten Blässe, nicht die Rede sein kann.

Zum Glück tritt nun Cipriani ein und meldet, daß die Tafel gedeckt sei.

Bonaparte bittet seine Gäste hinüber in den blauen Salon, wo, anders als sonst, nur einige wenige Kerzen angezündet sind.

»Ich muß mich entschuldigen«, sagt er, »für das schlechte Licht und das kümmerliche Mahl. Wir müssen leider sparen. Ich hätte Sie, wie Sie sich denken können, viel lieber in Paris empfangen, in einem Rahmen, der Ihrer würdig gewesen wäre. Allein, ich bin nicht mehr Herr meines Geschicks. Im übrigen, sollten Sie es irgendwo rascheln hören, hinter den Wänden oder unter dem Fußboden, so bitte ich Sie, sich nicht weiter zu beunruhigen, das sind nur die Ratten.«

Miß Laura Wilks stößt einen leisen Schrei aus. Gourgaud versucht sie sofort zu trösten, er sei ja bei ihr.

Madame de Montholon erlaubt sich zu bemerken, daß sie jede Nacht unter diesen possierlichen Tierchen zu leiden habe.

Kapitän Hamilton schmunzelt amüsiert, diese Franzosen, zum Teufel, verstehen ihr Geschäft.

Oberst Skelton freilich, als früherer Bewohner von Longwood House, kann nicht umhin, einzugestehen, daß

er zu seiner Zeit mit den Ratten auch nie ganz fertig geworden sei.

Und Oberst Wilks, um das Thema zu beenden, gibt Bonaparte sein Wort, daß er in London über die hiesigen Bedingungen berichten werde.

»Ich kann Sie nicht daran hindern, Oberst«, sagt Bonaparte. »Aber es soll keineswegs so aussehen, als würde ich mich beklagen. Ich weiß mein Schicksal durchaus zu tragen. Ich bin Soldat. Und Luxus war mir immer fremd.«

Miß Laura Wilks – so groß war ihr Schreck offenbar nicht – antwortet auf so viel Bescheidenheit und Heroismus mit einem spöttischen Lächeln.

»Eure Majestät verdienen wirklich alle Bewunderung. Es gibt wohl keinen Herrscher oder Fürsten, der imstande wäre, Euch das nachzumachen.«

Bonaparte weiß sich zu revanchieren für so ein freimütiges Kompliment, er gibt ihr die Ehre, den Platz zu seiner Rechten einzunehmen.

Ihren Vater, Oberst Skelton und Kapitän Hamilton bittet er, ebenfalls auf der rechten Seite der Tafel Platz zu nehmen. Zu seiner Linken bestimmt er Madame de Montholon mit ihrem Mann, den Großmarschall mit seiner Gattin, Las Cases mit seinem Sohn, und ans Ende der Tafel, auf die Seite der Gäste, verbannt er General Gourgaud, so daß es diesem unmöglich ist, der hübschen Miß Laura länger schmachtende Blick zuzuwerfen.

Nachdem auf diese Weise die Fronten geklärt sind, können die Diener beginnen, das Essen aufzutragen und den Wein einzuschenken, vom leichten Roten oder vom leichten Weißen, ganz nach Wunsch der Gäste. Tee allerdings,

nach englischer Sitte, gibt es nicht. Bonaparte bittet, das zu entschuldigen, aber wenn man schon nicht in Paris dinieren könne, so wolle er seinen Gästen wenigstens das Gefühl geben, in einem französischen Haus zu Gast zu sein.

Der Köder ist ausgelegt, und Miß Laura schnappt sofort danach und eröffnet ihr ersehntes Kreuzverhör.

»Sicher vermissen Sie Paris sehr, Majestät. Aber was würden Sie tun, wenn Sie noch einmal zurückkehren dürften nach Frankreich?«

»Ich würde mir ein Zimmer mieten in Paris, Mademoiselle, für zwanzig Francs. Ich würde ins Theater gehen, in die Bibliotheken, in die Cafes. Ich würde das Leben genießen.«

»Und keine Politik mehr?«

»Man kann dieselbe Sache nicht zweimal tun in einem Jahrhundert. Beim zweiten Mal wird aus dem Schauspiel unweigerlich eine Farce.«

»Sie haben also resigniert?«

»Resigniert? Fragen Sie meine Offiziere, ob ich resigniert habe!«

Und Montholon gibt sogleich bereitwillig Auskunft:

»Seine Majestät arbeitet jeden Tag. An seinen Memoiren!«

»Heitere Gelassenheit aus höherer Distanz!« erklärt Las Cases quer über den Tisch. »Das macht den Philosophen, Mademoiselle!«

»Und abends«, fügt Montholon hinzu, »spielen wir Schach und lesen die Klassiker.«

»Gestern zum Beispiel«, ergänzt Las Cases, »las uns der

Kaiser Racines >Mithridate< vor.«

»Ein schlechtes Beispiel, lieber Las Cases«, schaltet sich Bonaparte ein. »Als Erzählung ist das gewiß ganz hübsch, aber militärisch gesehen, ist es der reine Unsinn.«

»Und dennoch haben wir uns keineswegs gelangweilt«, versichert Montholon.

»Der Kaiser liest vorzüglich!« beteuert Las Cases.

»Sie sehen, Mademoiselle«, reißt Bonaparte das Gespräch nun wieder an sich, »wir sind hier eine große glückliche Familie. Was Europa wohl kaum von sich behaupten kann. Die Brüderlichkeit, von der man allerorts nur träumt und redet, hier ist sie Wirklichkeit geworden.«

Ein erstaunlicher Vergleich, findet Miß Laura Wilks.

»Und Sie haben niemals an Flucht gedacht in all den Monaten hier auf Sankt Helena?«

»Flucht?« Bonaparte lächelt amüsiert. »Warum sollte ich fliehen, Mademoiselle? Mein Werk noch einmal beginnen zu wollen hieße behaupten, ich hätte nichts vollbracht. Sie werden sehen, sobald ich tot bin, wird überall, selbst in England, ein Umschwung zu meinen Gunsten eintreten. Und das wird die schönste Erbschaft sein für meinen Sohn.«

»Sie meinen also, Ihr Sohn wird die Bourbonen einmal stürzen?«

»Nicht er, Mademoiselle, die Franzosen! In Frankreich sind große Dinge nur zu vollbringen, wenn man sich auf die Massen stützt.«

Nun aber kann Kapitän Hamilton nicht länger mehr an sich halten.

»Auf die Massen?« fragt er. »Ist das Ihr Ernst, General?

Sind Sie am Ende vielleicht Jakobiner geworden?»

»Aber lieber Kapitän, sich auf die Massen stützen heißt nicht sich mit ihnen verbrüdern!«

Eine Pointe, die beiderseits der Tafel Heiterkeit auslöst, bei allen mit Ausnahme von Gourgaud und Miß Laura. Und letztere will Bonaparte nicht mit einem Witz davonkommen lassen.

»Wenn Sie den Massen eine so große Bedeutung beimessen, dann würde ich gern wissen, welche Staatsform Ihrer Meinung nach die der Zukunft sein wird.«

»Aber das ist doch keine Frage, Mademoiselle. Die Republik natürlich. Und die beste Republik ist das Kaiserreich.«

Erneute Heiterkeit. Aber die junge Engländerin gibt sich so schnell nicht geschlagen.

»Dann wird es also einen Napoleon den Zweiten geben?«

»Ich bin ganz sicher. Mein Schicksal wird ihn auf den Thron setzen.«

»Und welche Ratschläge würden Sie Ihrem Sohn mit auf den Weg geben?«

»Zuallererst: Geschichte studieren. Und dann die großen Feldherren lesen.«

»Und welche Feldherren würden Sie ihm empfehlen?«

»Nur einen. Alexander den Großen.«

»Und Friedrich von Preußen?« erkundigt sich Skelton.
»Ich hörte, Sie hätten von ihm manches gelernt?«

»Zugegeben, Friedrich war kühn und konnte manövrieren. Aber von der Artillerie verstand er nichts.«

»Eine andere Frage«, setzt Skelton fort, »Sie haben über fünfzig Schlachten geschlagen. Welche war Ihre schön-

ste?«

Eine so willkommene Frage, da legt Bonaparte erst einmal das Besteck beiseite.

»Die Schönheit einer Schlacht, lieber Oberst, bestimmt allein das Resultat. Marengo gab mir Italien. Ulm rief ein ganzes Heer auf. Jena lieferte mir Preußen aus. Friedland war der Schlüssel zum russischen Reich. Und Eggmühl entschied einen ganzen Krieg. Sie sehen, lieber Skelton, die Wahl fällt mir schwer.«

»Und wer war Ihr größter Feind?« will Kapitän Hamilton wissen, gespannt, ob der große Artillerist wohl eingestehen wird, daß dies die englische Flotte war.

Aber Bonaparte lächelt, er ahnt, was der Kapitän gern hören möchte.

»Ich weiß nicht, wessen ärgster Feind ich war, lieber Captain. Ich jedenfalls hegte niemals Feindschaft. Dazu fehlte mir der Haß.«

»Und die Bourbonen?« hakt die unerbittliche Miß Laura sofort ein. »Immerhin wurden Sie zweimal von ihnen verbannt.« Aber sie verbessert sich schnell. »Ich meine natürlich: abgelöst.«

Bonaparte schmunzelt über den eklatanten Schnitzer seiner Kontrahentin, die vor Schreck ganz rot geworden ist.

»Es tut mir leid, Mademoiselle, das eine ist so falsch wie das andere. Die Bourbonen haben sich eines verwaisten Throns bemächtigt. Und das ist wahrhaftig keine Leistung, mit der man sich vor der Geschichte rühmen könnte. Und trotzdem, ich habe die Bourbonen nie gehaßt, obwohl sie im Unrecht waren und es noch immer sind. Denn sie begehen immer neues Unrecht! Sie richten meine besten

Leute hin. Erst General Labedoyere. Dann Ney und Murat. Zu dergleichen habe ich meine Macht niemals mißbraucht. Ich habe die Anhänger der Bourbonen weder verfolgen noch erschießen lassen. Im Gegenteil. Ich war bemüht, den adligen Familien ihr einst so glänzendes Ansehen wiederzuverschaffen. Ich bedaure den König. Und ich prophezeie, er wird sich nur so lange auf dem Thron halten, solange er die Alliierten im Lande hat.«

»Und dann?« fragt Miß Laura. »Was wird dann geschehen? Abermals Krieg?«

»Der Gedanke scheint Sie zu erschrecken, Mademoiselle. Warum? Jeder große Friede ist das Ergebnis eines großen Krieges. Und was brauchte Europa wohl dringender als einen großen Frieden?«

Das verschlägt der so beredten Miß Wilks nun doch die Sprache. Krieg führen, um zum Frieden zu gelangen? Sie weiß nicht, ob sie diesen Mann mit seiner irrwitzigen und selbstherrlichen Logik mehr bewundern oder mehr fürchten soll.

Bonaparte blickt triumphierend in die Runde. Eine verlegene Stille ist eingetreten, fast alle haben aufgehört zu essen, als wäre ihnen etwas auf den Magen geschlagen. Nur Bertrand und Gourgaud essen weiter, aber dabei mit so verbissener Miene auf ihre Teller starrend, daß es jedem am Tisch wie Protest, wie Rebellion vorkommen muß. Und da ballt Bonaparte plötzlich die Hände.

Aber Las Cases rettet die Situation.

»In der Tat, Sire«, sagt er, »wonach sollten die Völker Europas sich mehr sehnen als nach einem großen Frieden? Aber wer könnte ihn bringen?«

Bonaparte sieht Las Cases an und entschließt sich, zu lächeln und ebenfalls weiterzuessen.

»Nur ein Mann mit Tatkraft und Genie, lieber Graf. Aber ich sehe keinen, in ganz Europa nicht.«

Eine spürbare Erleichterung geht durch die Runde.

»Und hier?« fragt Kapitän Hamilton, nun wieder schmunzelnd. »Sehen Sie ihn hier, auf Sankt Helena?«

Bonaparte lacht.

»Sie wollen mich doch wohl nicht in Verlegenheit bringen, lieber Captain?«

»Ich bitte um Entschuldigung«, erwidert Hamilton trocken, »ich weiß natürlich, daß man Napoleon Bonaparte niemals in Verlegenheit bringen kann. Aber eine andere Frage. Es heißt, Ihr größter Wunsch sei es gewesen, England zu erobern.«

Bonaparte lacht erneut.

»Das ist eine üble Verleumdung, lieber Hamilton. Ich weiß, Lord Castlereagh wird es nicht müde, mir solche Ungeheuerlichkeiten anzudichten, nur um meinen guten Namen zu besudeln.«

»Aber lieber Bonaparte«, meint der Kapitän, »ich glaube, jetzt übertreiben Sie.«

Lieber Bonaparte? Bei den Worten zuckt Bonaparte unmerklich zusammen. Er fragt sich, ob dieser Hamilton toll geworden ist.

Oberst Mark Wilks versucht sofort, den Fauxpas des Kapitäns wieder auszubügeln.

»Sie wissen doch sehr gut«, sagt er, »daß Sie noch immer ein populärer Mann sind. Ich sage nur Plymouth, Majestät. Und selbst hier auf diesem Eiland strahlt jeder Knirps über

alle Backen, wenn er nur einen Blick vom großen Napoleon erhaschen kann. Sie sehen daran, daß Ihr Name noch immer ungetrübt leuchtet wie in Ihren großen Tagen.«

»Gewiß, verehrter Oberst, und das ist auch kein Kunststück, in einem Jahrhundert, in dem sich nur Stümper die Herrschaft über ihre Völker anmaßen. Ich allein, zum ersten Mal in der Geschichte, habe meine Krone aus den Millionen Händen meines Volkes empfangen. Das Plebiszit konnte nur einer wagen wie ich. Neunundneunzig Komma neun Prozent aller Stimmen waren für mich. Ein überwältigenderes Vertrauen eines Volkes für seinen Herrscher hat es nie gegeben. Und ich gestehe, ich war überwältigt.«

»Und wie erklären Sie sich dieses erstaunliche Phänomen?« fragt Miß Laura Wilks.

»Es ist ganz einfach, Mademoiselle. Ich bin ein Mann aus dem Volk. Jeder Soldat, jeder Bauer, jeder Arbeiter wußte, ich bin einer wie er. Und außerdem kenne ich meine Franzosen. Sie besitzen zwei große Leidenschaften: die Liebe zur Gleichheit und die Liebe zur Auszeichnung. Diesen Bedürfnissen muß eine Regierung entsprechen, wenn sie in Frankreich bestehen will. Freie Bahn dem Tüchtigen! Das war meine Devise. Jeder Soldat konnte Offizier werden. Jeder Offizier konnte Marschall, Baron oder Graf werden. Das war meine Revolution, Mademoiselle!«

Es scheint ihm, als habe er damit alle Neugier hinreichend befriedigt. Er erhebt sich. Das Diner ist beendet.

Ringsum erstaunte Blicke, vor allem bei den Gästen. Hat man Seine Majestät verstimmt?

Oberst Mark Wilks erhebt sich nun ebenfalls. Es sei

höchste Zeit, sagt er. Jeder von ihnen habe zu Hause noch einiges zu regeln, und man wolle den Gattinnen beim Pakken ein wenig zur Hand gehen.

Cipriani erhält einen Wink, er möge den Wagen vorfahren lassen.

Bonaparte wünscht den Scheidenden eine gute Reise und glücklichere Tage im schönen Europa.

Doch dann, als er Miß Lauras Hand in der seinen hält und ihr in die Augen blickt, befällt ihn plötzlich eine Verwirrung, eine Erregung, so unvermittelt, wie er sie seit Ewigkeiten nicht mehr erlebt hat. Diese betörenden dunklen Augen, denkt er, dieses junge, zarte, unschuldige Geschöpf, das alle die Rosenknospe nennen, warum ist es ihm nicht früher begegnet? Am liebsten möchte er diese Hand nie mehr loslassen.

Aber der Moment ist rasch vorüber.

»Aldann«, sagt er, wieder kalt und bissig, zu Wilks und Skelton, »richten Sie Ihrer Regierung aus, daß ich nur einen Wunsch hätte; die Freiheit oder den Tod. Im übrigen würde mich die Gerechtigkeit Gottes rächen.«

Damit läßt er alle stehen und verläßt den Salon.

Ein Abgang, der ihn schon wenig später ärgert. Verriet er doch, wie sehr er in Wahrheit mit seinem Schicksal hadert, wie angestrengt er bemüht ist, eine Rolle durchzuhalten, an die er längst selbst nicht mehr glaubt. Der ganze Abend erscheint ihm auf einmal töricht und lächerlich. Er hat ein glänzendes Gefecht geliefert, und doch war es nur ein Schauspiel hinter geschlossenem Vorhang.

Haben das auch Gourgaud und Bertrand so empfunden? War es am Ende Mitleid, weshalb sie geschwiegen haben?

Aber wie hätte er sich anders verhalten sollen? Er weiß es nicht. Er weiß es nicht, und er fragt sich, ob er beginnt, sein eigener Gefangener zu werden. Ein erschreckender Gedanke. Denn nichts fürchtet er mehr, als einmal als komische Figur zu enden.

3

In den nächsten Tagen ist Bonaparte voller Schwermut und Übellaunigkeit. Mal bekommt sie der eine, mal der andere zu spüren, am häufigsten aber Las Cases, der dem Kaiser wie stets gern zu Diensten sein möchte. Doch Bonaparte zeigt sich weder zum Arbeiten noch zum Spaziergehen aufgelegt. Die meiste Zeit hütet er das Zimmer. Wünscht niemanden zu sehen, niemanden zu empfangen, er fühle sich nicht wohl, sagt er. Eine sonderbare Veränderung, die keinem entgeht. »Wahrscheinlich das Klima«, sagt Montholon. Aber Las Cases muß immer wieder an den eigentümlichen Tonfall denken, den er vor Tagen am Kaiser bemerkt hat, und ihm scheint, es hängt, wenn überhaupt mit einem äußeren Anlaß, dann nicht mit dem Klima, sondern mit dem Eintreffen des neuen Gouverneurs zusammen.

Als Sir Hudson Löwe nach Longwood House kommt, meint Las Cases seine Vermutung bestätigt zu sehen. Der Kaiser läßt durch Montholon erklären, daß er sich außerstande sehe, den Gouverneur zu empfangen. Ist er wirklich leidend? Las Cases hält es eher für eine neue Kampfansage des Kaisers, er spielt den Kranken, um eine Verbesse-

rung seiner Lage zu erwirken oder auch nur um in Ruhe gelassen zu werden. Sir Hudson Löwe zeigt sich jedoch unerwartet verständnisvoll und versichert, er wünsche mit allen auf Longwood House in bestem Einvernehmen zu leben, er werde alles liefern, dessen General Buonaparte und die Herren seiner Begleitung bedürften. Er spricht sogar die Einladung aus, ihn recht bald in Plantation House zu besuchen, damit man sich näher kennenlerne. Ein scheinheiliges Manöver oder das aufrichtige Bemühen um gute Beziehungen? Las Cases, Gourgaud und Montholon verhalten sich reserviert, aber wohl mehr aus Vorsicht untereinander, im Beisein der anderen will man nicht allzu entgegenkommend wirken.

Den Höflichkeitsbesuch beim Gouverneur aber absolvieren sie alle. Und Las Cases ist der erste, der sich nach Plantation House begibt. Schon am nächsten Tag.

Der elegante zweistöckige Bau, in dem der Gouverneur residiert, liegt jenseits des Sankt-James-Tals, auf der anderen Seite der Insel, im sogenannten Herzbrechenden Tal, das, verglichen mit der kargen Ebene von Longwood, eine grünende, gegen alle Winde geschützte liebliche Oase ist. Große gepflegte Gärten, bestellte Felder, leicht hügelige Wiesen mit weidenden Kühen, und das alles aufgelockert und umgeben bis zu den Berghängen hinauf mit Sträuchern und Bäumen aus allen Gegenden der Erde. Ein paradiesisches Gefilde, denkt Las Cases, um wieviel zufriedener wäre der Kaiser hier, und vielleicht hat Montholon doch recht, wenn er den Trübsinn des Kaisers dem rauhen, zermürenden Klima von Longwood zuschreibt.

Aber Residenz ist Residenz, die steht dem Gouverneur

zu, und schließlich ist Longwood House nicht Lowes Entscheidung, er führt nur fort, was er vorgefunden hat. Las Cases ist bemüht, unvoreingenommen zu sein. Vielleicht, sagt er sich, ist der rothaarige General mit den angeblichen Hyänenaugen doch besser, als der Kaiser ihn zu sehen gewillt ist.

Sein Besuch bei den Lowes währt fast zwei Stunden. Er lernt die Gouverneurin kennen und ihre beiden Töchter, die sie dem General mit in die Ehe gebracht hat. Löwe hat erst vor ein paar Monaten, kurz vor seiner Abreise, geheiratet, um, wie er sagt, eine Frau zu haben, die ihm hilft, in der Kolonie die Honneurs zu machen. Las Cases ist erstaunt über die Offenherzigkeit, mit der der General seine Familienverhältnisse vor ihm ausbreitet. Doch er bleibt abwartend, die ungewöhnliche Liebenswürdigkeit des Hausherrn macht ihn vorsichtig, immerhin war dieser Mann einmal Polizei- und Spionagechef. Löwe hingegen, als bemerke er die Zurückhaltung seines Gastes nicht, geht unverhohlen zur Schmeichelei über. »Eigentlich«, meint er scherzhaft, »sind wir alte Bekannte, verehrter Graf. Freilich ohne daß Sie davon wußten. Aber ich kenne Sie schon seit einigen Jahren durch Ihren berühmten >Atlas de Lesage<, und ich bin glücklich, seinen Verfasser nun persönlich kennenzulernen. Ihr Werk hat mir viele angenehme Stunden bereitet. Und auch General Blücher war des Lobes voll, als ich vor einem Jahr in seinem Hauptquartier weilte. Wir sind damals einige Male Ihre Beschreibung der Schlacht von Jena durchgegangen. Vor allem aber habe ich Ihre stets liberale Ausdrucksweise bewundert, Ihren Geist der Mäßigung und Unparteilichkeit, mit dem Sie

England behandelt haben. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß das nicht zuletzt auch auf Ihre Zeit als Emigrant zurückzuführen ist?« Las Cases fühlt sich durch das reichliche Lob durchaus geschmeichelt, aber was soll die Anspielung auf seine Emigration bezwecken? Sieht der General in ihm etwa einen heimlichen Anhänger der Bourbonen? Sucht er am Ende gar einen Spitzel, der ihn über alles, was in Longwood House geschieht und gesprochen wird, informiert? Las Cases fühlt sich nicht wohl in seiner Haut und flüchtet sich in unverbindliche Höflichkeiten. Als sich Löwe schließlich nach der Gesundheit des Generals Buonaparte erkundigt, weiß sich Las Cases keinen anderen Rat, als darauf hinzuweisen, daß es für ihn keinen General dieses Namens gebe. Eine zwangsläufig unfreundliche Erwiderung, die alles andere als eine Antwort ist. Aber was soll er sagen, ohne dem Kaiser zu schaden? Weiß er doch selbst nicht genau, wie es dem Kaiser im Moment geht. Aber Sir Hudson Löwe läßt es ihm durchgehen, und er erkundigt sich nach den familiären Verhältnissen seines Gastes, ob Las Cases eigentlich verheiratet sei und welche Zukunftspläne er für seinen Sohn Emmanuel habe.

Las Cases ist wie erlöst, als er Plantation House wieder verläßt. Sein Urteil aber über den neuen Gouverneur ist unentschiedener als zuvor. Vielleicht hat der Kaiser recht, daß er in diesem Mann einen gerissenen Schurken wittert, gegen den Cockburn ein wahrer Gentleman war. Vielleicht aber auch ist er, Las Cases, das Opfer der Beeinflussung durch den Kaiser, der in jedem Rotrock seinen Todfeind sieht. Noch nie ist ihm so schmerzlich bewußt geworden,

wie sehr er in diesem Dreivierteljahr die eigene Urteilkraft eingebüßt hat. »Der liberale Geist der Mäßigung und Unparteilichkeit«, Wie Löwe es nannte, er hat ihn in der Tat einmal besessen. Doch jetzt?

Als er in Longwood House ankommt, teilt ihm Montholon, kaum daß er über die Schwelle ist, mit, daß ihn der Kaiser sofort zu sprechen wünsche. Also Rapport, denkt Las Cases, und er hat das ungute Gefühl, er werde Seiner Majestät nicht genug Scheußlichkeiten über den Gouverneur berichten können.

Die Luft im Arbeitskabinett ist gewittrig, Las Cases spürt es sofort. Der Kaiser ist zwar in Morgenmantel und Pantoffeln, aber er wirkt keineswegs leidend. Und schon die erste Frage klingt gereizt.

»Sie waren beim Gouverneur?«

»Ja, Sire.«

»Fühlt sich der Sbirre wohl in Plantation House?«

»Ich glaube schon, Sire.«

»Und seine Frau? Ist sie hübsch, oder ist sie klug?«

Las Cases lächelt.

»Ich würde sagen: attraktiv, Majestät. Und mir scheint, sie hat etwas von einer Komödiantin.«

»Also ein falsches Luder.«

»Sagen wir: eine lebenswürdige Lady, Sire.«

»Das richtige Gespann, um England alle Ehre zu machen. Hat der Sbirre versucht, Sie auszuhorchen?«

»Nein, Sire. Es wäre ihm auch nicht gelungen.«

»Was hat er gefragt? Was wollte er über mich wissen?«

»Er hat sich nur nach Ihrer Gesundheit erkundigt.«

»Und was haben Sie geantwortet?«

»Daß Sie sich an jedem anderen Ort der Welt wohler fühlen würden als hier in dieser Kraterlandschaft.«

»Sonst interessierte ihn nichts? Zum Beispiel mein Lesegeschmack?«

Las Cases ist etwas verblüfft über die Frage.

»Ihr Lesegeschmack, Sire?«

»Hier. Das geruhte der Herr Gouverneur mir heute zu schicken.«

Bonaparte nimmt zwei Bücher vom Tisch und reicht sie Las Cases.

» >Die Gesandtschaft nach Warschau< «, liest Las Cases, »von Abbe de Pradt...«

»Eine Schmähschrift gegen mich! Und das hier: >Sammlung der Proklamationen und aller offiziellen Schriftstücke, die Napoleon als General, Erster Konsul und Kaiser erlassen hat<. Wie aufmerksam vom Herrn Gouverneur, nicht wahr? Nur stammt das Machwerk ausgerechnet von Goldsmith, einem der übelsten Pamphletisten, die England je hervorgebracht hat. Und das Wichtigste, nämlich meine Bulletins, fehlt darin. In der Tat, der Sbirre versteht sich auf Niederträchtigkeiten! Aber er soll sehen, daß ich seine Geschenke zu würdigen weiß. Bei seinem nächsten Besuch werde ich ihm daraus vorlesen. Aus meinen Proklamationen, die ganz Europa revolutioniert haben. Die ich verfaßt habe, um eine neue Ordnung, eine neue Welt zu schaffen! Ich bin gespannt, was er sagen wird, wenn ich ihn frage, ob es ihn glücklich macht, sich als Werkzeug für das größte Verbrechen der Weltgeschichte herzugeben.«

Las Cases stellt befriedigt fest, daß Seine Majestät wieder wohlauf ist. Es wird wieder aus allen Rohren gefeuert, und

er, Las Cases, hat neuen Stoff für sein Tagebuch.

Doch schon am nächsten Morgen ist die Stimmung erneut umgeschlagen. Bonaparte verzichtet darauf, sich anzukleiden. Er frühstückt allein. Danach schließt er sich ein und ist den ganzen Tag über nicht zu sehen. Er liest in seinen Proklamationen und blättert verschiedene Atlanten durch. Er klingelt nur einmal nach Marchand und verlangt ein Glas Wein.

Am Abend endlich geht er in den Garten und spaziert mit Las Cases, den er hat rufen lassen, ein wenig auf und ab.

»Persien«, sagt er nach einer Weile, »Persien wäre ein günstiger Stützpunkt gewesen. Von dort aus hätte ich Rußland in Schach halten und Indien bedrohen können. Ich habe immer gute Beziehungen zu Persien unterhalten und hoffte es wie die Türkei mir näher zu bringen. Man hätte meinen sollen, daß diese Dummköpfe ihren Vorteil besser erkennen würden, aber die einen wie die anderen sind meinen Händen entschlüpft, und das gerade im entscheidenden Augenblick. Ich hatte alles wohl bedacht. Aber das englische Gold war stärker als alle meine Kombinationen. Für ein paar Guineen haben die ungetreuen Minister das Dasein ihres Landes in Frage gestellt. Aber was kann man von einem Lande, das von Haremskönigen regiert wird, anderes erwarten.«

Die Unterhaltung, recht monologisch, zieht sich hin mit Haremsaneddoten und Erinnerungen an den persischen Gesandten Asker Khan. Las Cases übt sich in Geduld. Er würde viel lieber hören, weshalb der Kaiser sich in all den Tagen derart abkapselt, weshalb er so niedergeschlagen ist und wann er die Arbeit an den Memoiren wiederauf-

nimmt. Aber Bonaparte verliert kaum ein Wort darüber. Nur ganz kurz, wie nebenher, gibt er Las Cases zu verstehen, daß ihm die Ruhe wohltue.

Las Cases versteht es nicht recht. Was meint der Kaiser mit Ruhe? Das klingt fast, als habe er in dem halben Jahr auf Sankt Helena ein turbulentes, kräftezehrendes Leben geführt. Oder soll Ruhe ein anderes Wort sein für Resignation, für Abschiednehmen? Abschied von aller Hoffnung?

Als sich Sir Hudson Löwe einige Tage später erneut in Longwood House einstellt, empfängt ihn Bonaparte bereitwillig. Er beschwert sich, daß Sankt Helena für ihn zu klein sei, er sei es gewohnt, täglich zehn bis zwanzig Meilen zu reiten, das Klima bekomme ihm nicht, ihm fehle die französische Sonne, ihn plage tödliche Langeweile, seine Lage sei unhaltbar, im übrigen verlange er nichts, nur bitte er, der englischen Regierung seine Gefühle und Stimmungen zu berichten; wenn er hier noch länger bleiben müsse, dann würde er den Tod als eine Wohltat ansehen, denn hier sterbe er täglich dreimal. Eine lange Rede, aber ungewohnt leise, ohne jede Erregung vorgetragen, als fehlte ihm für Gemütsaufwallungen die Kraft. Hudson Löwe drückt sein Bedauern aus und erklärt, daß ihm die Hände gebunden seien. Er könne aber versichern, daß Möbel und ein Holzhaus für General Buonaparte unterwegs seien, die ihm sicherlich mehr Bequemlichkeiten verschaffen werden. Er brauche kein Holzhaus und keine Möbel, entgegnet Bonaparte, auch wenn er einen Thron besessen und Kronen verteilt habe, sei er immer Soldat geblieben, ihm genüge sein Feldbett.

»Welch ein unheilschwangeres Gesicht!« sagt er zu Las

Cases, nachdem Löwe gegangen ist. »In meinem ganzen Leben bin ich nicht auf solch eine Physiognomie gestoßen. Ich könnte meinen Kaffee nicht zu mir nehmen, wenn er dabei säße. Ich hätte Angst, er könnte ihn vergiftet haben. Zum Glück habe ich Cipriani und Montholon, die alles prüfen, was man uns liefert.«

Las Cases weiß nicht, was er darauf sagen soll. Glaubt der Kaiser wirklich, man könnte ihn vergiften wollen? Bisher hat er alle derartigen Äußerungen für bewußte Unterstellungen gehalten, für Ausbrüche des Zorns, die das jeweilige Gegenüber verletzen sollten. Doch diesmal, im ruhigen Gespräch, gewissermaßen unter vier Augen, klingt es ihm zum ersten Mal wie die vertrauliche Mitteilung einer langgehegten ernsthaften Befürchtung. Aber was könnte England daran gelegen sein, einen abgedankten Kaiser, der einsam, ohne einen einzigen Soldaten und aufs schärfste bewacht auf einer fernen Insel sitzt, zu beseitigen auf eine Weise, die in Europa, zumindest in Frankreich, unweigerlich zu Empörung und neuem Aufruhr führen würde, und das zu einer Zeit, da sich die Lage gerade zu beruhigen beginnt? So viel Torheit einer Regierung kann sich Las Cases nicht vorstellen. Daß es der Kaiser aber offensichtlich kann, dafür gibt es nur eine Erklärung: Er ist das Opfer eines Wahns. Oder ist es die Zuflucht zu einem Muster, das ihm erlaubt, alle Widrigkeiten um ihn herum zu ertragen?

Ungeheuerliche Gedanken. Las Cases weiß, er wird sie weder aussprechen noch niederschreiben können. Es wäre Hochverrat. Schlimmer noch, es wäre die Beschreibung einer Krankheit. Und er würde damit sich selbst und alles,

was er über die Genialität Seiner Majestät bisher geschrieben hat, in Frage stellen. Es kann, es darf nur eine Erklärung geben: das unglückliche Schicksal, die Insel, das Klima und ein böartiger Gouverneur. Welcher Mensch würde da nicht in Schwermut versinken?

Schwermut, Niedergeschlagenheit, Unlust. Kein Diktat. Keine Ausritte. Keine Spaziergänge. Bonaparte hütet das Zimmer. Auch an den folgenden Tagen. Gelegentlich läßt er sich ein Glas Constanzia Kapwein bringen, von Marchand oder Montholon, um die Lebensgeister aufzuwecken.

Aber das bewährte Hausmittel hilft nicht. Er fühlt sich matt und müde und kann doch nicht schlafen. Er verspürt Kopfschmerzen und glaubt Fieber zu haben. Er versucht aufzustehen, aber die Beine versagen ihm den Dienst. Er läßt mal den einen, mal den anderen zu sich kommen. Er klagt und spricht sonderbar schleppend. Las Cases stellt eine auffallende Veränderung der Gesichtszüge fest. Er schreibt es der Stubenhockerei, dem Mangel an frischer Luft zu. Es könnte freilich auch eine andere Ursache haben. Und er rät, Doktor O'Meara oder einen anderen Arzt hinzuzuziehen. Aber Bonaparte will nichts davon wissen.

Las Cases, Montholon, Bertrand und Gourgaud sind besorgt. Aber was kann man gegen den Willen Seiner Majestät tun? Zu allem Überfluß berichtet Montholon von einer nächtlichen Beobachtung. Er habe ein Gespenst gesehen, eine verdächtige Gestalt, die um das Haus geschlichen sei. Leider habe er die Erscheinung nicht erkennen können. Er frage sich, ob man den Kaiser davon unterrichten solle. Irgend etwas müsse es ja zu bedeuten haben. Gourgaud lacht ihn aus. Er möge, zumal jetzt, den Kaiser mit sol-

chem Unsinn um Himmels willen verschonen.

Am anderen Tag erscheint der Gouverneur. Er wittert hinter der Krankheit eine listige Komödie. Ein Ablenkungsmanöver womöglich. Ist sein Gefangener überhaupt noch da? Er verlangt, sich ab sofort jeden Tag persönlich von der Anwesenheit General Buonapartes überzeugen zu können. »Niemals!« lautet die wütende Antwort. Und Gourgaud und Montholon versichern Seiner Majestät, daß sie, notfalls unter Einsatz ihres Lebens, verhindern würden, daß der Gouverneur bei ihm eindringt. Bonaparte lobt seine tapferen Generäle. »Man will es auf einen Kampf ankommen lassen«, murmelt er, »man will eine Katastrophe herbeiführen, ich bin auf alles gefaßt. Sie werden mich töten, das ist gewiß...«

Zum Erstaunen seiner Umgebung befiehlt er am Nachmittag desselben Tages nun doch O'Meara zu sich. Wenn der Kaiser, der so wenig von der Kunst der Ärzte hält, sich dazu entschließt, muß es wirklich schlecht um ihn stehen. Oder geschieht es aus taktischen Erwägungen heraus, hofft er. sich den Gouverneur vom Halse zu halten, indem er den Doktor zu sich läßt, der dann jederzeit bezeugen kann, daß sich der hohe Gefangene noch immer in Longwood House befindet?

Das Gespräch mit O'Meara dauert über eine Stunde. Anschließend eröffnet Bonaparte den Getreuen, daß der Doktor ihm alle Fragen befriedigend beantwortet habe, er habe ihm versichert, daß er dem Gouverneur keine Rapporte machen werde, somit sei O'Meara vom heutigen Tage an der Arzt seines Vertrauens.

Las Cases und die Offiziere atmen erleichtert auf. Und

fast will es ihnen scheinen, als wirke der Kaiser schon ein wenig erholt, wieder etwas zuversichtlicher. Hat er am Ende ein neues Spiel gefunden, mit dem er dem Gouverneur fortan beweisen kann, wer hier die Regeln bestimmt?

Man verbringt den Abend gemeinsam. Bonaparte läßt sich unterhalten. Man spielt sogar Karten, und der Kaiser mogelt mal wieder ein bißchen. Das sicherste Zeichen, daß er bei guter Laune ist.

In der Nacht jedoch ereignet sich eine merkwürdige Begebenheit. Gourgaud, durch ein Geräusch geweckt, erblickt vor seinem Fenster eine Gestalt. Er denkt sofort an Montholons Gespenst. Er springt aus dem Bett und sieht, daß es einer der Posten ist. Was soll diese Zudringlichkeit? Gourgaud wirft den Mantel über und will hinauseilen, aber auch vor seiner Tür steht ein Posten. »Stehen wir unter Hausarrest?« schreit er. Der Soldat, etwas erschrocken, nimmt Haltung an. »It's only a safety measure, Sir!« sagt er, fast entschuldigend, und gibt den Weg frei. Gourgaud macht kehrt und knallt hinter sich die Tür zu. »Eine Sicherheitsmaßnahme«, murmelt er wütend. Was soll das? Vor wem glaubt man sie denn schützen zu müssen? Er begibt sich wieder zu Bett. Aber er kann lange nicht einschlafen.

Am Morgen dann klärt sich alles auf. Montholon gesteht, daß er, aus Sorge um das Leben Seiner Majestät, darum ersucht habe, daß man die Postenkette nachts bis ans Haus heranziehe.

Bonaparte tobt.

»Sie müssen sehr niedrig denken, Montholon, um sich als unser Kerkermeister aufzuspielen. Ein Fensterriegel hätte

genügt. Wenn das so weitergeht, werde ich die Posten bald in meinem Zimmer haben.«

»Ich bin untröstlich, Sire«, stammelt Montholon. »Es war nur wegen der Gerüchte, die man in letzter Zeit hört...«

»Reden Sie keinen Unsinn, General! Wer sollte mich ermorden wollen? Ich werde geliebt! Von allen Bewohnern der Insel und erst recht von den Soldaten. Sie sind ein Waschweib, Montholon, weiter nichts.«

Montholon ist entlassen. Und Bonaparte wendet sich an Gourgaud.

»Er meint es ja gut. Aber er ist wirklich ein Waschlapfen. Tragen Sie es ihm nicht nach, lieber Gourgaud. Wir müssen nun mal miteinander auskommen, so, wie wir sind. Im übrigen machen Sie allen klar, daß der nächste, der sich wieder an die Engländer wendet, auf der Stelle davongejagt wird. Und wenn es mein Leibdiener oder Pierron selbst wäre. Und sagen Sie dem wachhabenden Offizier, er solle seinen Befehl ändern und alles wiederherstellen, wie es vorher war.«

Gourgaud, frohlockend über den getadelten Montholon, verbeugt sich. Er werde umgehend alles erledigen. Und er erlaube sich noch zu bemerken, daß Seine Majestät heute ausgesprochen frisch und tatkräftig wirke.

Bonaparte lächelt.

»Du hast recht, Gorgotto. Ich fühle mich heute wirklich besser. Und ich gedenke, auch wieder ein bißchen zu arbeiten. Wenn du also den Grafen siehst, er soll zu mir kommen. Und heute nachmittag sattelst du mir >Vizir<! Wir reiten aus.«

Das ist, wie sich herausstellen wird, etwas weit vorge-

griffen. Nach zwei Stunden Diktat ist er doch ziemlich erschöpft, und so wird aus dem Ritt nur ein kurzer Spaziergang. Aber die frische Luft und die Sonne tun ihm gut. Las Cases kommt sogar in den Genuß einer erstaunlich gebündelten Lebensbetrachtung Seiner Majestät.

»Ein französischer Geschichtsschreiber, lieber Las Cases, wird einmal die Geschichte des Kaiserreichs schreiben. Und wenn es ein Mann von Herz ist, so wird er mir meinen Teil daran lassen müssen. Es wird ihm nicht schwerfallen, denn die Tatsachen sprechen für sich. Ich habe den Abgrund der Anarchie überbrückt. Ich habe Ordnung im Chaos geschaffen. Ich habe die Flecken der Revolution getilgt, Völker geadelt und Könige auf ihren Thronen befestigt. Ich habe alle Bestrebungen unterstützt, alle Verdienste belohnt und die Grenzen des Ruhms erweitert! Alles das ist doch etwas wert!«

Er ist wieder ganz der alte, denkt Las Cases, er findet wieder Gefallen daran, seinen Zuhörer mit den frappierendsten Geistessprüngen in Erstaunen zu versetzen. Die Schwermut scheint überwunden, ebenso die körperlichen Beschwerden, die er selbst als einen Anfall von Gicht gedeutet hat, O'Meara hat ihm darin, wie er sagte, nicht widersprochen. Und vielleicht, Las Cases kann sich von dem Gedanken noch immer nicht trennen, vielleicht war es sogar weniger als das, nur eine Art von seelischer Erschöpfung, die in körperliches Unwohlsein umgeschlagen ist. Was weiß man schon vom Menschen, von den Zusammenhängen seines Befindens.

Bonaparte jedenfalls schlägt wieder seine Schlachten am großen Tisch. Geht stundenlang diktierend auf und ab. Ist

für den Gouverneur nicht zu sprechen. Nachmittags reitet er aus oder läßt anspannen. Fährt nach The Briars und nach Hutsgate. Spielt mit Bertrands Kindern und plaudert mit der schönen Fanny.

Als dann das Transportschiff »Adamant« einläuft mit den angekündigten Bequemlichkeiten für ihn, stellt sich das von Sir Hudson Löwe gepriesene Holzhaus als eine Anzahl roher Balken heraus. Und Bonaparte hat wieder einen Grund, den niederträchtigen Feind zu beschimpfen.

»Welch eine großzügige Geste der englischen Regierung! Ein Zeitungsclo, weiter nichts! Die Gentlemen in London verstehen ihr Geschäft. Die europäischen Leser müssen denken, ich lebe hier, überhäuft von fürstlichen Geschenken, in Pomp und Luxus.«

Er schickt das »Holzhaus« mit bestem Dank an den Gouverneur zurück, er möge es lieber als Brennholz für die armen frierenden Soldaten in Deadwood verwenden.

Um ihn herum lächelt man verstohlen. Der Kaiser tobt, er ist wieder gesund.

4

Montholon ist zufrieden. Alle bewundern den neugewonnenen Lebensmut und die eiserne Konstitution Seiner Majestät, die über Krankheit, Melancholie und das widrige Klima so rasch gesiegt haben. Die erlittene Schelte für seine »Gespensterangst« hat er leicht verwunden. Jeder in Longwood House konnte sehen, daß er nur aus Besorgnis um das Leben Seiner Majestät gehandelt hat, als vorbeugender Beschützer, als argwöhnisch-wachsamer Beobach-

ter des verhaßten Feindes, der doch, nach des Kaisers eigenen Worten, nichts anderes im Schilde führt, als ihn bei passender Gelegenheit zu töten. Und es ist nicht ernstlich anzunehmen, daß ihm der Kaiser sein Fehlverhalten nicht im Grunde seines Herzens hoch anrechnet.

Konnte es besser laufen?

Montholon wandelt sicher wie in Abrahams Schoß. Aber er hält es für geraten, erst eine Weile verstreichen zu lassen, ehe er das »Experiment« wiederholt. Jede Eile wäre unklug. Denn selbst das ungünstigste Klima wirkt sich nur langsam aus.

In den nächsten Wochen verwendet er all seinen Eifer darauf, dem Kaiser zu Diensten zu sein. Obwohl Albine, inzwischen hochschwanger, ihn gern öfter bei sich hätte, gerät er in keinerlei Ungeduld, wenn ihn der Kaiser mitunter stundenlang mit Beschlag belegt. Der arme Las Cases, er klagt wieder über sein Augenleiden, und so fällt ihm, Montholon, häufiger als zuvor die Aufgabe des Schreibers zu. Auch Bertrand würde er nur zu gern aus seinem Posten verdrängen, dem es noch immer obliegt, allen offiziellen Verkehr mit Plantation House, Jamestown und Deadwood abzuwickeln sowie die gelegentlichen Besucher zu empfangen, die um eine Audienz beim Kaiser ersuchen. Wie in diesen Tagen die Offiziere der indischen Flotte und der Gouverneur von Java. Aber wenigstens ist es ihm vergönnt, den Audienzen im Schatten Bertrands beizuwohnen. Im übrigen genügt ein Wort, daß er sich zu sehr zurückgesetzt fühle, und der Kaiser, darauf bedacht, alle bei guter Laune zu halten, gleicht die Ungerechtigkeit aus durch einen Sonderauftrag, oder er gewährt ihm die Gunst,

ihn bei seinen Ausfahrten begleiten zu dürfen. Ausfahrten ins Tabakstal, ins Pomeranzen-Wäldchen zu der hübschen Miß Mason oder zum Steilufer bei der Barnes-Spitze. Noch immer liegt die »Northumberland« auf der Reede, und der Kaiser betrachtet das Schiff, das ihn herbrachte, mit der in Montholons Augen lächerlichen Hoffnung, daß es dazu bestimmt sei, ihn auch wieder zurückzubringen. Was Montholon aber nicht daran hindert, einmal mehr seinen unerschütterlichen Glauben an eine glückliche Wende des Schicksals Seiner Majestät zu beteuern, und jener dankt es ihm mit fast freundschaftlich warmen Worten. Leider aber fährt der Kaiser immer häufiger auch nach Hutsgate, zu Fanny Bertrand und ihren Kindern. Montholon, der so inständig gehofft hatte, die Verweigerung der Unterzeichnung der vom Gouverneur vorgelegten Erklärung würde zur Abreise der Bertrands führen, befürchtet, der Kaiser könnte der schönen Fanny so sehr den Hof machen, daß sie am Ende gar seine Mätresse wird. Dadurch würde Bertrand alle verscherzten Sympathien beim Kaiser mit einem Schlag zurückgewonnen haben. Montholon wünschte, Albine wäre schon niedergekommen, damit sie der Bertrand wieder Konkurrenz machen kann. Lieber steht er als »opferbereiter« Ehemann da statt als ausgebooteter Vertrauter Seiner Majestät. Aber wahrscheinlich wird der Kaiser kein Glück haben bei der stolzen Fanny, und vielleicht will er ihr auch nur das Gefühl geben, daß sie nach wie vor zu seiner »großen Familie« gehört, damit sie den Gedanken an eine vorzeitige Abreise ein für allemal aufgibt. Bertrand jedenfalls ist über jeden Besuch des Kaisers hoch beglückt. Und er, Montholon, leidet jedesmal.

Er leidet und sieht doch zugleich den Vorteil, der ihm aus den unverhüllten Rivalitäten erwächst; diese eifersüchtige Liebe der Getreuen läßt beim Kaiser keinerlei Argwohn gegen einen von ihnen aufkommen. Und vielleicht führen die Rivalitäten sogar dazu, daß der eine oder andere von selbst die Segel streicht, denn die Zeit besitzt allemal eine zermürbende Kraft.

Doch da werden plötzlich alle seine Hoffnungen und Überlegungen durch eine neue Gefahr bedroht. Der Kaiser erhält einen Brief aus Rom. Madame Mere schreibt ihrem Sohn, daß sie zu ihm kommen wolle. Der Kaiser liest es ihnen allen vor: » >Ich bin recht alt und weiß nicht, ob ich die Reise von zweitausend Meilen überstehen werde. Aber was liegt daran; wenn ich dort sterbe, sterbe ich wenigstens bei dir!< « Der Sohn scheint gerührt. »Meine arme Mutter«, sagt er, »wenn sie mich hier sieht, es wird ihr das Herz brechen.« Vielleicht besser, denkt Montholon, sie wird unterwegs von einem Sturm verschlungen. Nicht vorzustellen, wenn der alte Drachen hier aufkreuzte. Montholon fürchtet um seinen Posten. Die Alte, wie Mütter so sind, wird mit Argusaugen über ihren Sohn wachen und vielleicht das Regiment über Küche, Lebensmittellammer und Weinkeller an sich reißen.

Wie der Kaiser über die Nachricht denkt und was er nach Rom antworten wird, bleibt für sie alle im unklaren, denn plötzlich besinnt er sich darauf, daß der Brief, als er ihn erhielt, geöffnet war. »Dieser Sbirre!« donnert er. »Wer gibt diesem Schurken das Recht, das Briefgeheimnis zu verletzen?« Und es folgt eine Flut unflätigster Schimpfwörter. Dann wendet er sich an Bertrand und sagt:

»Bestellen Sie dem Herrn Gouverneur, wenn er mit dieser Praxis fortfährt, ist mir an keiner Post mehr gelegen!«

Hoffentlich richtet es Bertrand auch aus, denkt Montholon. Es würde den Krieg zwischen dem Kaiser und Hudson Löwe noch weiter anheizen. Einen besseren Verbündeten als diesen Löwe konnte London ihm, Montholon, gar nicht bescheren, denn im Krieg kommen alle Übel vom Feind.

Und tatsächlich, schon in den nächsten Tagen sorgt Seine Exzellenz der Gouverneur für neuen Zündstoff. Er erläßt eine neue Sicherheitsbestimmung. Allen Bewohnern der Insel, insbesondere den Kaufleuten von Jamestown, wird auferlegt, ab sofort nichts mehr direkt nach Longwood House zu verkaufen. Alle Bestellungen und Lieferungen müssen von nun an über Agenten der Regierung abgewickelt werden. Jede direkt nach Longwood House gelieferte Ware, welcherart sie auch sei, würde als Konterbande angesehen werden. Des weiteren wird in den Straßen von Jamestown eine Proklamation angeschlagen, in der amtlich untersagt wird, mit den verbannten Franzosen in irgendeiner Weise in Verbindung zu treten, wenn nicht vorher die Genehmigung der Regierung eingeholt wurde. Die Freien würden bei Zuwiderhandlung mit Verbannung und die Sklaven mit Auspeitschung bestraft werden. Zur Kontrolle werden alle nach Longwood House führenden Wege mit Schildwachen besetzt, die Befehl haben, niemanden ohne Erlaubnisschein passieren zu lassen. Alle Personen, ob mit oder ohne Schein, werden fortan notiert, ebenso die Stunde ihres Kommens und ihres Gehens. Und der Ehrenposten am Tor von Longwood House erhält den Befehl,

genauestens aufzuschreiben, wer einen Besuch macht, wie lange er dauert und wem der Besuch gegolten hat.

Der Kaiser ist außer sich, und der nächste Besuch des Gouverneurs führt zur heftigsten Auseinandersetzung. Montholon, der gerade zum Frühstück beim Kaiser weilt, wird Zeuge der erregten Unterredung, und er ist über den Gouverneur geradezu entzückt. Dieser Löwe, ob nun aus dummer Ungeschicklichkeit, Sturheit oder bewußter Boshaftigkeit, versichert dem Mann, der, wie er sich ausdrückt, fünfzehn Jahre lang der oberste Leiter der französischen Regierung gewesen sei, den er aber nicht als gekröntes Haupt behandeln dürfe, seine uneingeschränkte Hochachtung, aber er habe nun mal seine Befehle, und er müsse ihn jeden Tag sehen. Bonaparte schneidet ihm kurzerhand das Wort ab. Der Herr Gouverneur könne soviel Bestimmungen erlassen, wie er wolle, er, der Kaiser der Franzosen, wünsche nichts von ihm, er bitte nur um eins, ihn in Ruhe zu lassen, und wenn der Herr Gouverneur seine Instruktionen habe, dann solle er wenigstens den Mut aufbringen, sie auch frank und frei auszuführen; hier stehe er; wie lauteten seine Instruktionen: ihn durch Eisen oder durch Gift zu ermorden? Löwe wechselt erschrocken die Farbe, und er setzt an, die Beteuerung seiner lauterer Absichten und seiner Hochachtung zu wiederholen, aber Bonaparte unterbricht ihn erneut. Er bedaure zutiefst, sich seinerzeit über Admiral Cockburn beklagt zu haben, jener habe wenigstens das Herz eines Soldaten gezeigt, er aber lasse jegliche Ehrenhaftigkeit vermissen, nicht genug damit, daß er ihm die ständige Begleitung seiner Offiziere aufzwinge, wolle er ihm nun auch noch alle Verbindungen

zu den Einwohnern der Insel abschneiden, das bewilligte Terrain für seine Spaziergänge sei doch wohl eng genug; er fühle sich belästigt und verhöhnt, was keineswegs an den roten Uniformen der Soldaten läge, er achte jeden Soldaten, der seine Feuertaufe erhalten habe, aber er weigere sich anzuerkennen, daß er ein Gefangener sei, daher ziehe er es vor, sich auf den kleinen Flecken Erde zu beschränken, wo er frei spazieren könne, er werde in Zukunft nicht mehr ausreiten und auch niemanden mehr empfangen, vor allem ihn nicht, seinen Kerkermeister; wenn aber er oder die englische Regierung glaubten, man könne ihn demütigen oder seinen Lebenswillen brechen, dann habe man sich getäuscht, nichts und niemand können seine Geduld ermüden oder ihn gar zum Selbstmord treiben, nur ein Spieler oder ein zugrunde gerichteter Verschwender begehe Selbstmord; im übrigen werde er an den Prinzregenten und an Prinzessin Charlotte schreiben und sich beschweren, daß man seine Post öffne und lese. Damit läßt er Löwe stehen und verschwindet in sein Arbeitskabinett.

Der Gouverneur versucht, die Kontenance zu wahren.

»General Buonaparte ist, wie es scheint, noch nicht damit zufrieden, sich ein imaginäres Frankreich, Spanien und Polen geschaffen zu haben, wie es Abbe de Pradt so richtig in seinem ausgezeichneten Werk dargestellt hat; er will sich nun wohl auch ein imaginäres Sankt Helena schaffen.«

Dann besinnt er sich auf den eigentlichen Grund seines Besuchs und überreicht Montholon das von ihm verfaßte neue Jahresbudget für die Haushaltung von Longwood

House. Montholon nimmt es wortlos entgegen, und Löwe verabschiedet sich.

Im nächsten Augenblick kehrt der Kaiser mit Marchand zurück und sagt:

»Schütte die Tasse Kaffee aus, Marchand, ich will nicht daraus trinken. Der Mensch hat sich ihr genähert. Ich halte ihn jeder Tat für fähig, selbst der, mich zu vergiften.«

Montholon lächelt im stillen.

»Sie haben recht, Sire«, sagt er, »diesem Menschen ist alles zuzutrauen.« Und er reicht Marchand auch seine eigene Tasse. »Allein wenn man ihn sieht, muß man an eine Tigerkatze denken.«

»Ach, Montholon, was habe ich in meinem Leben erfahren müssen. Was für Gesichter habe ich gesehen. Wie viele Berichte und Denunziationen habe ich erhalten. Aber ich hatte es mir zum Gesetz gemacht, einen Menschen weder nach seinen Worten noch nach seinem Gesicht zu beurteilen. Wenn man einen Menschen richtig kennenlernen will, muß man ihn erproben. Doch manchmal, lieber Montholon, manchmal genügt es, eine Physiognomie zu sehen, und man weiß alles über den Charakter des Betreffenden.«

Montholon fühlt sich auf amüsante Weise geschmeichelt. Was für ein guter Mensch muß er doch sein, wenn seine Physiognomie dem Kaiser so vertrauenswürdig erscheint.

»Ich fürchte, Sire«, sagt er, »wir werden von diesem Menschen noch einiges zu gewärtigen haben. Das alles, scheint mir, ist erst der Anfang. Sehen Sie selbst, Sire, das hat er mir soeben überreicht. Die Liste über alle Lebensmittel, die man uns liefern wird. Täglich sieben Flaschen

Ciaret, zwei Flaschen Graves, einundzwanzig Flaschen Kapwein für die Dienerschaft, monatlich sechszwanzig Flaschen Champagner, elf Flaschen Constanzia Kapwein, dreiundzwanzig Flaschen Madeira, vier Flaschen Malaga, sieben Flaschen Teneriffawein, zehn Flaschen Branntwein, drei Flaschen Rum, drei Flaschen Likör, acht Flaschen Mandelmilch...«

»Hören Sie auf, Montholon! Allein der Gedanke, daß das von jetzt an alles durch die Hände seiner Leute geht, dreht mir den Magen um. Aber Cipriani wird vorher alles durchprobieren. Jede Flasche! Dieser Sbirre wird mir keine Angst einjagen. Außerdem ist diese Gefahr nichts Neues für mich. Ich habe immer mit der Gefahr gelebt, daß man versuchen könnte, mich zu vergiften. Und Corvisart, Barthollet und andere Ärzte haben mir mehr als einmal geraten, jeden Wein sofort auszuspucken, wenn ich auch nur den geringsten Beigeschmack darin entdecken würde. Sie sehen also, lieber Montholon, es wird diesem Galgenesicht nicht gelingen, mich auf diese Weise loszuwerden. Er muß mich schon erschießen lassen.« Er lacht plötzlich.

»Ach, was für ein Unsinn! Er wird es nicht wagen. Kommen Sie, wir müssen zu leben versuchen. Zu leben, Montholon! Unsere Erdenfrist ist kurz genug.«

»Ich bewundere Eure Majestät. Manchmal denke ich, wenn man in London wüßte, wie es Ihnen hier ergeht...«

»Ach was, mein Lieber. Ich fürchte, man weiß es dort ganz genau. Und nun fahren Sie fort. Was billigt uns diese Krämerseele denn noch so zu?«

Und Montholon liest weiter vor: »Täglich zweiundfünfzig Pfund Brot, sieben Hühner, fünfundsiebzig Pfund

Rind- oder Hammelfleisch, vierunddreißig Eier, acht Flaschen Milch, zwei Gerichte Gemüse, zwei Gerichte Fisch – sofern erhältlich, monatlich sechs Töpfe Konfitüren, neun Gläser Oliven, sechs Töpfe Mostrich, dreiundzwanzig Flaschen Weinessig, zweiunddreißig Flaschen Olivenöl, zweiundzwanzig Braten, neun Schinken, fünfundvierzig Pfund gesalzenen Speck, fünfundvierzig Pfund Schmelzbutter, zweihundertfünfundzwanzig Pfund gesalzene Butter, dreißig Pfund Käse, dreiundzwanzig Pfund Seife, einhundertachtundachtzig Pfund Lichter, zweihundert Scheffel Steinkohle...«

Am Abend schreibt Montholon die gesamte Liste nebst Begleittext in sein Tagebuch ab und beklagt aufs heftigste, wie knapp die Rationen bemessen seien für einen Mann, der noch vor kurzem in freigiebigster und glänzendster Weise die Herrscher Europas an seiner Tafel bewirtet habe. Er berichtet auch von Sir Hudson Löwes Besuch. Und wie immer wählt er seine Formulierungen mit vollem Bedacht; denn eines Tages wird sein Tagebuch einmal das Dokument seiner treuen Ergebenheit und Bewunderung für den großen, geliebten Mann sein und mithin das Dokument seiner Unschuld.

Montholon hält nun die Zeit für gekommen, sein »Experiment« ein zweites Mal zu wagen, zumal das Wetter im Laufe dieses Tages plötzlich umgeschlagen ist. Nach allen bisherigen Erfahrungen wird also der Kaiser an den kommenden drei oder vier Tagen durch Regen und Wind ans Haus gebunden sein. Er wird wieder melancholisch und mürrisch werden. Sich zurückziehen in sein Schlaf- oder sein Arbeitszimmer. Er wird wieder niemanden sehen,

niemanden sprechen wollen. Er wird wieder über Kopfschmerzen klagen und glauben, er habe Fieber. Trotz des Kaminfeuers wird ihn frösteln. Er wird sich müde fühlen und doch nicht recht schlafen können. Er wird wieder geschwollene Füße haben und an Gicht denken. Und alle, einschließlich O'Meara, werden mit ihm einer Meinung sein, wenn er auf das Klima schimpft, auf das elende, tödliche Klima, das ihn umbringen soll.

Schon am nächsten Nachmittag geschieht es, daß der Kaiser, verdrossen über das Waterloo-Wetter, ihn bittet, ihm sein bewährtes Hausmittel zu bringen, ein Glas Kapwein. Bereits nach dem ersten Schluck fühlt sich Seine Majestät angenehm belebt. Und Montholon zeigt sich erfreut, daß er mit dem Kaiser das unterbrochene Diktat fortsetzen kann. Etwas später allerdings fühlt er sich unwohl und bittet Montholon, ihn allein zu lassen.

Als die »Schwermut« des Kaisers ihren Tiefpunkt erreicht, am übernächsten Tag, erlebt Montholon etwas völlig Unerwartetes, und auf eine Weise, an die er nicht eine Sekunde lang gedacht hatte.

Am Abend – Albine liegt wie gewöhnlich schon im Bett und liest in irgendeinem Schmöcker – sitzt Montholon an dem kleinen Tisch und macht seine täglichen Aufzeichnungen. Als er fertig ist und beginnt sich auszukleiden, fragt er Albine, im Grunde ohne besonderes Interesse:

»Was liest du denn da wieder Spannendes, ma chérie? Du verschlingst ja förmlich die Seiten. Verdirbst du dir auch nicht die Augen?«

Albine, das Buch steil auf der Bettdecke haltend, wirft ihm einen Blick zu, der verrät, daß sie auf diese Frage nur

gewartet hat.

»Eine furchtbar aufregende Geschichte!« antwortet sie.

»Wieder einen dieser Schauerromane?«

»Oh nein, cheri, keinen Roman. Die Geschichte ist wirklich passiert. Im Jahre sechzehnhundertsechundsechzig. Das heißt, da begann sie. Sie hat sich über Jahre hingezogen. Aber es ist alles herausgekommen. Ich glaube, wenn nicht ein Wunder geschieht, wird die Mörderin auf dem Schafott enden.«

Montholon lächelt.

»Also doch eine Schauergeschichte.«

»Schaurig, ja, aber es fließt überhaupt kein Blut. Das ist ja gerade das Aufregende daran. Also paß auf...«

»Nein, cherie, bitte nicht heute abend, ich bin zu müde.«

»Ach, Unsinn. Ich verspreche dir, du wirst bestimmt nicht dabei einschlafen. Ich mach's auch kurz. Also wie gesagt, es war zur Zeit Ludwigs XIV. in Paris. Ein gewisser Monsieur d'Aubray, Marquis und ziemlich vermögend, hatte zwei Söhne und eine Tochter, mit Namen Madeleine. Diese Madeleine hatte einen Liebhaber, der ihrem Vater aber nicht paßte, und um ihn loszuwerden, brachte ihn der Monsieur in die Bastille...«

»Albine«, unterbricht Montholon sie, »das ist doch wieder die alte langweilige Geschichte, wie sie in jeder zweiten Komödie vorkommt...«

»Oh, keineswegs, cheri. Du wirst sehen, es geht diesmal völlig anders. Also: Der Liebhaber, ein gewisser Sainte-Croix, kam bald wieder frei und sann nun auf Rache. Gemeinsam mit dieser Madeleine plante er, den Vater mittels Gift zu beseitigen. Die beiden wollten aber unbedingt si-

chergehen, daher erprobten sie ihre Methode zunächst an Krankenhauspatienten, welchen die Madeleine liebevolle Besuche abstattete, bei denen sie Eingemachtes und Gebäck mitbrachte. Es geschah wie erwartet, die von Madeleine Beschenkten starben kurz darauf unter ziemlichsten Qualen, und die Ärzte bemerkten nichts Verdächtiges. Daß Patienten im Hospital sterben, kommt ja öfter vor. Nun begann die Madeleine, ihrem Vater kleinste Dosen Gift zu verabreichen. Augenblicklich verschlechterte sich dessen Zustand. Er litt an den verwirrendsten Symptomen, an Schweißausbrüchen, Schmerzen in der Brust, Appetitlosigkeit, Erbrechen und Kopfschmerzen. Die Ärzte waren ratlos. Vielleicht eine besonders schlimme Art von Migräne? Monsieur d'Aubray beschloß, aufs Land zu ziehen, wegen der gesünderen Luft. Und tatsächlich ging es ihm dort sofort besser. Aber nicht lange, dann fühlte er sich einsam, also rief er seine geliebte Tochter zu sich. Und siehe da, schon wenige Tage nach ihrer Ankunft ging es ihm wieder schlechter. Daraufhin zog er wieder nach Paris, um dort die angesehensten Ärzte zu konsultieren. Aber umsonst, sein Zustand verschlechterte sich immer mehr, und obwohl ihn Madeleine mit großer Fürsorge und Liebe pflegte, starb er nach einigen Monaten. Es tauchte der Verdacht auf, Monsieur d'Aubray könnte vergiftet worden sein. Aber die Obduktion ergab keinerlei Anhaltspunkte. Und nun, vom Erfolg ermutigt...«

»Hör auf, Albine!« Montholon, wie von Sinnen, starrt sie an. Wie kommt sie zu diesem Buch? fragt er sich. Wie kommt sie zu diesem verdammtsten Buch? Er kennt ihre Bücherkiste doch ganz genau.

»Was ist denn, cheri?« fragt Madame de Montholon. »Langweilt dich die Geschichte? Warte nur, es kommt noch schauriger. Nachdem der Vater tot war, stand einer Heirat seiner Tochter mit Sainte-Croix nichts mehr im Wege. Aber nun ging es um die Erbschaft, die der Vater hinterlassen hatte. Die Marquise, also die Madeleine, wollte alles für sich, und so beschloß sie, auch ihre Brüder zu beseitigen. Um jedem Verdacht vorzubeugen, verschaffte sie ihrem älteren Bruder einen neuen Diener, einen gewissen La Chaussee, der die Sache für sie ausführte. Das Martyrium des Bruders dauerte drei Monate. Schlechte Laune, Appetitlosigkeit, Erbrechen, Schmerzen in der Brust und ein ständig brennender Schmerz im Magen. Dann war es aus mit ihm. Und wieder vermuteten die Ärzte einen natürlichen Tod. Dann kam der jüngere Bruder an die Reihe, der ebenfalls von La Chaussee gepflegt wurde. Aber diesmal ging es nicht so glatt. Nach seinem Tod behauptete der Obduktionsarzt, es läge eine Vergütung vor. Aber die Untersuchungen verliefen im Sande. Etwas später versuchte die Marquise sogar, ihren Mann zu beseitigen. Er hatte ihr zu viele Geliebte, obwohl sie selber auch einige Liebhaber besaß. Bei ihm äußerte sich die >Erkrankung< zuerst in einer merkwürdigen Schwäche der Beine, nur noch unter Schmerzen konnte er stehen und sich bewegen...«

»Es ist genug, Albine«, sagt Montholon und versucht, trotz weicher Knie und zitternder Hände, zu lächeln. »Das ist ja ein Massenmord, was du da erzählst. Übrigens erinnere ich mich jetzt wieder. Ich kenne die Geschichte. In meiner Jugend habe ich solche Sachen dutzendweise ver-

schlungen. Zeig mal das Buch, vielleicht ist es dasselbe, das ich damals hatte.«

Aber Madame de Montholon denkt gar nicht daran, das Buch herzugeben.

»Bestimmt ist es dasselbe«, sagt sie. »Es heißt >Die Geschichte des Prozesses der Marquise de Brinvilliers<.«

Diese Schlange, denkt er, sie glaubt mich in der Hand zu haben.

»Ja, stimmt«, sagt er, »so hieß das Buch.« Und es klingt, als sei er nicht weiter mehr daran interessiert.

»Willst du gar nicht wissen, woher ich das Buch habe?«

Sie kostet es aus, denkt er. Aber er wird ihr den Gefallen nicht tun, nervös zu werden.

»Woher sollst du es haben? Ich denke, es ist dein eigenes.«

»Mein eigenes?« Sie lächelt spöttisch. »Aber Charles! Ich weiß zwar, daß du meine Bücher nicht anfaßt, weil du ja Bücher nicht magst. Aber ich wette, du kennst sie ganz genau, zumindest dem Titel nach. Habe ich recht?«

»Keinesfalls. Ich sehe immer nur, was du gerade liest.«

Wenn sie doch endlich aufhören wollte, mit ihm zu spielen. Und er hofft inständig, daß die Herkunft des Buches am Ende doch völlig harmlos ist.

»Schade«, sagt sie, »daß du gar nicht ein bißchen neugierig bist. Und ich dachte, es würde dich interessieren, daß das Buch aus der Bibliothek des Kaisers stammt. Er hat es mir sogar persönlich empfohlen.«

Es ist aus. Der Kaiser ist ihm auf der Spur. Und Montholon erinnert sich jener Äußerung vor ein paar Tagen: Wenn man einen Menschen richtig kennenlernen will,

muß man ihn erproben. Das Buch soll ihm also den Beweis erbringen. Beweis? Aber hieße das nicht, daß er noch gar keinen Anhaltspunkt hat? Und vielleicht ist es sogar nur ein dummer Zufall, daß er Albine gerade jetzt dieses Buch gegeben hat? Er muß auf jeden Fall einen klaren Kopf behalten.

»So«, sagt er, »der Kaiser hat es dir empfohlen? Da kannst du sehen, wie gut er uns alle kennt. Er hat deinen Geschmack doch voll getroffen, oder nicht?«

»Allerdings. Aber ob er uns wirklich alle richtig kennt, das wage ich zu bezweifeln.«

»Wieso? – Der Kaiser ist der beste Menschenkenner, dem ich je begegnet bin.«

»Aber ja doch, Seine Majestät ist in allem der Größte. Nur merkwürdig, daß er dann so ein trauriges Schicksal zu erleiden hat. Oder findest du nicht, daß das Ende, das ihn hier erwartet, entsetzlich traurig ist?«

Zum Teufel, warum sagt sie nicht einfach, was sie denkt? Worauf wartet sie denn? Daß er ein Geständnis ablegt? Oder daß er sie zu seiner Komplizin macht? Vielleicht bewundert sie ihn sogar im stillen. – Aber er muß an die Marquise de Brinvilliers denken. Möglicherweise wäre sie nie überführt worden, wenn sie keine Helfer, keine Mitwisser gehabt hätte.

»Ich bin müde, Albine«, sagt er, so, als sei er des leidigen Themas überdrüssig. »Und ich finde, du solltest nicht mehr solche schaurigen Sachen lesen, jetzt, in deinem Zustand. Man sagt, so etwas sei nicht gut für das zu erwartende Baby.«

»Nicht gut für das Baby?«

Madame de Montholon bricht in schallendes Gelächter aus.

»Ach, Montholon, du bist einfach großartig. Hast du vielleicht Angst, unser Kind könnte auch mal ein Giftmischer werden?«

Nun verliert Montholon doch die Beherrschung.

»Hör auf zu lachen!« zischt er. »Und schrei gefälligst nicht so herum! Wenn man uns hört...«

»Ja?« fragt Albine. »Was wäre dann?«

Montholon fängt sich aber gleich wieder. Und er beschließt, nichts mehr zu erwidern.

»Gute Nacht!« sagt er.

Er löscht die Kerze und legt sich ins Bett.

Albine kichert noch eine Weile und versucht, ihn zu necken. Aber Montholon, wie steif vor Wut, rührt sich nicht und gibt keine Antwort. Er starrt in die Dunkelheit und denkt an Cipriani und Saint-Denis, die im Zimmer nebenaan schlafen. Hoffentlich haben sie nichts gehört.

Dann kreisen seine Gedanken wieder um das Buch, das Albine unter ihr Kissen geschoben hat. Wenn es doch eine Möglichkeit gäbe, es verschwinden zu lassen. Aber der Kaiser kennt seine Bibliothek zu genau, er würde den Verlust früher oder später bemerken. Und das würde ihn, Montholon, erst recht verraten. Er hat, scheint es, keine andere Wahl, er muß so tun, als wisse er nichts von dem Buch, er muß sich genauso verhalten wie bisher. Und vielleicht, es ist seltsam, aber der Gedanke scheint ihm immer noch der naheliegendste zu sein, vielleicht ist es einzig Albine, die das Ganze in Szene gesetzt hat, nur um ihren Spaß mit ihm zu haben. Und am Ende hat der Kaiser ihr

das Buch gar nicht empfohlen. Zuzutrauen wäre es ihr. – Aber wie lange wird sie das Katz-und-Maus-Spiel noch mit ihm treiben? Und wie lange wird er es noch durchstehen können?

Über eines aber ist sich Montholon nach diesem Abend im klaren, er wird künftig seinen Uniformrock, jedesmal wenn er ihn auszieht, nicht mehr aus den Augen lassen dürfen.

5

Der 17. Juni. Der Vorabend der Schlacht. Und er hatte ein ungutes Gefühl. Mit seiner Vorhut hatte er den Gasthof »La Belle Alliance« erreicht. Nur knapp anderthalb Kilometer vor ihm lag der Gegner: Wellingtons Engländer, Niederländer, Belgier, Nassauer, Hannoveraner und Braunschweiger. Sein Plan, Wellington und Blücher nacheinander zu schlagen, war nicht aufgegangen. Ney hatte schon zweimal versagt, hatte seine Befehle mißachtet, hatte, wie schon in Rußland, sein eigenes »Genie« durchsetzen wollen. Nutzlos war er zwischen Quatre-Bras und Ligny hin und her marschiert, während sich Gerard, Vandamme und Reille mit den Preußen schlugen. Fast 9 000 Mann hatten sie dabei verloren. Blücher, so schien es, war zwar geschlagen, aber das Gros entkam unter Gneisenaus Führung in Richtung Wavre. Er ließ Grouchy die Verfolgung aufnehmen, mit 33 000 Mann und 96 Kanonen, um zu verhindern, daß sich der Preuße mit Wellington vereinigte. Oh, diese 33 000 Mann, wenn er gewußt hätte, wie sehr sie ihm fehlen würden. Dieser Schwachkopf Grou-

chy. Aber er war wohl einfach überfordert. Noch nie zuvor war ihm eine so große Einheit unterstellt gewesen. Wo waren seine großen Generäle! Wie schmerzlich vermißte er Lannes, Murat, Berthier, Duroc. Es war alles nicht mehr wie einst. – Im Laufe des Nachmittags hatte der Regen eingesetzt. Nur mühsam kam die Artillerie nach. Während des Abends erst erreichten die Soldaten bis auf die Haut durchnäßt und erschöpft Belle-Alliance. Sie mußten im Freien, im nassen Getreide, lagern. Nirgends konnte vor lauter Nässe ein Feuer gemacht werden. Manche schliefen im Sattel, andere im Stehen. Dreimal ging er hinaus, um nachzusehen, ob es noch regnete und ob Wellington vielleicht den Rückzug vorbereitete. Am Morgen endlich hörte der Regen auf. Aber das Gelände blieb den ganzen Tag über ein knöcheltiefer Morast. Er verfügte über 72 000 Mann und 246 Geschütze. Wellington über 68 000 Mann und 180 Geschütze, aber wieviel von den 80 000 Preußen würden noch ein zweites Mal eingreifen können? – »Die Stellung der Engländer ist glänzend«, sagte Soult am Vormittag beim Essen mit den Generälen im Pachthof Le Caillou, »ich kenne das Gelände, Sire, denn ich war im Jahre zwei bei Lefebvre, als er die Österreicher von den Höhen Mont Saint-Jean auf Brüssel zurücktrieb. Die Stellung ist sehr stark, besonders nach Westen hin. Die Engländer sind zähe Leute. Man wirft sie nicht so einfach über den Haufen wie die Österreicher. Wenn Eure Majestät dem Marschall Grouchy befehlen würde, sofort hierherzurücken, so wäre uns der Sieg sicher.« Dieser übertriebene Respekt vor dem Gegner! »Sie halten Wellington für einen großen Soldaten?« antwortete er Soult. »Wohl weil Sie in

Spanien von ihm geschlagen wurden? Ich sage Ihnen, daß Wellington ein schlechter General ist, daß die Engländer schlechte Soldaten sind und daß das alles hier die Sache eines Frühstücks sein wird!« Er wußte sehr gut, daß es anders war. Aber wie oft war der Glaube an die eigene Überlegenheit der Schlüssel zum Erfolg gewesen. – Nach dem Essen schwang er sich in den Sattel seiner Stute Marie, ritt die Stellungen seiner Truppen ab, traf die letzten Schlachtvorbereitungen. Wo er hinkam, erscholl der Ruf: »Vive l'Empereur!« Gegen elf Uhr bezog er seinen Posten auf der Anhöhe in der Nähe des Pachthofs Rossomme. Er ließ seinen Tisch aufstellen und breitete seine Karten aus. Sein Angriffsplan war wie immer einfach: Wellington im Zentrum treffen, ihn bis Mont Saint-Jean zurückwerfen und die Straße nach Brüssel besetzen: zur Tarnung der Absicht sollte das linker Hand gelegene Schloß Hougoumont angegriffen werden. Kurz vor halb zwölf eröffnete die Artillerie das Feuer auf das Schloß. – Aber was als Ablenkungsmanöver gedacht war, wurde zum fürchterlichen Gemetzel, er verlor fast 7 000 Mann und kostbare Zeit. Nach zwei Stunden verlegte er sein Hauptquartier nach Belle-Alliance. Da sah er, noch weit entfernt, auf der rechten Seite Fußtruppen nahen aus Richtung Chapelle Saint-Lambert. Blücher oder Grouchy? Das war die Frage. Wenig später wurde ihm gemeldet, daß es sich nur um eine preußische Vorhut handelte von etwa 30 000 Mann unter Bülow. Er atmete auf, er vertraute weiter auf Grouchy, daß er Blücher bei Wavre festhielt; trotzdem kommandierte er vorsichtshalber Domon und Subervie mit ihrer leichten Kavallerie und Mouton mit 10 000 Reserve-

infanteristen auf den rechten Flügel. Nun endlich eröffnete er die Kanonade auf Wellingtons Zentrum. Über eine Stunde feuerten 80 Geschütze Granate auf Granate ab. Dann gab er Ney Befehl, an der Spitze des 1. Corps gegen den Feind vorzurücken. Altgediente, kriegserfahrene, unerschrockene Soldaten. Als sie zum Angriff vorgingen, sangen sie, und die Kapelle spielte den Marsch aus Lesueurs »Triumph des Trajan«. Sie brachen in Wellingtons Stellungen ein, aber das englische Gewehrfeuer sprengte die Karrees auseinander, und Wellingtons Kavallerie setzte zum Sturm auf die Anhöhe von Belle-Alliance an. Dieser Dummkopf glaubte, wohl schon den Sieg in der Tasche zu haben. Milhauds Kürassiere und Jacquinots Ulanen belehrten ihn eines Besseren. Und trotzdem, seine Attacke auf Wellingtons Zentrum war erfolglos geblieben, und 5 000 Mann des 1. Corps waren gefallen oder verwundet. Aber auch der Gegner hatte hohe Verluste zu beklagen. – Eine Kampfpause trat ein. Er hielt erneut Ausschau. Blücher kam nicht. Grouchy schien es zu gelingen, die Preußen fernzuhalten. Nun setzte er alles auf eine Karte, und die Karte hieß Kavallerie, Milhauds und Kellermanns Kürassiere, Guyots und Lefebvre-Des-noettes Gardereiter, Pires und Jacquinots Jäger und Ulanen. Zwei Batterien eröffneten eine neue Kanonade auf Wellingtons Zentrum, und kurz nach vier Uhr setzte Ney an der Spitze von 5 000 Reitern auf einer Breite von nur 700 Metern zum Sturmangriff auf die Anhöhe des Pachthofs La Haye-Sainte an, um von dort aus Wellingtons Stellungen zu nehmen. Aber in dem dichtstehenden Korn wurde aus dem Sturmritt bald ein schleppender Galopp. Obendrein lag das

Kornfeld voller Engländer, Braunschweiger und Hannoveraner, und im Feuer der englischen Infanterie und Artillerie brach Neys Attacke zusammen. Im selben Moment gingen 5 000 gegnerische Reiter zur Gegenattacke über. 10 000 Pferde auf engstem Raum wühlten auf dem schweren Boden. Die Verluste waren schmerzlich. Alles bäumte sich auf, aber Wellington behauptete seine Stellungen. Die Schlacht stand auf des Messers Schneide. Und er, auf seiner Anhöhe bei Belle-Alliance, mußte an Marengo denken. Um drei schien damals die Schlacht verloren, um fünf war sie gewonnen, weil Desaix im letzten Augenblick kam und alles entschied. Wenn jetzt Grouchy käme, mit seinen 33 000 Mann und 96 Kanonen! Er mußte doch hören, was hier los war, so weit entfernt war er doch nicht. Aber er kam nicht. Und so erhielt Ney Befehl, alles, außer der Garde, zum dritten Mal in die Schlacht zu führen. Länger als eine Stunde dauerte das hin und her wogende Gemetzel. Wellington setzte seine letzten Reserven ein, und Ney mußte zum dritten Mal weichen. Inzwischen war es halb sieben geworden, in zwei Stunden würde die Dunkelheit hereinbrechen, die Entscheidung mußte aber an diesem Tag fallen, und im Unterschied zu Wellington hatte er noch eine Reserve, seine Garde, 12 500 Mann, seine besten Soldaten aus allen Waffengattungen, manche hatten schon zwanzig und mehr Feldzüge mitgemacht. Und er hatte noch eine Reserve: sich selbst. Er verließ seine Anhöhe bei Belle-Alliance und stieg in den Sattel. Sein Erscheinen an der Spitze der Gardebataillone wirkte Wunder. »Der Kaiser!« – »Vive l'Empereur!« Und alles, was noch konnte, erhielt Befehl, sich ihm anzuschließen. Wel-

lington warf ihm nun alles entgegen, was er noch hatte, aber viel war es nicht mehr. Doch dann, um sieben Uhr, fiel die Entscheidung, auf dem rechten Flügel fielen die Preußen ein... mit 10 000 Mann... und dazu Blüchers Artillerie...

»Das Schlachtfeld bot einen grauenerregenden Anblick, Las Cases. Wir hatten wohl an die fünfundzwanzigtausend Tote und Verwundete.«

Und alle Kriege zusammengenommen? denkt Las Cases. Wie viele Männer mögen gefallen sein in den letzten zwanzig Jahren, acht Millionen, zehn Millionen, und wie viele Franzosen?

»Ich stand im dichtesten Kugelhagel. Warum wurde ich nicht getroffen, heute vor einem Jahr?« Ist es ein Fingerzeig des Schicksals gewesen? Ein Wunder? Er weiß es nicht. »Ich hätte fallen müssen, Las Cases. An der Spitze meiner Garde. Dann wäre jetzt wenigstens mein Leichnam in Paris. Und mein Grab wäre ein nationales Heiligtum! Was aber soll ich hier? Was bin ich hier?« Er weiß es nicht. Welchen Sinn hat es, daß er noch lebt? »Vielleicht habe ich zu schnell aufgegeben. Ich hätte, als ich zurückkehrte, die Kammern auseinanderjagen sollen! Ich hätte meinen Thron verteidigen sollen! Frankreich stand noch immer zu mir. Es hätte mir noch einmal zweihunderttausend, dreihunderttausend Mann zur Verfügung gestellt!«

Und es hätte ein zweites Waterloo gegeben, denkt Las Cases, und es hätten noch einmal 25 000 Franzosen ihr Leben lassen müssen.

»Es war eine große Schlacht, Las Cases. Und ich hielt den Sieg schon fast in den Händen.« Diese unseligen Jah-

restage. Borodino. Leipzig. Waterloo. Er wird sie nicht mehr loswerden. Und er wird es nie begreifen können, wie er verlieren konnte. »Es war das Schicksal Europas, lieber Las Cases, das heute vor einem Jahr entschieden wurde. Zumindest für den Rest dieses Jahrhunderts. Wellingtons Niederlage wäre gleichbedeutend gewesen mit Frieden und Ruhe, mit dem Sieg der Interessen der Völker und der europäischen Demokratie! Auch wenn das heute noch kaum jemand erkennt, künftige Historiker werden einmal bedauern, daß ich nicht gesiegt habe.«

Den ganzen Tag über ist er mürrisch und gereizt. Und zu den schmerzlichen Erinnerungen kommen auch noch schlechte Nachrichten aus Jamestown, die ihm ein weiteres Mal die Endgültigkeit seines Schicksals zu beweisen scheinen.

Zwei Schiffe sind eingelaufen. Sir Pulteney Malcolm, der neue Admiral, der Cockburn ablösen wird, ist eingetroffen und mit ihm die Regierungskommissare Österreichs, Rußlands und Frankreichs, die nun zusätzlich seine Gefangenschaft überwachen werden.

Ausgerechnet an diesem Tag! Wie boshaft genau man das kalkuliert hat! Wahrlich, die Gentlemen verstehen sich auf die Politik der kleinen Nadelstiche. Doktor Barry O'Meara, der ihm inzwischen weit mehr ist als nur der Arzt seines Vertrauens, berichtet, es handele sich bei den Kommissaren um Baron von Stürmer, Graf Baimain und Marquis de Montchenu.

»Montchenu?« ruft Bonaparte aus. »Wie man sich wiedertrifft. Einst waren wir Rivalen. In Valence. Wir buhlten damals um eine Mademoiselle de Saint-Germain. Jeder

von uns glaubte, sie bevorzuge ihn, aber dann heiratete sie einen Monsieur de Montavilet. Montchenu war damals Oberstleutnant. Er muß doch inzwischen ein klappriger Greis sein.«

O'Meara lächelt ein wenig, bestätigt es aber. Der Marquis sei ein ergrauter alter Herr, und sein Adjutant habe ihm erzählt, daß der Marquis, als er die Insel sah, ausgerufen habe: »Mein Gott, auf diesem Felsennest muß ich nun mein Leben beschließen!«

»Das hat er davon, daß er zu den Bourbonen übergelaufen ist.« Bonaparte lacht. »Und der Russe?« fragt er. »Welchen Eindruck haben Sie von ihm?«

»Graf Baimain?« meint O'Meara. »Ich habe ihn leider noch nicht sprechen können. Aber mir scheint, er ist einer jener vorzüglichen, im Ausland geschulten Diplomaten.«

»Die Russen!« sagt Bonaparte. »Ich habe sie immer geschätzt. Und Alexander hat mich einst seinen Bruder genannt. Er ist heute der einzige wirkliche große Herrscher in Europa.«

Er schweigt einen Moment, so, als zögerte er, sich auch nach dem dritten zu erkundigen. Aber gerade der interessiert ihn am meisten.

»Und der Österreicher?« fragt er schließlich.

»Baron von Stürmer«, sagt O'Meara, »ist der jüngste von den dreien. Ein vollendeter Aristokrat. Er kommt aus der Schule Metternichs. Und er hat seine Frau dabei, eine Französin. Eine anmutige Person. Der Baron hat sie wohl in Paris kennengelernt.«

Eine Französin. Und er, Bonaparte, hat eine Österreicherin zur Frau. Aber die sitzt in Wien. Kann es ein anschau-

licheres Beispiel für Treue und Untreue geben? Hat sie dem Baron wenigstens eine Nachricht mitgegeben, einen Brief für ihn, eine Zeile wenigstens, darüber, wie es seinem Sohn geht? Aber da O'Meara nichts dergleichen von sich aus erwähnt, will er ihn auch nicht danach befragen. Er wird Bertrand beauftragen, mit dem Baron Kontakt aufzunehmen. Was Löwe hoffentlich nicht verbieten wird.

Er dankt O'Meara für seine Auskünfte und bittet, ihn nun allein zu lassen, er fühle sich noch immer nicht ganz wiederhergestellt. Der Doktor erhebt sich. Eigentlich, sagt er, würde er sich gern noch mal die Beine Seiner Majestät ansehen, inwieweit die Schwellung zurückgegangen sei. Doch in diesem Augenblick werden sie unterbrochen. Marchand tritt ein, sichtlich erregt, und bittet ergebenst, die Störung zu entschuldigen, aber die Gräfin.... ob der Doktor wohl kommen könnte, die Wehen hätten eingesetzt.

O'Meara sieht Bonaparte an.

»Sie gestatten, Majestät? Ich glaube, ich werde gebraucht.«

»Nur zu, Doktor, was stehen Sie hier noch herum! Und machen Sie, daß es ein strammer Junge wird!«

Es klingt wie ein Ausruf fröhlicher Anteilnahme. Doch nachdem O'Meara und Marchand gegangen sind, ergreift ihn eine jähe Woge des Schmerzes. Ein Junge, denkt er. Sein Junge vielleicht. Sein Fleisch und Blut. Und er wird den Namen Montholon tragen. Warum das alles an diesem Tag? Soll dieses Datum ihm bis in alle Ewigkeit Unglück bringen? Als hätte er nicht genug davon.

Es ist schlimmer als die Erinnerung an die verlorene letz-

te Schlacht, schlimmer als die Ankunft der Kommissare, deren Aufgabe es ist, sein langsames Dahinsterben zu überwachen. Die Geburt dieses Kindes trifft ihn hundertmal schwerer. Das Kind, das vielleicht seines ist, das ihm aber nicht gehören wird, er wird es sehen, er wird es in Händen halten, er wird es heranwachsen sehen, er wird mit ihm spielen... Und bei alledem wird er nichts anderes empfinden als seine Einsamkeit. Er wird an seinen Sohn, den König von Rom, denken und an Marie-Louise. Er wird an Maria Walewska denken und an ihren Sohn, den sie von ihm hat. Er wird an Josephine denken und Eugene, den er liebte wie einen Sohn und den er fast adoptiert hätte. Alle hat er verloren. Alle, die er geliebt hat, wurden ihm genommen, sind ihm entglitten.

Entglitten? Genommen? Geliebt? Von wem ist er denn je wirklich geliebt worden? Ist er nicht immer schon einsam gewesen? Wie viele Frauen hatte er gehabt! Aber nie war es von Dauer gewesen, nie hatte er wirklich Glück gehabt. In Valence schwärmte er für diese Saint-Germain. Aber als kleiner Leutnant hatte er keine Chance gegen einen de Montavilet. In Auxonne war es eine Manesca Pillet. Aber ihr Stiefvater wollte einen Schwiegersohn mit Sicherheiten. In Marseille verliebte er sich in Desiree Clary. Aber ein Bonaparte in der Familie, nämlich Joseph, war dem Tuchhändler genug. In Paris umwarb er die schöne Witwe Permon. Aber sie wies ihn ab. Er versuchte sein Glück bei Therezia Tallien. Aber die war gerade die Geliebte Barras'. Der verschaffte ihm dafür Josephine. Aber kaum war er mit ihr verheiratet, eilte er an die Front, und sie betrog ihn. Er liebte sie trotzdem und verzieh ihr. Das zweite

Mal, als er aus Ägypten heimkehrte, hätte er ihr nicht verzeihen sollen. Von da an war ihre Liebe nur noch eine Beziehung, genannt Ehe. Getrennte Schlafzimmer, jedem seine »Freiheiten« und endlose Streitereien um Geld. Aber vielleicht war auch Josephine schon von Anfang an nur eine Beziehung gewesen, ein Mittel zum Zweck? Und dennoch, wirklich unglücklich ist er nie gewesen. Immer hatte er Mätressen, junge Mädchen, Schauspielerinnen. Schon in Auxonne, in Nizza, in Toulon, in Marseille und später in Ägypten und ganz Europa. Und ein Kind, einen Sohn hat er im Grunde nie vermißt. Der Krieg ersetzte ihm alles, der Krieg, der Thron, die Wonnen der Macht, die Macht, die ihm alles gab, was er begehrte. Nur eines nicht: einen Nachfolger, einen Thronerben. Da erst vermißte er »etwas«. Aber auch das bekam er schließlich. Durch Marie-Louise. Aber Liebe? Wirkliche, echte, beständige Liebe, die hat er nicht bekommen.

Und doch, wenn er ehrlich ist, erst jetzt, erst hier auf dieser öden Insel, fehlt sie ihm. Fehlt ihm, was er vielleicht in allem, was er unternahm, gesucht hat. Und vielleicht war es seine Schuld, daß er nicht fand, was er suchte. Wollte er nicht immer mehr empfangen, als er selber zu geben bereit war? Geliebt werden, ja. Aber lieben? Sich hingeben? Den Kopf verlieren? Wofür? Für einen kurzen Rausch der Empfindungen? Oder konnte er es nicht? Sich hingeben, den Kopf verlieren, lieben, ohne an etwas anderes zu denken. Wenn es aber so war, woher war es gekommen? War die Militärschule von Brienne schuld, wo er, mit gerade neun Jahren, zum ersten Mal allein war, ohne Elternhaus, ohne Freunde, wo er gehänselt wurde, wo er sich eine Ek-

ke des Schulhofs suchte, in der er für sich war? Oder war es seine Zeit in Valence, als er das kleine Zimmer bei Mademoiselle Bou hatte, oberhalb des Cafes an der Ecke Granderue und Rue de Goissant, wo er begann, sich nach jedem Mißerfolg mit immer größerem Trotz und Ehrgeiz in die Bücher zu flüchten? Oder war es jener Abend in Paris, als er aus dem Theatre des Italiens kam und das Freudenmädchen aus Nantes traf?

Im Grunde war es immer so geblieben, vielleicht mit Ausnahme des ersten Jahres mit Josephine. Er hatte Frauen, wenn er welche brauchte. Er hatte Freunde, um sie zu benutzen. Er hatte ehemalige Schulkameraden, er hatte seine Brüder, seinen Onkel, den Kardinal, seine Generäle, seine Minister... Alle dienten sie ihm, um voranzukommen. Aber immer blieb er im Grunde seines Herzens allein. Dafür erwarb er sich die Liebe aller Franzosen. Die Liebe seiner Soldaten. Die Liebe der Völker. Die Liebe der Menschheit.

Er muß plötzlich lachen. Leise, für sich, fast lautlos. Ein Lachen, das aber nicht einmal erleichternd, nicht befreiend wirkt. Ein Lachen, das eher wie ein körperlicher Schmerz ist. Und das niemand hört.

Wenig später ist er im Garten zu sehen. Im schwarzen Rock, in weißen Hosen, weichen Stiefeln und auf dem Kopf den runden schwarzen Hut. Zunächst dreht er eine Bunde um das große Rondell vor der Veranda. Dann biegt er nach links ab, in den Weg, der schnurgerade, an verschiedenen Beeten entlang, zum Hauptweg führt. Er dreht sich ein-, zweimal um, späht zum Haus hinüber, ob ihn jemand sieht, ob ihn vielleicht jemand sucht. Aber es ist

niemand zu sehen, außer den Posten am Tor, aber die interessieren ihn nicht. Er schlendert weiter, ziellos scheinbar, die Hände auf dem Rücken, leise vor sich hin summend. Er überquert den Hauptweg und gelangt auf die andere Seite des Gartens, die vor dem rechten Gebäudeflügel liegt, in dem die Bediensteten, Gourgaud, Las Cases und die Montholons wohnen. Sein Augenmerk, so scheint es, gilt, wenn überhaupt etwas, der Hochebene, rechts von ihm, oder dem Lager von Deadwood. Und wie zufällig nur nähert er sich immer mehr dem Haus. An einem Rhododendronbusch, nahe dem Montholonschen Fenster, bleibt er schließlich stehen, mit dem Rücken zum Haus, scheinbar in Gedanken versunken. In Wahrheit jedoch lauscht er. Lauscht zu dem Fenster hin. Inständig hoffend, den ersten Lebensschrei eines Neugeborenen zu hören.

Doch statt des Schreis ertönt hinter ihm eine männliche Stimme. Es ist Gourgaud, der aus Richtung Marstall kommt. Und Bonaparte fährt ärgerlich herum.

»Was, zum Teufel, gibt es denn?«

»Verzeihung, Sire«, sagt der General, »ich habe Eure Majestät gesucht.«

»Was es gibt!«

» >Vizir<, Majestät. Er frißt seit gestern nicht. Und er wirkt so merkwürdig apathisch. Er will mir gar nicht gefallen, Sire.«

»Mein Gott, er braucht Bewegung! Es geht ihm wie mir. Wenn ich nicht rauskomme, werde ich auch trübsinnig.«

»Sehr wohl, Sire. Aber ich erlaube mir zu bemerken, daß Eure Majestät befohlen haben, daß > Vizir< nur von Eurere Majestät geritten werden dürfe.«

»Reden Sie keinen Unsinn, General! Wollen Sie dem Herrn Gouverneur die Freude machen, daß uns die Pferde krepieren?«

»Nein, Sire.«

»Also los! Reiten Sie, bis >Vizir< diese ganze jämmerliche Insel kahlfrißt!«

»Zu Befehl, Sire.«

Gourgaud macht kehrt und verschwindet um die Ecke des Hauses.

Pferde, denkt Bonaparte, wozu braucht er noch Pferde, wenn er doch keine Schlachten mehr schlägt.

Verärgert will er den Rückweg antreten, als er hört, wie hinter ihm ein Fenster geöffnet wird. Und er sieht, daß es O'Meara ist, der ihn offenbar mit Gourgaud hat reden hören. Der brave »Vizir«, denkt er, ist doch noch zu was nütze.

»Nun, Doktor«, ruft er zum Fenster hin, »ist es schon passiert?«

»Ja, Majestät. Es ist ein Mädchen.«

»Ein Mädchen?« erwidert er lachend. »Mir scheint, Sie haben sich doch nicht die rechte Mühe gegeben, Doktor!«

»Ich bitte um Verzeihung, Majestät. Aber der Vater, glaube ich, ist trotzdem glücklich.«

Der Vater. Was für ein ahnungsloser Dummkopf ist doch dieser Ire. Und von einer Sekunde zur anderen bereut er, der verrückten Idee zu diesem Spaziergang nachgegeben zu haben. Und zu allem Überfluß erscheint nun auch noch Montholon am Fenster, der ein kleines, puterrotes, schreiendes Etwas in die Höhe hält.

»Ein neuer Erdenbürger, Sire! Und wenn es auch ein

Mädchen ist, Sie hören es ja selbst, es ist bereits eine begeisterte Verehrerin Eurer Majestät.«

Dieser Schwachkopf, denkt Bonaparte, will er sich über ihn lustig machen?

»Meinen Glückwunsch, General! Ich bin sicher, es wird mal ein bildhübsches Ding werden!«

»Wenn ich eine Bitte äußern dürfte, Majestät?«

Was wird er schon wollen, dieser Gauner, wahrscheinlich eine Art Patengeschenk.

»Nur zu, General! Was ist es denn?«

»Mit Eurer Erlaubnis, Majestät, meine Frau und ich möchten das Mädchen gern auf den Namen Helene Napoleone taufen lassen.«

Helene Napoleone. Dieser Montholon. Er ist wirklich rührend. Oder ist es Albines Idee? Möchte sie, daß ihr Kind den Namen seines Vaters trägt, wie es ja üblich ist? Warum dann nicht gleich Helene Napoleone Bonaparte?

»Ich sehe, Sie wissen, was Sie mir schuldig sind, mein lieber Montholon! Ich bin einverstanden. Helene Napoleone! Und meine besten Wünsche für Ihre Gattin!«

Damit ist es nun aber genug. Er hat auch bloß Nerven wie jeder andere Mensch. Und er hat schon mehr gesagt, als er eigentlich wollte.

Er geht fast denselben Weg wieder zurück, den er gekommen ist. Genauso gemächlich schlendernd wie vorher. Die Hände auf dem Rücken. Gelegentlich einen Blick über die Ebene werfend. Als erfreue er sich des schönen, friedlichen Tages. Aber er summt nicht mehr leise vor sich hin.

Als er den Hauptweg überquert, bleibt er plötzlich stehen. Er blickt nach Deadwood hinüber. Auf dem kleinen

Turm des Alarmhauses werden Flaggensignale gegeben, die von den Posten auf den Bergen aufgenommen und weitergegeben werden. Wahrscheinlich benachrichtigt man Jamestown, daß General Bonaparte über einen Fluchtversuch grübelt. Diese Jammerlappen!

Er setzt seinen Weg fort. Wieder an den Blumenbeeten entlang. Allmählich werden ihm doch die Beine müde. Und so läßt er die abschließende Runde um das Rondell aus.

Als er zur Veranda hinaufsteigt, tritt Las Cases aus der Tür. In sichtlicher Erregtheit. Er habe Seiner Majestät eine Neuigkeit zu vermelden, ein freudiges Ereignis im Hause Montholon... Bonaparte läßt ihn ausplappern und sagt dann:

»Eine Neuigkeit nennen Sie das? Wissen Sie, was die neueste Neuigkeit ist, Graf?«

»Nein, Sire«, sagt Las Cases leicht irritiert.

»Können Sie auch nicht. Ich habe es ja eben erst beschlossen.«

»Beschlossen, Sire?«

»Ja, mein Lieber. Ich werde Deadwood erobern.«

Las Cases verschlägt es die Sprache.

»Dieser Unfug da drüben muß ein Ende haben. Ständig zwei Regimenter vor der Nase und die herrlichen Kanonen, Sie müssen zugeben, das ist eine zu große Versuchung, als daß man ihr auf die Dauer widerstehen könnte. Es ist im übrigen ganz einfach. Wir passen einen günstigen Moment ab, zum Beispiel, wenn der Gouverneur einen seiner rauschenden Bälle gibt; ich nehme an, schon in den nächsten Tagen, zu Ehren der hohen Kommissare.

Dann sind fast alle Offiziere in Jamestown und besaufen sich. Im Morgengrauen, bevor sie zurückgekehrt und wieder nüchtern sind, gehe ich hinüber und übernehme das Kommando. Immerhin habe ich drei glänzende Generäle bei mir! Und weshalb, zum Teufel, glauben Sie, lerne ich die ganze Zeit Englisch? Ich werde zu den Soldaten sprechen, wie ich es so oft getan habe. Und welcher europäische Soldat würde bei meinem Anblick nicht in Erregung geraten, nicht vor Ehrgeiz beben, mir zu dienen! Sie werden sehen, die braven Kerle folgen mir bis ans Ende der Welt.«

Las Cases blickt ihn an, als rätselte er, ob das Ganze Scherz oder Wahnsinn sei.

»Sie staunen, Graf, was? Das kommt daher, daß Sie nichts von Kriegskunst verstehen. Wenn wir die Kanonen haben, ist das ganze Unternehmen nur eine Frage der Artillerie. Je mehr Schüsse sie abgibt, desto mehr schützt sie den Oberbefehlshaber. Es kommt dabei nicht so sehr darauf an, ob die Schüsse treffen, die moralische Wirkung ist die Hauptsache. Die Artillerieoffiziere wollten das nie einsehen. Wie oft war ich darüber aufgebracht! Das einzige Problem dabei ist der Munitionsnachschub...«

... aber am Munitionsnachschub lag es bei Waterloo nicht, weder auf seiner noch auf Wellingtons Seite. Es lag an Blüchers Artillerie, die mitten in seine Karrees feuerte. Und alles ergriff in panischer Angst die Flucht. Einer stürzte und stolperte über den anderen, über Tote und Verwundete und verendende Pferde. Nur seine letzten Gardebataillone kämpften weiter, sogar als man das Dorf Plancenoit schon aufgegeben hatte. Die Garde blieb sich

treu, sie starb, aber sie ergab sich nicht. Und General Cambronne, inmitten eines Restes von hundert Mann, feuerte seine Leute zum Widerstand bis zum letzten Blutstropfen an. Bis sie umzingelt waren und aufgefordert wurden, die Waffen niederzulegen. Als Antwort soll ihnen Cambronne nur ein Wort entgegengeschleudert haben: »Merde.« Merde, merde, merde... Bis er von einem Splitter getroffen zu Boden sank. Merde.

6

Es geht auf fünf Uhr, als Großmarschall Bertrand an diesem für ihn so unerfreulichen Augusttag Longwood House verläßt. Er versucht, seiner ungeduldigen Stute die Zügel anzulegen, damit sie im ruhigen Trott geht. Der Weg nach Hutsgate ist kaum eine halbe Meile weit, und Bertrand gäbe was darum, wenn der Weg heute länger wäre.

Die Nachricht, die sie alle aus den am Morgen eingegangenen Zeitungen entnahmen, traf ihn so unerwartet, daß er für Stunden zu keinem vernünftigen Satz fähig war. Desto beredter waren die anderen, den ganzen Tag über wurde immer wieder davon gesprochen, und am erregtesten war der Kaiser.

»Welch eine Moral!« rief er aus. »Aber was war schon anderes zu erwarten. In Zeiten der Revolution wird alles vergessen, die Wohltaten von gestern und die Verbrechen von heute. Dankbarkeit, Freundschaft, Verwandtschaft, nichts zählt mehr; alle Bande lösen sich. Man denke sich: Der Herzog von Fitz-James klagt seinen eigenen Schwager an!«

Bertrand empfand die Empörung des Kaisers als wohlthuend und tröstend, eine so bewegte Anteilnahme hatte er von ihm schon seit langem nicht mehr erfahren. Doch jetzt, da er nach Hause reitet und er nur noch an eins denkt, wie er Fanny das unumstößliche, alles besiegelnde Faktum beibringen soll, kann ihn nichts und niemand mehr trösten. Es ist ihm schwer ums Herz wie noch an keinem Tag, seit er auf der Insel ist. Er weiß, der Kaiser sieht es anders, aber er, Henri Grauen Graf Bertrand, der so stolz war auf sein Ansehen und seine für Frankreich erworbenen Verdienste, fühlt den vielleicht unauslöschlichen Makel, der von nun an seinem Namen anhaftet. Und Fanny...

Metallisch hart klingen die Hufe seiner Stute auf dem schwarz-grauen Basalt des breiten Weges, der von Longwood House zur Teufelspunschbowle, nach Hutsgate führt. Und jeder Hufschlag verkürzt die Zeit, verkürzt die Spanne, die ihm verbleibt, um sich tröstende Worte für Fanny zurechtzulegen. Tröstende Worte! Womit könnte er, der selber Trost brauchte, Fanny jetzt Mut machen? Jetzt, da alles entschieden ist. Entschieden für ihn, den Großmarschall des Kaisers. Aber auch entschieden für sie?

Bertrand reitet an dem kleinen, zu seiner Linken gelegenen Akazienwäldchen vorbei und nähert sich jener Stelle, wo ein schmaler Pfad abzweigt, der in den kaum besiedelten Ostteil der Insel führt. Und plötzlich ist da die fast übermächtige Versuchung, einfach abzubiegen, seiner Stute die Sporen zu geben und loszugaloppieren. Einen wilden Ritt zu machen durch alle Täler und Schluchten und Ebenen dieser verdamnten Insel. Stundenlang reiten

und reiten und reiten, in die Dämmerung hinein, in die Dunkelheit, in die Nacht, immer weiter und weiter und nie und nirgendwo ankommen müssen.

Aber er läßt den Pfad links liegen. Er ist zu mutlos, vielleicht auch zu nüchtern, um sich noch etwas vormachen zu können. Er ist ja längst angekommen. Angekommen im Nirgendwo. Und wenn er sich bisher auch gegen den Gedanken zu wehren versucht hat, mit dieser Nachricht, mit diesem Tag muß er es, ob er will oder nicht, zur Kenntnis nehmen. Sankt Helena ist der letzte Ort für ihn.

Die wärmende Sonne im Rücken und von vorn den ewigen Wind, reitet er weiter. Von den Berghängen und den wenigen Flächen, wo der felsige Boden mit einer dünnen, begrünten Erdschicht bedeckt ist, leuchten die goldgelben Ginsterbüsche herüber, die wilden roten Geranien, und vereinzelt ragen wie in einer Steppe die bizarren Kakteen empor. Wie oft ist er diesen Weg schon geritten, hin und zurück, morgens, mittags und abends, und alle Formen und Farben, jeder Stein, jede Wegbiegung, jeder Abgrund und jeder Berg zwischen Jamestown, Hutsgate und Longwood House sind ihm inzwischen so vertraut, als hätte er die Hälfte seines Lebens hier verbracht.

Die Hälfte seines Lebens. Wie schnell ist das so dahingesagt.

Aber wann weiß man eigentlich, was das ist, die Hälfte seines Lebens? Zweiundvierzig ist er jetzt, und bis zum heutigen Tag hat er immer in dem Bewußtsein gelebt, die andere Hälfte des Lebens noch vor sich zu haben; auch wenn er sich nicht recht vorstellen konnte, wie sie aussehen würde. Aber nun, nach dieser Nachricht, gibt es das

für ihn vielleicht gar nicht mehr, die andere Hälfte des Lebens.

Ein Jahr, hatte Fanny in Plymouth gesagt, ein Jahr werde sie mit ihm die Verbannung des Kaisers teilen, danach werde sie nach Europa zurückkehren. Das Jahr ist bald abgelaufen, und jetzt, da er selber so gut wie ein Verbannter ist, wie wird sie jetzt reagieren? Wird sie ihren Vorsatz ändern? Und wenn nicht?

Ihm fällt wieder jene Stunde ihrer Ankunft ein, als er und die anderen in der engen Kabine auf der »Northumberland« beim Kaiser waren. »Ich hatte manchmal Lust, euch zu verlassen in diesen Wochen«, hatte der Kaiser gesagt. Und er hatte entgegnet: »Der Mensch hat nicht das Recht, sich selbst zu töten, so schwer das Schicksal ihm auch sein mag.« Wie selbstverständlich war ihm das damals über die Lippen gekommen. Aber heute, wenn Fanny ihn verließ, er wüßte nicht, ob er seine Meinung ändern würde. Er wüßte nicht, was er tun würde.

Inzwischen hat er die Hochebene hinter sich gelassen, und er reitet auf dem befestigten Fahrweg hinunter nach Hutsgate, rechts die fast senkrechte Schlucht, links den steilen Berghang, und vor ihm, vor dem Hintergrund des mächtigen Diana Peak und des etwas kleineren Hallays Hill, liegt, wie eine stille grüne Oase, das kleine Plateau mit seinem Haus. Und schon von weitem sieht er Fanny und die Kinder, die mit der blonden Betsy Balcombe herumtollen. Am liebsten möchte er umkehren. Aber wo sollte er hin?

Irgend etwas ist vorgefallen. Fanny spürt es sofort. Sie sieht es ihm immer gleich an, wenn ihn etwas bedrückt.

Schon wie er das Pferd wortlos an Bernard übergibt. Wie er Hortense, die ihm aufgeregt ihre neue Puppe vorführen will, übers Haar streicht, ohne ihr zuzuhören. Wie er Betsy begrüßt, flüchtig und ohne ein freundliches Lächeln. Und sie selber, sie wartet vergeblich auf einen Begrüßungskuß. Es hat also wieder mal Ärger gegeben mit dem Kaiser. Hat ja auch schon zu lange gedauert, daß er ihn nicht heruntergeputzt hat. Armer Henri, da hast du gedacht, du hättest mit deiner Unterschrift unter das Papier des Gouverneurs ein für allemal bewiesen, wie sehr du ihn liebst. Wann wirst du je begreifen, daß es unmöglich ist, mit ihm auf Dauer nicht zusammenzustößen?

»Spielt mal weiter«, sagt sie zu Betsy, »ich muß erst mal ins Haus.«

Als sie ins Zimmer tritt, sieht sie die Flasche in seiner Hand.

»Nanu«, sagt sie, »seit wann trinkst du vor dem Diner?«

Aber er läßt sich nicht stören, er gießt das Glas bis zum Rand voll.

»Willst du mir nicht sagen, was los ist?«

»Ich trinke auf das Wohl deines Schwagers, des vierten Herzogs von Fitz-James!«

Was soll das, fragt sie sich, seit sie hier sind, hat sie von ihrer Halbschwester und deren Mann nichts gehört. Zwar weiß sie, daß er auf den englischen Zweig ihrer Familie nicht besonders gut zu sprechen ist, aber das gilt ja wohl auch für Monsieur de la Tour du Pin, den Mann ihrer anderen Halbschwester, der als Vertreter der Bourbonen beim Kongreß in Wien mit darauf hingewirkt hat, daß der Kaiser hierher verbannt wurde. Wieso also kommt er auf

Fitz-James zu sprechen?

»Würdest du mir vielleicht verraten, wie ich das verstehen soll?«

»Es ist nicht zu verstehen. Das ist ja der Witz daran. Alle glauben sich im Recht. Die Bourbonen glauben sich im Recht. Die Engländer glauben sich im Recht. Die Preußen, Österreicher und Russen glauben sich im Recht. Die Chouans, die Republikaner, die Bonapartisten glauben sich im Recht. Und wenn einer dem anderen in die Hände fällt, dann am liebsten Kopf ab und fertig. Man ist ja im Recht. Wie einfach. Aber wie will man da eigentlich je wieder zur Ruhe kommen? Soll denn die Zukunft nichts anderes mehr sein als eine endlose Kette von Rache und Vergeltung? Kann denn keine Partei der anderen ihr Recht und ihre Würde lassen?«

Fanny weiß nicht, ob es wirklich so ist, wie es Henri darstellt. Sie ist nur erstaunt, in was für Betrachtungen er sich auf einmal ergeht, und sie fragt sich noch immer, was das alles mit ihrem Schwager zu tun hat.

»Die Welt ist aus den Fugen. Und der einzige, der in den letzten zwanzig Jahren einen Ausgleich gesucht hat, war der Kaiser. Ich sage nicht, daß das der einzige Grund gewesen wäre, weshalb ich mich ihm angeschlossen habe. Aber ich frage dich: Wer in diesem verdammten Europa hat es eigentlich besser gemacht als er? Natürlich, auch er hat Krieg geführt, und ich war in seinen Kriegen General. Aber auf welcher Seite hätte ein Mensch in dieser Zeit denn für eine bessere Sache kämpfen können? Auf der Seite der Bourbonen, die zurück ins achtzehnte Jahrhundert wollten? Den Franzosen ging es damals wohl schlecht

genug. Auf der Seite Englands, das mit allen Kräften seine Weltherrschaft zu retten versucht? Wer kann im Ernst behaupten, daß es gut wäre, wenn eine Nation die Welt beherrscht? Oder wäre es vielleicht eine gute Sache gewesen, auf Seiten Rußlands, Preußens oder Österreichs zu kämpfen, die nur an ihre Dynastien denken und sich vor dem schlechten Beispiel der Revolution fürchten? Ich bleibe dabei, wenn eine Sache gut war, dann die des Kaisers. Und er hat keine Anhänger der Bourbonen an die¹ Wand gestellt, nur weil sie keine Bonapartisten waren. Er hat den Frieden gesucht, wenigstens im Innern. Und wenn ich noch einmal die Wahl hätte, ich würde ihm wieder folgen.«

Vor wem rechtfertigt er sich, denkt Fanny, er redet, als stünde er vor einem Kriegsgericht.

»Und was hat das nun mit Fitz-James zu tun?« fragt sie.

»Nichts. Er hat nur die Wahrheit auf den Kopf gestellt und mich öffentlich in den Dreck gezogen. Das andere haben die Bourbonen besorgt.«

»Das andere? Was ist das andere?«

Er stellt das halb geleerte Glas hin und blickt zum Fenster hinaus.

»Die armen Kinder. Ich darf gar nicht daran denken. Noch spielen sie. Aber wenn sie nicht mehr spielen werden, wenn sie einmal groß sind, einmal erwachsen sind und ihren Weg gehen wollen, vielleicht tun sie dann gut daran, ihren Namen abzulegen. Sonst wird man sie womöglich noch haftbar machen für die Verbrechen ihres Vaters.«

»Henri, ich bitte dich, hör endlich auf, dich und mich zu

quälen! Sag, was passiert ist!«

»Errätst du es denn nicht?«

»Nein.«

Fanny will jetzt nicht herumraten, sie will wissen, was geschehen ist.

»Der Montholon ist bloß aus der Armee ausgestoßen worden. Welch eine Strafe, wenn man sich gar nicht mehr in der Armee befindet! Und vor allem, wenn man sich zeitlebens mehr gedrückt hat vor dem Krieg, als daß man gekämpft hat – für Frankreich. Zweimal hat er die Seite gewechselt. Ney ist dafür hingerichtet worden. Aber Monsieur de Montholon wird nur aus der Armee ausgestoßen. Merkwürdig.«

»Henri«, sagt Fanny, fast flehentlich, »was interessiert mich Montholon...«

»Na schön, wenn du unbedingt willst, daß ich es ausspreche. – Ich bin zum Tode verurteilt worden.«

Fanny starrt ihn an, als hätte sie es nicht längst schon gehört.

»Verstehst du, ich existiere nicht mehr für Frankreich!«

»Aber cheri...«

»Ich bin ein Hochverräter. Verstehst du? Ich werde Frankreichs Boden nie mehr betreten können.«

»So hör doch auf, Henri! Ich habe es ja begriffen.«

Fanny ist den Tränen nahe. Sie weiß nur zu gut, was dieses Todesurteil für ihn bedeutet. Für ihn, für sie, für die Kinder. Und sie weiß auch, welche Vorwürfe er sich macht. Sie kennt ihn ja, er gibt sich die Schuld daran, daß sie und die Kinder so ein trauriges Dasein führen müssen. Und sicher fürchtet er, sie würde jetzt ihre Sachen packen

und mit den Kindern abreisen.

»Ach, cheri«, sagt sie, »glaubst du etwa, ich könnte dich jetzt verlassen?« Sie schmiegt sich an ihn und küßt ihn. »Mein großer dummer Junge, kennst du mich wirklich so schlecht?«

»Ach, chérie, wenn du wüßtest, was ich manchmal für Gedanken habe...«

»Zum Teufel, jetzt sei aber still!«

Er lächelt.

»Manchmal frage ich mich, womit ich dich verdient habe.«

»Das frage ich mich auch. – Und nun Schluß damit. Du dummer Moralist. Wir leben! Und das ist immer eine Hoffnung. Immer, hörst du!«

Sie nimmt seine Hände und zieht ihn zu sich heran.

»Außerdem solltest du daran denken, daß ich ein Kind erwarte. Ist das nicht ein Grund mehr, sich auf die Zukunft zu freuen? Daß es einen Bertrand mehr geben wird auf der Welt? – So, und nun sag mir, welches Kleid ich heute abend anziehen soll. Wir gehen doch nach Longwood House, oder nicht?«

»Ja – wenn du magst...«

Fanny lächelt, wie über eine überflüssige Frage.

»Also gut«, sagt er, »das weiße. Das mit den kurzen Ärmeln und dem freien Hals. Darin siehst du immer am schönsten aus. Und außerdem, du weißt ja...« Er lächelt. »Es ist immer so schrecklich heiß beim Kaiser...«

Über hundert Kerzen, viel zuviel für die beiden niedrigen Räume, und eigentlich müßte man sparen, aber es muß leuchten, strahlen muß es, glänzen und flimmern und glitzern, wie einst in den Tuilerien, egal, ob alles stöhnt und schwitzt wie in einem Dampfbad, von Deadwood aus muß Longwood House wie ein festlich illuminiertes Schloß aussehen. Dem geizigen Gouverneur zum Trotz. Die Herrlichkeit des Hofes muß ins Auge stechen, wenn sie bewundert werden soll. Die Welt muß sehen, was ein Kaiser ist, auch wenn die Welt noch so klein ist.

Ein Kaiser sitzt jedenfalls nicht im Dämmerlicht. Und ein Kaiser spart nicht. Ein Kaiser tafelt. Ein Kaiser, das ist Größe, das ist Stil, das ist Kultur. Nach dem Diner geht man, wenn schon nicht zum Ball, dann doch zumindest ins Theater. Also die Plätze einnehmen! Der Kaiser liest vor. Racine, Corneille, Voltaire. Fast jeden Abend. Er weiß, die Generäle gähnen und schlafen ein. Die Damen machen große interessierte Augen und sind in Gedanken ganz woanders. Albine hängt ihrem letzten Schmöker nach, irgend so einer Schwarte, in der geliebt, entführt, gefochten und geschossen oder Gift gemischt wird, wie bei der Marquise de Brinvilliers, Hauptsache spannend und schaurig. Die schöne Fanny träumt vermutlich von ihrem verlorenen schönen Haus in Paris oder von England. Und Las Cases denkt an seine Frau; wird sie kommen, oder wird sie nicht kommen. Welch eine Gesellschaft! Am ehesten zu ertragen ist sie noch bei Whist, Piquet oder beim Schach. Selbst die Anekdoten muß er selber erzählen. Wer weiß,

ob sie es noch länger bei ihm aushielten, wenn er sie nicht bezahlte und wenn es nicht die reichhaltige Tafel, die Braten, das Zuckerwerk, die Weine und Liqueure gäbe. Dabei ist das Gesöff wahrlich mehr schlecht als recht. Nein, das ist keine Hofhaltung, das ist ein Mummenschanz. Jeder x-beliebige Adlige in Frankreich lebt, und wenn er noch so verarmt ist, auf seinem Landsitz besser als er.

In den Augen des Gouverneurs jedoch lebt er noch viel zu gut. Schon seit Tagen belagert ihn dieser Bastard mit einer neuen Niederträchtigkeit. Er will ihm den Etat kürzen. Natürlich beruft er sich wie stets auf seine Befehle aus London. 300 000 Francs seien zuviel für den Haushalt von Longwood House, er könne ihm nur noch 200000 zur Verfügung stellen. Er, General Buonaparte, möge, wenn er keine Einschränkungen hinnehmen wolle, die Differenz von 100000 Francs selber aufbringen. Mit anderen Worten, er soll seine Gefangenschaft auch noch selber finanzieren. Dieser Sbirre muß den Verstand verloren haben.

»Protestnote, Montholon! Schreiben Sie! – >Herr Gouverneur! Ich hatte die Ehre, Ihr Schreiben zu erhalten...< «

Es wird freilich nichts nützen. Auch seine Beschwerden über seinen baufälligen, ungesunden, von Ratten heimgesuchten Wohnsitz haben nichts bewirkt. Ebensowenig wie seine mehrfachen Proteste gegen den Vertrag vom 2. August 1815, in dem England, Österreich, Rußland und Preußen ihn widerrechtlich zum Kriegsgefangenen erklären, in dem man seinem Sohn, zu dessen Gunsten er ausdrücklich abgedankt hat, den Thron streitig macht. Soll er sich etwa an die Herren Regierungskommissare wenden? Er hat sie ja nicht einmal empfangen können, weil dieser

Bastard von Löwe darauf bestand, daß er sie nicht als Privatmann, sondern nur als Kriegsgefangener empfangen dürfe. Und was wäre von den Herren Kommissaren auch schon zu erwarten. Montchenu war schon früher ein fragwürdiger Oberst und ist jetzt ein ebenso fragwürdiger *Maréchal de camp*, eine gepuderte Vogelscheuche mit Perücke und Zopf, ein Lakai der Bourbonen, ein alter, fettleibiger, verwelkter Lebemann mit zu hohem Blutdruck und Säufernase. Stürmer ist ein Lackaffe aus der Schule Metternichs, ein Karrierist, ein Herr, der sich dumm stellt, als käme er nicht aus Wien, sondern vom Mond, als wüßte er nicht, daß er, Bonaparte, in Schönbrunn einen Sohn und eine Gemahlin hat, daß Kaiser Franz immerhin sein Schwiegervater ist. Und die Baronin, eine Französin, die einst in Paris im Haus von Las Cases, wie sich herausstellte, ein und aus ging, deren Vater vor Jahren Emmanuel Unterricht im Schreiben und in lateinischer Sprache erteilt hat, sie will den Grafen auf einmal nicht mehr kennen, und Las Cases, dieser treuherzige Mensch, wundert sich auch noch, er hat noch immer nichts von der Verdorbenheit der Welt begriffen. Der einzige Mann von Ehre und Anstand ist noch Graf Baimain, der es zutiefst bedauert, daß es ihm nicht vergönnt ist, ihn, den Kaiser der Franzosen, kennenlernen zu dürfen. Dieser Löwe handhabt seine Vorschriften wie ein Dorfgendarm. Cockburn war zwar ein schlechter Engländer, aber immerhin doch ein Engländer, dieser Löwe aber ist nur ein schlechter Preuße.

Aber er soll seinen Krieg haben. Mit den Möbeln und Büchern, die er ihm hat bringen lassen, kann er ihm ge-

stohlen bleiben. 200 000 Francs für Longwood House! Und wie hoch sind die Bezüge für ihn und Plantation House? 300000! Seit wann gilt ein Gouverneur mehr als ein Kaiser?

»Schreiben Sie, Las Cases! – >Herr Gouverneur! Ihre Annahme, Seine Majestät der Kaiser verfüge über unerschöpfliche Geldmittel, ist irrig. Er besitzt keine Schätze. Seine Schätze befinden sich in Europa und liegen offen zutage, die prächtigen Häfen von Antwerpen und Vlissingen, die hydraulischen Schutzwerke bei Dunkerque, Le Havre und Nice, das Riesendock von Cherbourg, die Hafenanlagen von Venedig, die schönen Chausseen nach Amsterdam, nach Metz, nach Bordeaux, die Pässe über den Simplon, über den Mont-Cenis, über den Mont-Genèvre und die Corniche, in diesen Unternehmungen allein stecken achthundert Millionen Francs...«

Was könnte er noch alles aufzählen! Die Brücken von Paris, den Rhein-Rhone-Kanal, den Wiederaufbau der in der Revolution zerstörten Kirchen, die neuen Industriezweige, die Hunderte von Woll- und Baumwollwarenfabriken, die vierhundert Zuckerfabriken, die Unterstützung des Ackerbaus, die Einführung der Merinoschafe... Aber dieses Gendarmenhirn würde es ja doch nicht ermessen können, was er für Europa ausgegeben hat. Vermutlich würde er ihm die wenigen Denkmäler vorwerfen. Als hätte er sich nicht nur ein einziges Prachtschloß errichten lassen! Wo also soll er 100000 Francs hernehmen? Und weshalb überhaupt? Ist es etwa seine Schuld, daß England verarmt ist, daß es ein morbides Staatswesen und eine unfähige Wirtschaft besitzt?

»Sie kennen ja England, nicht wahr, Las Cases? Dieses Land, das sich für das Vorbild der Demokratie und des Fortschritts hält, ist doch von Staatsschulden zernagt. Und was fällt den Herren Politikern dazu ein? Man treibt für alle Waren die Preise in die Höhe! Ein Teufelskreis, aus dem es kein Entrinnen gibt, denn entweder werden die Löhne verhältnismäßig gesteigert, dann wird die englische Industrie auf den Märkten des Kontinents bald nicht mehr wettbewerbsfähig sein, oder aber die Löhne bleiben auf derselben Höhe, dann werden die Arbeiter nicht einmal mehr so viel verdienen, um die notwendigsten Lebensbedürfnisse befriedigen zu können. Und genauso genial ist die Finanzpolitik des Herrn Gouverneurs!«

Er soll nur kommen. Bisher hat er, Bonaparte, immer wenn er im Garten war, die Flucht ergriffen, wenn er ihn herangeloppieren sah, aber einmal noch muß er ihn empfangen, um dem Spuk ein Ende zu machen. Aber draußen, bitte sehr, im Garten, dieser Schurke setzt ihm keinen Fuß mehr über die Schwelle.

»Bertrand, sagen Sie dem Herrn, ich sei bereit, ihn anzuhören.«

Aber was für ein sich wiederholendes Geschwafel von Pflicht und Notwendigkeit und Sparsamkeit...

»Ein für allemal, Herr Gouverneur! Sie treiben Ihre Unverschämtheit zu weit. Kein Tag vergeht, an dem Sie nicht Schimpf und Schande auf mein Haupt häufen. Sie, der Sie nur Banditen und Deserteure, den Abschaum der Menschheit, befehligt haben. Ich kenne die Namen aller englischen Generäle, die sich ausgezeichnet haben. Von Ihnen weiß ich nur, daß Sie ein Schreibknecht Blüchers oder ein

Räuberhauptmann waren, der niemals die Ehre hatte, anständige Soldaten zu kommandieren. Sie behaupten, gegen Ihren Willen hierher versetzt worden zu sein. Begreifen Sie nicht, daß es Ämter gibt, die ein Mann, der etwas auf sich hält, niemals annehmen darf? Im übrigen glaube ich nicht, daß Ihnen Ihre Regierung Ihr Benehmen vorschreibt. Lassen Sie mich also mit den widerlichen Einzelheiten, die meinen Lebensunterhalt betreffen, in Ruhe. Schicken Sie mir überhaupt nichts mehr nach Longwood House. Ich werde mit der Tafel der braven Offiziere vom dreiundfünfzigsten Regiment vorliebnehmen. Ich bin sicher, kein einziger von ihnen wird sich weigern, sein Mahl mit einem alten Soldaten wie mir zu teilen. Jeder Soldat dort drüben hat mehr Mitgefühl für mein Schicksal als Sie. Die guten Männer weinen, wenn sie an mir vorübergehen! Wenn Sie noch einen Funken Ehre im Leibe haben, würden Sie um Ihre Abberufung bitten...«

Und der Kerl wagt ihm zu entgegnen, das habe er bereits getan. Dieses falsche Gesicht, es sagt mehr als alles andere. Aber Montholon hatte wohl recht, als er vor geraumer Zeit meinte, es sei nicht gut, das Feuer immer von neuem zu schüren. Wenn er nur dessen Besonnenheit besäße. Der gute Montholon, er hätte in der Tat das Zeug zu einem hervorragenden Diplomaten. Aber er, er ist nun mal ein Vulkan. Ein tätiger Vulkan! Und schließlich ist er ein Korse. Ein Korse wie Santini. Ach, dieser Unglücksmensch! Er liebt seinen Kaiser so sehr, daß er den Gouverneur umbringen wollte. Läßt sich einfach, unter dem Vorwand, er leide an Melancholie, vom Hausdienst befreien und nimmt seine Doppelflinte, um auf die Jagd zu gehen, angeblich

um Vögel zu schießen für ihn, den Kaiser. Zum Glück konnte er in einem Anfall von Vertrauensseligkeit den Mund nicht halten und hat sich seinem Landsmann Cipriani anvertraut.

»Eine schöne Geschichte hättest du mir da eingebrockt, du Dummkopf! Erst den Gouverneur und dann sich selber erschießen wollen. Ist dir nicht klar, daß ich als der Mörder des Gouverneurs gegolten hätte? Es wäre unmöglich gewesen, der Welt diesen Gedanken auszureden. Daß dir so etwas nicht noch einmal in den Kopf kommt!«

Da muß er, wegen dieses Bastards von Löwe, nun schon seine eigenen Leute zur Rede stellen. Für ihre Liebe zu ihm! Am liebsten würde er dem Herrn Gouverneur schildern, in welche Verzweiflung er alle hier auf Longwood House treibt mit seinen endlosen Schikanen. Aber es wäre natürlich verschwendete Mühe, an dessen Mitgefühl appellieren zu wollen. Es wird ihm etwas anderes einfallen, um diesen Folterknecht in die Knie zu zwingen. 100000 Francs! Um nichts in der Welt wird er die zahlen, und wenn ihm der Bastard mit noch soviel kleinen Gefälligkeiten zu beweisen versucht, daß er doch im Grunde guten Willens sei. Da besitzt er tatsächlich die Stirn, ihm durch O'Meara ein Paar Stiefel anzubieten.

»Wenn Sie mir die Stiefel überbrächten, verehrter Doktor, würde ich sie Ihnen an den Kopf werfen. Mir fehlt es an allem, aber ich verbiete Ihnen, jemals etwas von diesem Menschen für mich zu verlangen. Ich werde bald barfuß gehen! Folgen Sie meinem Beispiel, lieber Doktor!«

Der gute O'Meara, er scheint wirklich ehrlich um ihn besorgt zu sein. Manchmal ist er zwar im Zweifel, ob jener

nicht vielleicht eine Art Doppelagent sei, der sowohl für Plantation House als auch für Longwood House kundschaftet und berichtet. Aber er besitzt bisher keinerlei Beweis dafür. Wie auch immer, O'Meara ist ihm ein willkommener Mittelsmann, der es ihm erspart, ständig den Gouverneur zu empfangen. Außerdem hat er ihm Details geliefert, die seine Aufrichtigkeit glaubhaft erscheinen lassen. Zum Beispiel, daß Löwe über jeden Gegenstand zwei Berichte nach London schickt, einen offiziellen, der falsch ist und der für das Archiv des Ministeriums bestimmt ist, und einen vertraulichen, der der Wahrheit entspricht und nur zur persönlichen Kenntnis des Kolonialministers gelangt. Wenn es erforderlich wird, daß sich die Regierung öffentlich äußern muß, beruft sie sich natürlich auf den falschen.

»Ja, mein lieber O'Meara, so können selbst die besten staatlichen Einrichtungen zum Fluch werden, wenn sie auf keiner moralischen Grundlage beruhen. Die absolute Gewalt dagegen hat es nicht nötig zu lügen; sie schweigt einfach! Eine den Kammern verantwortliche Regierung aber versteckt sich hinter unverschämten Lügen und falschen Berichten, wenn sie gezwungen ist, den Mund aufzutun.«

O'Meara ist ein geduldiger Zuhörer und ein gescheiter Gesprächspartner. Und ihm, Bonaparte, ist es ein besonderes Vergnügen, vor einem Mann der Wissenschaft mit seinem alles durchdringenden Geist zu glänzen. Sicher hat auch jener längst begonnen, Aufzeichnungen zu machen über seine Tage mit Napoleon. Gelegentlich freilich hat er den Eindruck, als begegnete ihm O'Meara mit einem ironischen Vorbehalt, als lächele er im stillen über ihn, so, als

habe er längst durchschaut, daß alles, was Löwe unternimmt, ihm, Bonaparte, im Grunde höchst willkommen ist. Und in der Tat, nichts wäre ungünstiger für ihn als ein großzügiger, edel gesinnter Gouverneur, der ihm keinen Anlaß gäbe, Lärm zu schlagen und der Nachwelt zu beweisen, wie England ihn langsam, aber erbarmungslos zugrunde gerichtet hat.

Natürlich könnte er die 100000 Francs mit Leichtigkeit aufbringen. Er brauchte nur einen Brief an Laffitte zu schreiben. Außerdem hat er Las Cases vor Antritt der Reise ein Diamanthalsband zur Aufbewahrung gegeben. Auch hat ihm der Graf bereits wiederholt 80 000 Francs angeboten, die er bei einer Londoner Bank deponiert hat. Aber hier handelt es sich um eine Machtfrage und um eine Frage des Prestiges! Und da wird um keinen Fußbreit nachgegeben.

Wie beschämend für eine große, siegreiche Nation, von einem aller Macht und Mittel beraubten Mann 100 000 Francs zu verlangen, während sie gleichzeitig 8 Millionen ausgibt für den Unterhalt dieser sinnlos zu einer Festung ausgebauten Insel! Das liest sich viel besser. Und er wird diesem Löwe beweisen, zu welchen Verzweiflungstaten er ihn treibt.

»Cipriani, du holst das Silberzeug und schlägst es in Stücke! Keine Widerrede! Du nimmst ein Beil, gehst in den Garten und zertrümmerst das Silber. Aber vorerst nur die Tafelaufsätze! Die können wir entbehren. Und du machst es im Garten! Und laß dir Zeit, damit es auch alle sehen. Die Trümmer packst du dann in einen Korb, und morgen, hörst du, morgen gehst du damit nach Jamestown

und verkauft es beim Juden Salomon!«

Die herrlichen Tafelaufsätze, gefertigt von den besten Silberschmieden Frankreichs, aber es muß sein. Auch wenn dem braven Cipriani dabei das Herz blutet.

Na bitte, das Nachrichtenwesen funktioniert doch! Und der Herr Gouverneur zeigt Wirkung. Er hat wohl Angst, das Silberzeug Napoleons könnte zum Souvenirartikel auf Sankt Helena werden.

»Also gut, wenn uns der Herr Inselkönig verbietet, das Silber beim Juden zu verkaufen, dann bringst du es zum Regierungsbeamten Ibbetson. Ins > Schloß < von Jamestown. Der Erlös, sagst du, sei für Gouverneur Sir Hudson Löwe bestimmt, damit er seine Gefangenen auf Longwood House nicht verhungern läßt. Und wo du auch hinkommst, überall erzählst du die Geschichte. Du verstehst, Francesci, die ganze Insel muß es erfahren!«

Der gute Cipriani, ihm ist nicht wohl bei der Sache. Bisher hat Löwe ihn nicht wiedererkannt. Aber er ist ja ein Mann mit Herz und Verstand, er wird Löwe gegebenenfalls schon Paroli bieten. Hauptsache, der Herr Gouverneur wird vor den Augen seiner eigenen Leute beschämt!

Die Beamten, die Offiziere, die Regierungskommissare, sie sind ja nicht auf den Kopf gefallen, sie können auch rechnen und vergleichen. 300000 Francs, umgerechnet 12 000 Pfund, für Plantation House, wofür eigentlich? Hat der Herr Gouverneur nicht sechzig Sklaven für sich allein? Aber er muß ja teure Möbel kaufen, einen Eßtisch für 1 125 Francs, Rohrstühle für 1 625 Francs, das geht natürlich ins Geld.

Admiral Malcolm, ein durchaus würdiger Nachfolger

Cockburns, mit dem er gelegentlich kleine Rundfahrten unternimmt, hat ihm mehr als einmal bestätigt, daß Löwes Benehmen bei den Offizieren der Garnison und des Lagers nicht selten Kopfschütteln hervorruft. Auch Balcombe, der fröhliche Zecher in The Briars, findet kein Verständnis für die Maßnahmen des Gouverneurs und ist tief betrübt, daß er nicht mehr direkter Hoflieferant für Longwood House sein kann. Aber was nützt das alles? Er weiß ja aus seinen eigenen Tagen der Macht, daß ein Herrscher nicht nachgiebig sein darf, wenn er das Zepter in der Hand behalten will.

»Also gut, wenn dem Herrn Blutsauger fünfundsechzig Pfund Silber nicht genügen, wird das Ganze wiederholt. Francesci, du zerschlägst das nächste, die großen Silberschüsseln. Doch, du tust, was ich dir befehle! Glaubst du, mir würde das Herz nicht bluten? Aber es muß sein. Und wenn wir alles zerschlagen müssen. Dann werde ich eben von Porzellantellern essen.«

Nach Indien hätte er ziehen sollen. Dann würde er heute von goldenen Tellern essen können. Warum hatte er den Plan nur fallenlassen! Mit 8000 Mann auserwählter Truppen wäre es nicht schwer gewesen. Mit acht Schiffen wäre er im Hafen von Kalkutta gelandet, hätte alle dort ankern- den englischen Schiffe verbrennen lassen und dann Verhandlungen aufgenommen mit den indischen Fürsten. Der Erfolg wäre ihm sicher gewesen. England wäre empfindlich getroffen gewesen, und er wäre niemals diesem Bastard von Löwe begegnet. Der ihn durch Aushungern zu erpressen sucht. Die Lieferungen werden immer knapper. Mal fehlt der Kaffee, mal Milch und Zucker. Das Fleisch

wird immer miserabler und der Wein, täglich nur noch eine Flasche pro Kopf, immer elender. Da meint der Herr Statthalter wohl eine gute Tat zu vollbringen, wenn er befiehlt, auf der Hochebene Kaninchen auszusetzen, damit er, Bonaparte, und seine Leute auf die Jagd gehen können, um sich den täglichen Speiseplan zusammenzuschießen? Diese Niedertracht! Wie lange soll das noch so weitergehen? Drei Monate dauert dieser Kleinkrieg nun schon.

»Nein, Cipriani, es findet keine Kaninchenjagd statt. Das könnte dem Herrn Gouverneur so passen, sich daran zu ergötzen, wie wir über die Hochebene von Longwood hetzen, um etwas zu beißen zu haben. Du zerschlägst jetzt das Silbergeschirr. Ja, die Teller und Platten! Als Ersatz kaufst du bei Salomon billiges Porzellan.«

Wenn es ihm nur nicht so schlecht ginge, dann könnte er vielleicht sogar etwas Vergnügen daran finden, diesem Löwe die Hölle heiß zu machen; denn das ist gar keine Frage, Löwe wird unsicher, er droht schon damit, sie alle umzusiedeln, auf eine andere Insel, dieser Räuberhauptmann, er ist ihm auf die Dauer nicht gewachsen. Aber seit einigen Tagen hat ihn wieder die Schwermut gepackt, und ihn hat wieder diese merkwürdige Schwäche befallen. Er leidet an Fieberanfällen, mal ist ihm heiß, mal ist ihm kalt. Das Bett muß er sich wärmen lassen, wie ein alter Tattergreis. Und nur Suppe kann er löffeln, weil ihm das Zahnfleisch geschwollen ist, weil er Pickel auf den Lippen und in der Mundhöhle hat. Weiß der Teufel, woher das alles kommt. War das Fleisch verdorben? Aber die anderen haben doch auch davon gegessen. O'Meara zählt ihm allerlei Medikamente auf, aber was hilft ihm das, wenn sie

hier nicht zu haben sind. Statt dessen kommt er ihm mit Gurgelspülungen! Wo er kaum schlucken kann. Zum Teufel mit der ganzen Quacksalberei! Er kann sich selber helfen. Wenn er wenigstens hinaus könnte an die frische Luft. Aber er kommt immer bloß bis zur Veranda, dann muß er wieder umkehren und sich hinlegen. Montholon und Las Cases geben sich alle erdenkliche Mühe mit ihm, obwohl er alles andere als ein geduldiger Patient ist. Den ganzen Tag verbringt er auf dem Kanapee und ist durch nichts zufriedenzustellen. Er ist sich ja selbst zuviel. Das beste Mittel ist immer noch ein ausgiebiges Bad und ein Glas guten Weins. Nur hält die belebende Wirkung nie lange an. Dann überwältigt ihn wieder die Melancholie. Wie sollte es auch anders sein? Woher sollte er denn Zuversicht gewinnen? Die »Northumberland« ist davongesegelt. Die herrliche »Northumberland«, das Schiff seiner Hoffnung. Inzwischen ist sie sicherlich schon in Europa. Europa! Welch ein entmutigendes Wort ist das für ihn geworden. Kann es denn wirklich sein, daß man ihn dort schon vergessen hat? Nach allem, was er für die Neugestaltung des Kontinents getan hat. Warum, zum Teufel, rührt niemand einen Handschlag für ihn!

Aber er weiß es ja, er hat zuviel Schrecken verbreitet, seine Siege haben zuviel Blut gekostet, seine Ziele waren zu groß, man hat ihn nicht verstanden.

»Das Geschick Europas, lieber Las Gases? Es hängt von dem Genie eines einzigen Mannes ab. Wenn auf den russischen Thron ein Mann kommt, der tatkräftig, tapfer und befähigt ist, ein Zar, der Haare auf den Zähnen hat, so ist Europa sein! Er kann seine Operationen auf deutschem

Boden, hundert Meilen von Wien und Berlin entfernt, beginnen; dies sind die beiden Hauptstädte, deren Souveräne das einzige Hindernis für ihn bilden. Er macht den einen gewaltsam zum Verbündeten und schlägt mit dessen Hilfe den anderen; in kurzer Zeit steht er im Herzen Deutschlands, mitten unter den Fürsten zweiten Ranges, deren Mehrzahl zu seiner Verwandtschaft gehört oder von seinem Erscheinen alles erhofft. Wenn nötig, wirft er einige Brandfackeln über die Alpen nach Italien hinein, das nur auf eine Explosion wartet, und marschirt dann im Triumph gegen Frankreich, wo er sich als dessen Befreier proklamiert. Wenn ich in seiner Lage wäre, würde ich gewiß in der festgesetzten Zeit und den vorher bestimmten Etappen Calais erreichen und damit Herr und Schiedsrichter Europas sein... Dann wäre es ein leichtes, die Grundlage für eine neue Gesellschaft zu schaffen. Europa sehnt sich nach dieser Wohltat! Das alte System ist tot, und das neue steht noch auf schwachen Füßen. Es wird langer und schwerer Kämpfe bedürfen, ehe es gefestigt ist. Ach, Las Gases, wenn ich nur einmal noch hineinkönnte nach Frankreich, nur einmal noch...«

Welche Möglichkeiten würden sich ihm eröffnen! Statt dessen sitzt er hier auf diesem Felsen und schlägt sich mit dieser Krämerseele von Gouverneur herum. Wegen 100 000 Francs. Aber er wird nicht nachgeben. Er ist noch immer Napoleon Bonaparte.

»Der Gouverneur? Ich kann ihn nicht empfangen. Ich bin krank. Fragen Sie ihn, was er will, Montholon!«

Was wird er schon wollen. Wahrscheinlich wünscht er nichts weiter, als ihn zu sehen. Nach so vielen Wochen

wird der Herr Kerkermeister natürlich unruhig, ob sein Gefangener überhaupt noch da ist.

»Nun? Was will der Sbirre? Hat er eine neue Schikane ausgeheckt? – Warum lächeln Sie, Montholon? – Er kapituliert? Er bedauert? Er hat wirklich geglaubt, daß wir hier im Besitz reichlichen Goldes wären?«

Seine Herrlichkeit der Herr Gouverneur zieht seine Forderung zurück. Ein Sieg. Er ist immer noch Napoleon Bonaparte!

»Festbeleuchtung, Montholon! Und ich erwarte euch alle Punkt sieben Uhr zum Diner!«

Und wieder über hundert Kerzen, viel zuviel für die niedrigen Salons, aber es muß leuchten, strahlen muß es, glänzen und flimmern und glitzern, wie einst in den Tuileries. Die Herrlichkeit des Hofes muß ins Auge stechen. Die Welt muß sehen, was ein Kaiser ist.

Aber es ist ekelhaft, von Porzellantellern essen zu müssen. Es erinnert ihn an seine Jugendzeit, als er von schwarzen irdenen Tellern gegessen hat.

8

Es ist wieder Frühling. Südfrühling. Novemberfrühling. Das zweite Mal nun schon seit ihrer Ankunft. Es bedarf freilich mehr des Kopfes und des Kalenders als der Sinne, um das festzustellen. Denn die Passatwinde wehen wie zu allen anderen Jahreszeiten auch. Die Temperaturen klettern kaum höher als im Juli, August. Die nackten schwarzgrauen Felsen ringsherum sind genauso nackt und

düster wie immer. Der spärliche Bewuchs der Hochebene bringt kaum eine neue Farbe hervor. Nur im Garten rings um Longwood House blühen jetzt, kärglich genug, Aloen und Oleander. Voller Wehmut denkt Las Cases an The Briars zurück. Wie üppig idyllisch war es dort vor einem Jahr! Der Duft der Heckenrosen, die Blütenpracht der Orangen-, Mango- und Granatapfelbäume, die stillen, lauen Abende vorm Gartenhaus... Und wieviel mehr Hoffnung beseelte sie alle damals, wenn sie an Frankreich, wenn sie an Paris dachten.

Paris... Dort halten jetzt die grauen regnerischen Tage Einzug. Über der Seine wallen morgens die Nebel. An den Quais sitzen die Angler. Im Jardin du Luxembourg, im Jardin des Tuileries, im Bois de Boulogne fallen die Blätter von den Bäumen. Über das naßglänzende Pflaster der Straßen und Brücken rollen abends die Equipagen zu den Theatern und den hellerleuchteten Palais. Und bald beginnt die neue Ballsaison. Las Cases wird das Herz schwer. Welch ein Verlangen nach diesem kalten, nassen, unfreundlichen November an der Seine!

Als Santini, Rousseau, Piontkowski und Archambault der Jüngere – vom Kaiser benannt, als der Gouverneur auf seiner Forderung nach Verringerung des Dienstpersonals besteht – mit ihren wenigen Gepäckstücken Longwood House verlassen und zum Hafen hinuntergeführt werden, kann Las Cases nicht umhin, die vier zu beneiden. Sie werden zunächst zum Kap gebracht, heißt es. Von dort werden sie ihre Reise dann fortsetzen. Wohin, ist noch unbestimmt. Aber nur zu gern würde Las Cases diese Ungewißheit auf sich nehmen. Auch England ist, wie er weiß,

ein Land, in dem es sich leben läßt. Und sicherlich würde die englische Regierung nichts dagegen einzuwenden haben, wenn er seine Frau zu sich an die Themse holte.

Der Tag, an dem ihr Brief kam, mit der Nachricht, daß ihr Gesuch, nach Sankt Helena reisen zu dürfen, in London abgelehnt worden sei, war für Las Cases ein Tag zwiespältigster Empfindungen. Er fühlte sich, als er ihre Zeilen las, weiter von ihr entfernt als je zuvor, und er machte sich Vorwürfe, sie allein zurückgelassen zu haben. Zugleich aber fühlte er sich erleichtert. Hier wäre sie ja doch nicht glücklich gewesen, sagte er sich. Und mit ihr, die sich allein im fernen Paris nach ihm sehnte, besaß er, wenn es hier mit allem noch schlimmer kommen sollte, einen hinreichenden Grund für eine vorzeitige Abreise. Vor dem Kaiser freilich mußte er die Erleichterung in eine schmerzliche Betrübniß umwandeln. Und sogar Emmanuel, ohne daß er ihn dazu in irgendeiner Weise ermuntert hätte, spielte dieselbe Komödie der falschen Empfindungen.

»Nicht wahr«, sagte er hinterher, als sie wieder auf ihrem Zimmer waren, »es ist doch besser, der Kaiser glaubt, wir sind traurig, daß Mama nicht zu uns kommen darf?«

Las Cases war im ersten Moment so verblüfft, und er zögerte wohl auch einen Augenblick zu lange, als daß er den Sohn noch glaubhaft hätte zurechtweisen können.

»Es ist ja auch nichts Schlechtes, wenn man sich ein wenig verstellt«, fügte Emmanuel dann, sich gleichsam entschuldigend, hinzu. »Der Kaiser macht es ja ebenso. Wir sind nun mal in einer Lage, in der man sich nicht gehenlassen darf. Die Pflicht gebietet uns, daß wir einander hel-

fen und dem Schicksal gemeinsam trotzen.«

Las Cases war bestürzt gewesen. Wie altklug, wie nachgeahmt hatte das geklungen. Was aber weit schlimmer war, innerhalb eines Atemzuges hatte der Junge sich selbst zurückgenommen, von einer Sekunde zur anderen war er umgeschwenkt von einer fast schmelmisch-komplizenhaften Offenheit zu einer tönenden, formelhaften Rechtfertigung der Verstellung als moralische Verpflichtung. Warum das? Glaubte er sich ungehörig weit vorgewagt zu haben? Hatte er plötzlich Angst bekommen? Aber wovor? Sie waren doch allein miteinander. Vater und Sohn. War es denn so, daß der Junge nicht wußte, woran er bei ihm war? Oder war auch er schon ein Opfer der Galeere des Hofes? Litt auch er schon an dieser Pestilenz des Geistes, daß er nicht mehr wußte, was er wirklich dachte und was er zu denken meinte? \

Las Cases spürte die Verantwortung, die Verpflichtung, die ihm dieser Moment auferlegte. Aber er versagte. Er sprach es nicht, das dringend gebotene offene Wort zwischen Vater und Sohn. Er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, ohne sich selbst in Frage zu stellen. Später einmal, dachte er, wenn das alles hinter ihnen lag, dann würde Emmanuel ihn sicher verstehen.

Dieser Tag aber, so viel war ihm klargeworden, hatte ein Alarmzeichen gesetzt. Es wurde höchste Zeit, daß er mit Emmanuel die Insel verließ. Aber wie? fragte er sich. Mit welcher Begründung? Unter welchem Vorwand?

Seitdem grübelt er und entwickelt Pläne. Aber immer wieder verwirft er sie. Er denkt an das Tagebuch. Ist es schon umfangreich genug für eine aufsehenerregende

Veröffentlichung? Wird es später nicht zu fragmentarisch erscheinen? Denn wer weiß, wie viele Jahre der Kaiser noch auf der Insel zubringen müssen – in Gesellschaft der anderen, die ebenfalls schreiben. Wird deren Ausbeute nicht einmal ungleich größer ausfallen? Und noch ein anderes Problem stellt sich ihm, das seiner Glaubwürdigkeit. Wie soll er, zurückgekehrt nach Europa, als ein treuer, überzeugter Anhänger Napoleons auftreten und das Tagebuch von Sankt Helena veröffentlichen, wenn alle Welt weiß, daß er den Kaiser vorzeitig verlassen hat?

Und so geht die Komödie denn weiter. Dieses würdelose Rollenspiel bei Hofe. Diese erniedrigende, eifersüchtige Jagd nach Gunst und Beute. Die Herren Offiziere, allen voran Gourgaud, machen kaum ein Hehl daraus, daß sie ihn lieber heute als morgen würden abreisen sehen. Aber immer noch ist er der Wendigste, der Gefälligste, der Erfolgreichste auf Longwood House. Und die Seiten der Chronik füllen sich weiter mit den Gedanken, Erinnerungen und Plänen Seiner Majestät. Las Cases notiert die wütenden Attacken und Schmähreden gegen Sir Hudson Löwe. Er notiert alle Symptome der körperlichen Leiden, alle Schattierungen der Melancholie. Er sitzt am Krankenbett des Kaisers und leistet ihm Gesellschaft beim mitunter drei, vier Stunden dauernden Bad. Bis zum Überdruß hört er die ewigen Litaneien über die Ungerechtigkeit des Schicksals, die geharnischten Anklagen gegen das schändliche England und die durch nichts zu erschütternden Selbstbestätigungen und Rechtfertigungen der großen, glanzvollen Taten. Jener Taten, die an die zehn Millionen

Menschen mit ihrem Leben bezahlt haben. Und doch ist er nicht frei von Mitgefühl und Bewunderung. Welcher Fürst, welcher Herrscher in Europa hätte Größeres gedacht, gewollt, in Angriff genommen? Welcher politische Kopf dieser Zeit hätte klarer und schärfer und weiter gesehen als der Kaiser? Dieser ständige Zwiespalt zwischen Schrecken und Bewunderung, zwischen Zweifel und Zustimmung, zwischen Abscheu und Vergötterung ist vielleicht das quälendste für Las Cases. Dieses Fehlen eines untrüglichen Maßstabes im Suchen nach einem endgültigen Urteil. Kriegsgott und Friedensbringer. Retter der Revolution und Begründer einer neuen Dynastie. Befreier der Völker und Rechtfertiger einer Weltdiktatur. »Liberte, egalite, fraternite« und »Vive l'Empereur«. Wie geht das alles zusammen?

Wo ist der feste Punkt, von dem aus sich denken läßt? Ist es das Resultat: Frankreichs Rückkehr zur Bourbonenherrschaft? Ist es das millionenfach vergossene Blut? Oder ist es der nicht wieder rückgängig zu machende Anbruch einer neuen Epoche, die fundamentale Gesetzgebung, die unauslöschlichen neuen Einrichtungen, die der Kaiser geschaffen hat? – Manchmal scheint es Las Cases, als könne er die Antwort erst finden, wenn er Abstand gewonnen, wenn er sich von Sankt Helena und dem Kaiser entfernt hat.

Und doch zwingt ihn sein freiwillig gewähltes Geschäft des Chronisten, sich jeden Tag von neuem zu entscheiden. Und jeden Abend, wenn er sich hinsetzt und beim Schein der Kerze zur Feder greift, denkt er: In dubio pro reo – Im Zweifelsfalle für den Angeklagten, und schon nach weni-

gen Augenblicken ergibt er sich ganz der sonderbaren Lust des Schreibens, die ihn alles andere vergessen läßt, versinkt er in dem beglückenden Gefühl, an einem großen Gegenstand, an einem großen, erfolgversprechenden Werk zu sitzen, und diese späte Stunde beim Schein der Kerze, wenn alles still geworden ist in Longwood House, entschädigt ihn für alle Mißlichkeiten des Tages, entschädigt ihn für dieses eingeschränkte Leben, für die Launen des Kaisers, für die langweiligen Abende am Kamin – und für die immer unverblümteren Beleidigungen der anderen.

Am schlimmsten treibt es Gourgaud. Angefangen hat es schon auf der »Northumberland«, aber jetzt ist es nahezu unerträglich geworden. Gourgaud neidet ihm seine Fähigkeiten, die er selber dem Kaiser nicht zu bieten vermag. Er neidet ihm seinen Adel, den er vorgibt zu verachten. Er renommiert mit seiner einfachen Herkunft und seiner republikanischen Gesinnung, als wäre er nicht stolz darauf, zum Baron aufgestiegen zu sein. Er neidet ihm sein Vermögen, das bescheiden genug ist, aber jene 80 000, die er, Las Cases, dem Kaiser mehrmals angeboten hat, würde jener wohl selber gern dem Kaiser zur Verfügung stellen wollen. Aber wie sollte er jemals zu Geld kommen, wo er doch nichts anderes zustande bringt als Spielschulden, so daß ihm Montholon und Bertrand ein um das andere Mal aus der Klemme helfen müssen. Vor allem aber neidet er ihm seine Vertrauensstellung, seinen Posten als Minister-Sekretär, und unterstellt ihm, er würde den Kaiser zur Rebellion gegen den Gouverneur aufhetzen. Alle Einschränkungen ihrer Freiheit, alle Maßregeln Löwes, behauptet er, würden auf sein, Las Cases', Konto gehen. Jedes Lob, das

der Kaiser einem anderen spendet, macht ihn rasend. Sagt der Kaiser: »Unser Las Cases ist ein kleiner Talleyrand«, so widerspricht er sofort: »Las Cases ist eher ein verhin-derter Fouche.« Und bei jeder sich bietenden Gelegenheit bezichtigt er ihn der Liebedienerei, nennt ihn einen Jesuiten und Kratzfuß und Tartuffe und prahlt damit, der einzige auf Longwood House zu sein, der es wage, dem Kaiser zu widersprechen. Aus seinem unbeherrschten Tempera-ment macht er eine Tugend. Sein rüpelhaftes Benehmen hält er für revolutionär. Er meint, es stünde ihm zu, sich genauso ungehemmt aufzuführen wie der Kaiser. Und ist empört und gekränkt, wenn dieser ihn in die Schranken weist.

»Sie sind ein guter General gewesen, Gourgaud, aber jetzt sind Sie nur noch ein Hitzkopf und Querulant. Wenn Sie wissen wollen, an welcher Stelle Sie bei mir stehen, dann will ich es Ihnen sagen. Nach Bertrand und Las Cases kommt für mich Madame de Montholon!«

»Majestät sind ungerecht. Ich war Ihr Erster Ordonnanz-offizier. Ich hatte meinen Platz an der Hoftafel Eurer Ma-jestät. Ich konnte jederzeit bei Ihnen eintreten. Ich habe Eurer Majestät zweimal das Leben gerettet...« Seine Ver-dienste! Wie oft hat er die nun schon aufgezählt! Wozu hätte er es im Leben denn gebracht, wenn nicht der Krieg ihm Gelegenheit gegeben hätte, Karriere zu machen – eine Feststellung, die Las Cases freilich nicht ausspricht, denn der Kaiser könnte sie womöglich auch auf sich beziehen. »Niemals«, räsoniert Gourgaud weiter, »niemals werde ich einem Kämmerer, der nichts weiter als ein Diener mit ei-nem Titel ist, den Vortritt lassen!«

Damit noch nicht genug. Er fordert Montholon auf, seinerseits zu erklären, ob er nicht ebenso denke. Und Montholon bejaht es natürlich und bittet, hinzufügen zu dürfen, daß er, der Gesandter, General und Kammerherr gewesen sei und siebzehn Jahre lang dem Vaterland treu gedient habe, einem Las Cases gleichfalls niemals den Vortritt lassen werde, denn er sei Soldat und von gleich hoher Geburt wie er.

Eine Verschwörung also. Man will ihn hinauseln. Wer weiß, welchen Vorteil sich die Herren davon versprechen. Oder ist es tatsächlich nur diese dümmliche Ehrsucht der Emporkömmlinge in Uniform, dieses wohl unausbleibliche Gezücht der Arroganz aus den jahrelangen Kriegen des Kaisers?

Die einzigen, die ihn anständig behandeln, sind Fanny Bertrand und der Großmarschall. Wenn er sie gelegentlich besucht in ihrem neuen Quartier, dem nun näher gelegenen, erst vor kurzem fertiggestellten kleinen Haus am Akazienwäldchen, dann ist es für ihn jedesmal wie die Einkehr in eine Herberge der Freundschaft, wo man Freundlichkeit und Verständnis findet. Aber auch die Bertrends können die fortgesetzten Beleidigungen natürlich nicht verhindern. Und er kann verstehen, daß sie sich selten wegen nicht mit Gourgaud und Montholon anlegen wollen. Sie haben ja selber genug Ärger mit ihnen. Und auch sie denken wohl oft an Paris, an die Theater und Palais, an die Spaziergänge im Jardin du Luxembourg.

Als Las Cases am Nachmittag des 25. November, scheinbar wie aus heiterem Himmel, verhaftet und in Begleitung einer Reihe von Stabsoffizieren mit ihren wallen-

den Federbüschen über die Ebene abgeführt wird, ahnt niemand, nicht einmal er selbst, daß er Longwood House und den Kaiser nie wiedersehen wird.

9

»Es war eine Gruppe von Offizieren, die unter dem persönlichen Kommando des Gouverneurs stand«, berichtet Gourgaud wenig später im topographischen Kabinett. »Löwe blieb zwar draußen im Vorhof, aber es geschah alles auf seinen Befehl hin. Der junge Las Cases war bereits vorher im Zimmer seines Vaters von Generaladjutant Reade festgesetzt worden. Erst dann hatte man den Grafen hier von Ihnen weggerufen, Majestät...«

»Zum Teufel mit den Einzelheiten!« unterbricht ihn Bonaparte. »Ich will wissen, wessen man Las Cases anklagt!«

»Zu Befehl, Sire«, erwidert Gourgaud, der, er weiß eigentlich gar nicht, weshalb, sich in der Rolle des Berichterstatters wiederfindet, obwohl er sich während des Vorfalls in seinem Zimmer aufhielt. »Marchand sagt«, führt er weiter aus, »daß Las Cases, nachdem er Eure Majestät verlassen hatte, sofort im Vestibül von Reade im Namen des Gouverneurs verhaftet wurde. Es sei von einer geheimen Korrespondenz die Rede gewesen. Las Cases soll alles abgestritten und auf das entschiedenste protestiert haben. Aber jeder Widerstand, meint Marchand, wäre aussichtslos gewesen...«

»Was für eine geheime Korrespondenz?«

»Ich bedaure, Sire, aber davon ist niemandem von uns

etwas bekannt.«

»Und wer hat den Grafen verraten? Vorausgesetzt, es stimmt, was der Gouverneur ihm vorwirft, dann wird Las Cases, wie ich ihn kenne, doch mit äußerster Umsicht vorgegangen sein. Irgend jemand muß ihn also denunziert haben.«

Gourgaud zuckt mit den Achseln und blickt hilfesuchend zu Montholon und Bertrand, aber die wissen ebensowenig wie er.

»Und wo befindet sich Las Cases jetzt?«

»Ich habe vom Fenster meines Zimmers aus nur gesehen, wie man ihn abgeführt hat. Marchand sagt aber, Major Gorrequer, der kurz darauf auch den jungen Las Cases fortschaffte, habe gesagt, die beiden Delinquenten würden fürs erste in einer Hütte nahe bei Hutsgate arretiert werden.«

»Emmanuel auch? Was hat denn der mit der Sache zu tun? Ist dieser Sbirre verrückt geworden! Er muß doch aus O'Mearas Berichten wissen, daß es um die Gesundheit des Jungen nicht zum besten bestellt ist. Will er ihn vielleicht als Geisel benutzen, um vom Vater ein Geständnis zu erpressen? Ich traue ihm alles zu.«

»Ja, Sire. Wie es aussieht, ist mit dem Schlimmsten zu rechnen. Und obwohl mir Las Cases alles andere als sympathisch war, versichere ich Ihnen, daß mir sein Unglück nahegeht.«

»Ach, hören Sie auf, Gourgaud. Ich will jetzt keine Ehrenerklärungen hören, ich will wissen, wie wir Las Cases da wieder heraushauen können.«

Aber da ist Gourgaud genauso ratlos wie die anderen,

und der Kaiser, denkt er, müßte eigentlich wissen, daß man im Moment, wie die Dinge liegen, nichts anderes tun kann als abwarten.

»Dieser listige Schurke von Gouverneur, er glaubt wohl, ich würde nicht durchschauen, worauf seine Taktik hinauslaufen soll? Erst besteht er auf der Verringerung meiner Dienerschaft. Kaum hat er das durchgesetzt, denkt er sich was Neues aus, wie er Longwood House nach und nach entvölkern kann. Bis ich ganz allein hier sitze und er keine Zeugen mehr zu fürchten hat, wenn er mich hinterücks umbringen läßt.«

»Aber Sire«, meldet sich nun Montholon zu Wort, »um keinen Preis werden wir Sie verlassen. Seien Sie versichert, eine ähnliche Dummheit wie Las Cases werden wir nicht begehen. Und wenn wir Löwe keinen Vorwand liefern, dann kann er uns auch nicht von hier verjagen, um nichts in der Welt!«

Ach, du lieber Himmel, denkt Gourgaud, um keinen Preis, um nichts in der Welt, so hat Las Cases auch geredet, und jetzt ist er der erste, der sich davonmacht. Von wegen Verrat! Wer soll ihn denn verraten haben? Wahrscheinlich hat er sich absichtlich so ungeschickt angestellt, daß ihm der Gouverneur daraufkommen mußte – bei seiner geheimen Korrespondenz.

»Also nichts. Großartige Worte, aber keine Ideen. Das sind nun meine Generäle.«

Natürlich, denkt Gourgaud, jetzt sind wir wieder an der Reihe.

»Verzeihung, Sire«, sagt er, »ich glaube, Graf Las Cases wäre in dieser Situation auch nichts eingefallen.«

»Ja, ja, ich weiß. Für euch ist er eine Null. Nur weil er ein Aristokrat ist, nicht wahr? Aber ich sage euch, allein der alte Adel versteht es, wirklich zu dienen.«

Na, großartig, denkt Gourgaud, dann hätten Eure Majestät ja gleich die Bourbonen zu Euren Ministern machen sollen. Fragt sich nur, ob Euch dann Frankreich durch dick und dünn gefolgt wäre.

»Also gut. Bertrand, Sie gehen morgen früh zum Gouverneur und verlangen Aufklärung über diesen unerhörten Übergriff. Sie machen diesem Schurken klar, daß er die Schuld daran trägt, wenn Las Cases tatsächlich versucht haben sollte, Post nach Europa zu schmuggeln. Denn wenn er nicht darauf bestünde, daß wir ihm alle unsere Post geöffnet zu übergeben haben, dann wäre Las Cases nicht zu solchen Mitteln gezwungen worden. Und vor allem machen Sie ihm klar, daß ich Las Cases umgehend wieder hier zu sehen wünsche. Andernfalls würde ich mich auch auf geheime Korrespondenz verlegen, damit Europa erfährt, was hier los ist!«

Armer Bertrand, denkt Gourgaud, dann sieh mal zu, wie du das in ein gepflegtes Englisch bringst, damit sich Seine Exzellenz nicht mit einer neuen Schikane an uns revanchiert.

Bei allem, was in den nächsten Tagen geschieht, ist Gourgaud bemüht, sich jeglicher Meinung zu enthalten. Es fällt ihm schwer genug, denn obwohl alles dafür zu sprechen scheint, daß Las Cases tatsächlich verraten worden ist, kann er sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Graf mit verdeckten Karten spielt.

Wie vorauszusehen war, hat Bertrand in Plantation Hou-

se eine umgehende Freilassung der beiden Arrestanten nicht erreichen können. Vielmehr hat Sir Hudson Löwe die Untersuchung des Falles in die Hände eines Polizeikommissärs gelegt, der erst vor ein paar Tagen auf der Insel angekommen ist und der daher, wie Löwe meinte, völlig unvoreingenommen sei.

Die vorläufige Auskunft des Gouverneurs lautet: Der Mulatte James Scott – ein Freigelassener, der bis vor kurzem auf Longwood House Dienst tat – habe gestanden, daß er vom Grafen den Auftrag hatte, zwei Briefe nach Europa zu schmuggeln. Die Briefe seien auf weißen Satin geschrieben und in Scotts Kleidung eingenäht worden, da der Mulatte mit dem nächsten Schiff nach England zu seinem neuen Dienstherrn habe reisen sollen. Der eine Brief sei an Lucien Bonaparte in Rom gerichtet gewesen, der andere an eine Freundin des Grafen in London, an eine Lady Claving, die Las Cases gebeten habe, in einer Londoner Zeitung eine bestimmte Notiz plazieren zu lassen, die ihm dann, wenn die Zeitung in Longwood House eingetroffen wäre, angezeigt hätte, daß die Korrespondenz bei ihr angekommen sei.

Für den Kaiser ist es der schlagende Beweis, daß Las Cases nicht im entferntesten an eine vorzeitige Abreise gedacht habe; für Gourgaud aber ist es eher der Beweis dafür, wie raffiniert Las Cases hinter der vorauszusehenden Zwangsdeportation seine Desertion zu verschleiern sucht.

Schon am Tage nach der Verhaftung der beiden Las Cases erscheint der Polizeikommissär auf Longwood House, durchstöbert den Sekretär des Grafen, erbricht die verschlossenen Schubkästen und beschlagnahmt sämtliche

Briefe, Privatpapiere und vor allem das Tagebuch.

Gourgaud kann verstehen, daß der Kaiser außer sich ist. Alle Geheimnisse von Longwood House befinden sich damit in Feindeshand. Und am liebsten würde er sagen: Sehen Sie nun, Majestät, wie glänzend der alte Adel zu dienen versteht? Aber er verkneift sich die Bemerkung, der Schaden ist groß genug, und ein paarmal bereits schien es ihm so, als habe der Kaiser von der ganzen Geheimaktion von Anfang an gewußt. Dann wäre jeder Vorwurf gegen Las Cases gleichbedeutend mit einem Vorwurf gegen ihn, den Kaiser.

Außerdem beobachtet Gourgaud nicht ohne Vergnügen, daß sich zwischen dem Kaiser und Las Cases ein Streit zu entwickeln beginnt. Beide machen gegenüber Löwe ihren Anspruch auf das Tagebuch geltend. Der Kaiser mit der Begründung, Las Cases habe das Tagebuch auf seinen ausdrücklichen Befehl geschrieben. Der Graf mit dem Argument, das Tagebuch sei ausschließlich sein Eigentum. Gourgaud ist gespannt, wie Löwe entscheiden wird. Es wäre ihm eine Genugtuung, wenn Las Cases den Kampf verlöre und er womöglich ohne die Früchte seiner Liebedienerei die Insel verlassen müßte. Dann stünde er als der geprellte Betrüger da. Aber vorerst rückt Löwe nichts heraus, und der Kaiser lenkt seinen Unmut nun wieder auf die noch immer ungeklärte Frage, wer der Denunziant gewesen sei, der den Mulatten beim Gouverneur verpiffen habe.

Das scheint Gourgaud in der Tat eine interessante Frage zu sein. Und er ist versucht, dem Kaiser den Gedanken nahezubringen, daß dieser Verrat möglicherweise zwi-

schen Las Cases und diesem James Scott abgesprochen gewesen sei; vielleicht in der Hoffnung, daß sie dann gemeinsam mit dem nächsten Schiff gen Europa segeln würden und mit ihnen das Geheimnis ihres schlaun Komplots. Aber das erscheint Gourgaud im Moment noch zu gewagt; vielleicht klärt sich alles ganz anders auf, vielleicht kehrt Las Cases wieder nach Longwood House zurück, und er, Gourgaud, stünde dann als gehässiger Verleumder da.

Außerdem ist der Kaiser seit der Verhaftung des Grafen sichtlich deprimiert. Er will keinen sehen, keinen sprechen, läuft tagelang unrasiert herum und trägt seinen Kummer zur Schau, als hätte er den eigenen Sohn verloren.

Auf Bertrand ist er wütend, weil der sich geweigert hat, schon wieder eine Protestnote in Plantation House zu übergeben. Ein solcher Schritt, meinte Bertrand, würde nichts Gutes einbringen, er würde nur zu einem neuerlichen Skandal führen, womit Bertrand wohl vollkommen recht hat.

Auch auf Montholon ist der Kaiser nicht gut zu sprechen. Der gute Charles hat sich allzu heftig darüber beschwert, daß Seine Majestät ihn und die anderen in einer Weise behandelte, als sei ihm an ihnen überhaupt nicht mehr gelegen. Seitdem läuft Montholon herum, als brüte er einen fürchterlichen Entschluß aus. Und als Bertrand den Versuch unternimmt, ihn ein wenig versöhnlicher zu stimmen, läßt Montholon die Katze aus dem Sack.

»Ihr werdet sehen, der Kaiser wird zwei von uns gegen Las Cases eintauschen wollen. Wir sind für ihn ja doch

nur Kindsköpfe und Querulanten. Aber wenn er das tatsächlich wagen sollte, werde ich meine Sachen packen. Dann gehe ich nach Holland.«

Nach Holland, denkt Gourgaud, sieh da, der Herr General haben sich bereits ein Exil ausgesucht.

Auch Bertrand scheint etwas erstaunt zu sein.

»Sie haben ja recht, Montholon«, sagt er, »der Kaiser macht es uns nicht gerade leicht. Das liegt an seinem Charakter. Der ist ja auch schuld daran, daß er keine Freunde hat, daß er sich jedermann zum Feind gemacht hat.

Aber der Kaiser ist nun mal so, wie er ist. Wir können seinen Charakter nicht ändern. Wir müssen unsere Pflicht tun und auf (Ins übrige pfeifen.«

Leicht gesagt, denkt Gourgaud, aber immerhin, auch Bertrand scheint langsam aufzuwachen, wenn er schon von Schuld spricht. Schuld ist ein schwerwiegendes Wort. Und Seine Majestät wäre sicher nicht sehr erbaut, wenn er es hörte, aus dem Munde seines Großmarschalls.

Fast vier Wochen vergehen, ohne daß sich etwas entscheidet. Sir Hudson Löwe hat beschlossen, erst neue Befehle aus London abzuwarten, das kann also Monate dauern, ehe Las Cases freikommt oder abreisen muß. Inzwischen befinden sich Las Cases und sein Sohn im komfortablen Stadtschloß von Jamestown und haben, wie Bertrand nach seinen mehrfachen Besuchen berichtet, nicht viel auszusetzen. Die herzzerreißenden Briefe, in denen Las Cases dem Kaiser seine unerschütterliche Liebe und Ergebenheit beteuert, findet Gourgaud abgrundtief verlogen, und als ihn der Kaiser eines Abends nach dem Diner auffordert, einen Brief, den er an den Grafen verfaßt hat,

allen laut vorzulesen, ist er mit seiner Beherrschung am Ende.

»Ich kann nicht, Sire«, sagt er.

»Warum nicht?«

»Weil ich aus meinem Herzen keine Mördergrube machen kann.«

»Reden Sie keinen Unsinn, Gourgaud! Lesen Sie vor!«

Warum gerade ich? fragt sich Gourgaud. Das ist wieder eine seiner typischen »Erziehungsmaßnahmen«. Aber schließlich gibt er sich einen Ruck und beginnt vorzulesen.

» >Mein lieber Graf Las Cases, mein Herz ist schmerzlich bewegt, wenn ich daran denke, was Sie zu leiden haben. Ihr Verhalten war wie Ihr ganzes Leben ehrenhaft und tadellos: es gereicht mir zur Freude, Ihnen dies hier auszusprechen. Ihr Brief an eine Ihrer Freundinnen in London kann nicht getadelt werden, Sie schütten darin Ihr Herz in eine Freundesbrust aus. Aber Sie verfahren dabei sehr einfältig und vertrauensselig! Man wartete ja nur auf einen Vorwand, um auf Ihre Papiere Beschlag legen zu können. Ihr Brief an Ihre Freundin kann aber das Eindringen der Polizei in Ihre Wohnung nicht rechtfertigen, da er keine Ränke oder Geheimnisse enthält, sondern nur der Ausdruck eines edlen, freimütigen Herzens ist. Das ungesetzliche Verfahren, das man bei dieser Gelegenheit beobachtete, trägt den Stempel niedrigen, persönlichen Hasses. Sogar in Ländern von niedrigster Kultur stehen Verbannte, Gefangene, ja selbst Verbrecher unter dem Schutz der Gesetze und Behörden. Auf diesem Felsen aber erläßt ein Mann die unsinnigsten Bestimmungen, führt dieselben

gewalttätig aus, verletzt alle Gesetze – und niemand ist da, der seinen Leidenschaften Zügel anlegen könnte. Der Prinzregent wird niemals erfahren, wie man hier in seinem Namen vorgeht. Ich sah an jenem Unglückstag zum Fenster hinaus und bemerkte, wie man Sie abführte; ich glaubte Südseeinsulaner um ihr Opfer tanzen zu sehen, das sie zur Schlachtbank schleppten...< «

Es ist Gourgaud unmöglich, weiterzulesen. Alles in ihm sträubt sich dagegen. Und er sieht Bonaparte eindringlich an.

»Was ist denn, Gourgaud? Warum lesen Sie nicht weiter?«

»Verzeihung, Majestät«, sagt Gourgaud leise, »aber dieser Brief...«

»Ich glaube, ich verstehe Sie nicht, Gourgaud. Sie waren es doch, der mir den Vorgang an jenem Tag genauso geschildert hat. – Und nun lesen Sie weiter!«

Gourgaud bebt vor Zorn. Er kann sich genau erinnern, daß er weder von Südseeinsulanern noch von Opfertanz und Schlachtbank gesprochen hat. Aber darum geht es ja gar nicht, der ganze Brief ist ein einziger Affront gegen den Gouverneur, der natürlich alles vorher liest, was Las Cases in diesen Tagen überbracht wird. Aber was soll er machen? Sich weigern, weiterzulesen? Welchen Unterschied macht es, wenn er oder Montholon oder Bertrand vorliest?

»Zu Befehl, Sire!« sagt er, unverhohlen grimmig, und setzt mit dem Verlesen des Briefes fort: »>Man umgibt Longwood House mit einem geheimnisvollen Schleier, den man undurchdringlich zu machen bestrebt ist, um ein

verbrecherisches Treiben zu verhüllen. Aus diesem Bestreben läßt sich auf noch schlimmere Absichten schließen! Lieber Las Cases, Ihre Gesellschaft war mir in all den langen Monaten notwendig. Sie allein lesen, verstehen und sprechen Englisch. Wie viele Nächte haben Sie während meiner Krankheit bei mir zugebracht...< «

Es geht nicht. Es ist einfach zuviel. Gourgaud hätte Lust, den Brief zu zerreißen.

»Was haben Sie nur, Gourgaud? Warum, zum Teufel, sind Sie so verärgert?«

»Warum, Sire? Weil ich den Fehler habe, Eurer Majestät ergeben zu sein. Was ich gegen Las Cases empfinde, ist nicht Eifersucht; ich kann nicht auf einen Mann eifersüchtig sein, der Eurer Majestät keinen Dienst geleistet hat. Aber ich halte es für meine Pflicht, zu sagen, daß dieser Brief für uns alle eine Beleidigung ist. Ks sieht ja so aus, als ob Sie hier vollkommen verlassen wären und wir gleich Null geachtet würden.« Er hält einen Moment inne, als erwarte er ein besänftigendes oder tröstendes Wort, aber Bonaparte hat ihm den Rücken gekehrt und schweigt. Und die anderen blicken verlegen zu Boden. »Mein Vater, Sire, hat mich offensichtlich zu rechtlich erzogen. Ich sehe, daß man auf dieser Welt besser dran ist, wenn man seinem Souverän niemals die Wahrheit sagt.« Und da starren ihn alle entsetzt an. »Die Intriganten und Schmeichler haben es stets besser bei Hofe!«

»Hören Sie auf, Gourgaud!« In Bonapartes Stimme aber fehlt jede Schärfe, so, als sei er der moralischen Belehrungen Gourgauds schon lange überdrüssig. »Sie wissen doch genau, daß Sie dem Grafen unrecht tun. Und ich will, daß

er einmal Ihr bester Freund sei.«

»Niemals, Sire! Ich verachte ihn!«

»Gourgaud, Sie denken nicht vornehm.«

»Sire, ich will dem Grafen nichts Böses, um so weniger jetzt, da er von uns fort ist. Aber er ist ein Tartuffe. Eure Majestät werden das eines Tages erkennen.«

»Was wollen Sie damit sagen? Daß er mich verraten wird? Mein Gott, haben denn Berthier und Marmont, die ich mit Ehren überhäuft habe, anders gehandelt? Ich bin immer verraten und betrogen worden. Aber ich behaupte, niemand kann mich täuschen. Die Menschen können gar nicht so schlecht sein, wie ich sie von vornherein einschätze.«

Wahrlich, denkt Gourgaud, das Wort eines Großen.

»Ich behaupte nicht, Sire«, sagt er, »daß Las Cases Verrat üben wird, aber er hat jedenfalls kein Opfer gebracht, als er Ihnen hierher folgte. Er tat es nicht aus Anhänglichkeit wie wir, sondern nur, um Geschichte zu schreiben und Geld zu verdienen.«

»Glauben Sie etwa, daß Drouot, der immer dort sein wollte, wo die Gefahr am größten war, das nur aus Anhänglichkeit für mich getan hat? Er wollte auch bloß von sich reden machen. Und er ist wahrhaftig nicht der einzige General, der ein Großmaul ist.«

Ein Großmaul? Gourgaud hat Mühe, an sich zu halten. Am liebsten würde er einfach auf sein Zimmer gehen. Aber das hieße das Feld räumen.

»Ich verstehe, Sire«, sagt er, »wer die Wahrheit ausspricht, ist ein Großmaul, und wer die Worte eines Großen nachplappert, ist ein Weiser.«

»Na, dann mal los, General! Seien Sie ein Weiser, und lesen Sie zu Ende!«

Alle Achtung, denkt Gourgaud, das nennt man Humor. Und ein Bourbonne hätte ihn dafür wahrscheinlich hinauswerfen lassen. Es ist wie verhext, seine Größe kann man ihm wirklich nicht absprechen. Oder ist es eine Größe aus Angst? Aus der Angst, von allen verlassen zu werden?

»Zu Befehl, Sire, ich lese zu Ende«, sagt er. » >Wenn Sie eines Tages meine Frau und meinen Sohn sehen, so umarmen Sie sie in meinem Namen. Seit zwei Jahren habe ich weder mittelbar noch unmittelbar von ihnen Nachricht erhalten. Aber trösten Sie sich, und trösten Sie meine Freunde. Mein Leib befindet sich zwar in der Gewalt meiner haßerfüllten Feinde, die mich mit Nadelstichen töten, aber die Vorsehung ist zu gerecht, um zu erlauben, daß das noch lange fortdauern könnte. Die Schändlichkeit dieses tödlichen Klimas, der Mangel an allem, was das Leben erhält, werden, das fühle ich, einem solchen Dasein bald ein Ende machen. Ich umarme und küsse Sie hiermit und versichere Sie meiner Freundschaft und Hochachtung: mögen Sie glücklich werden. Ihr ergebener Napoleon.< «

fast versagt Gourgaud die Stimme bei den letzten Worten. »Ihr ergebener Napoleon«: das ist zuviel. Das rettet Las Cases für alle Zeiten vor jedem Verdacht.

Aber noch ehe er Protest erheben kann, hat ihm Bonaparte den Brief aus der Hand genommen und an Bertrand übergeben. Und Bertrand erhält den Auftrag, sogleich am nächsten Morgen nach Jamestown zu reiten und Las Cases den Brief zu überbringen. Bertrand, natürlich, steht stramm und versichert, alles zur vollsten Zufriedenheit des

Kaisers zu erledigen.

Armer Henri, denkt Gourgaud, du hast noch einen weiten Weg vor dir, oder du wirst nie ein freier Mensch.

Der Brief rührte, wie Bertrand am anderen Tag nach seiner Rückkehr aus Jamestown berichtet, Las Cases zu Tränen. Er habe ihn wie einen Abschiedsbrief, wie ein Vermächtnis entgegengenommen. Das will Gourgaud gern glauben, obwohl er es für richtiger hielte, zu sagen: wie ein Entreebillet in die Ruhmesgeschichte des Kaisers.

Gourgaud ist nicht davon abzubringen, daß es Las Cases nur darauf abgesehen habe, zu desertieren. Und seine Ansicht scheint sich wenige Tage später zu bestätigen, als Las Cases das Angebot des Gouverneurs, vorerst nach Longwood House zurückzukehren, bis das »Urteil« aus London eingetroffen ist, ausschlägt und es vorzieht, die Insel lieber sofort zu verlassen. Die Begründung, die er Bertrand und Gourgaud gegenüber während eines weiteren Besuchs im Stadtschloß gibt, ist mehr als fadenscheinig; er sei überzeugt, sagt er, daß er spätestens in fünf Monaten erneut verhaftet würde, und es sei ihm unmöglich, eine solch unwürdige Behandlung noch ein zweites Mal über sich ergehen zu lassen. In Europa, erklärt er ziemlich pathetisch, könne er dem Kaiser nützlicher sein als hier, wenn er bekanntmache, wie Sir Hudson Löwe gegen den Kaiser handle. Außerdem sei die Gesundheit seines Sohnes so geschwächt, daß er für ihn das Schlimmste fürchten müsse. Was für ehrenhafte Argumente! Aber der Kaiser läßt sie gelten. Was soll er auch anderes tun, denkt Gourgaud, er hat nicht die Macht, Las Cases an der Fahnenflucht zu hindern.

Auf Longwood House herrscht gedrückte Stimmung. Der Kaiser hütet den ganzen Tag das Zimmer, arbeitet nicht, speist allein und geht früh zu Bett.

Als bekannt wird, daß der Mulatte James Scott von seinem Vater denunziert worden ist, aus Angst vor Bestrafung der ganzen Familie, ist das für Gourgaud der letzte Beweis, daß die ganze sogenannte Geheimaktion nur ein abgekartetes Spiel war und der Kaiser – wieder einmal – der Betrogene ist.

Bertrand macht einen letzten Besuch bei Las Cases, versucht noch einmal, ihn umzustimmen, aber erfolglos. Es ist Las Cases' fester Wille, nach Europa zurückzukehren. Er übergibt dem Großmarschall jenes Diamantenhalsband, das ihm der Kaiser zur Aufbewahrung gegeben hatte, und er bittet, dem Kaiser zu versichern, daß sich in seinem Tagebuch kein Wort finde, das dem Kaiser oder irgendeinem auf Longwood House mißfallen könnte.

Die Beteuerungen eines Abtrünnigen, denkt Gourgaud, was sind die schon wert.

Am 30. Dezember, nachmittags drei Uhr, lichtet die Brigg »Griffon« die Anker in Richtung Kap der Guten Hoffnung. Als Bertrand und Gourgaud vom Hafen zurückkehren, befindet sich Bonaparte im gelben Salon und diktiert Montholon über seinen Feldzug nach Rußland. Gourgaud verspürt eine leise Genugtuung darüber, daß der Kaiser ihren Bericht ohne jeden Kommentar anhört und danach wieder das Diktat aufnimmt, als sei nichts Besonderes gewesen an diesem Tag.

Sechstes Kapitel

1

Es ist stiller geworden auf Longwood House. Es fehlt eine Stimme im Haus. Die Gespräche an der abendlichen Tafel und am Kamin haben an Glanz und Farbe verloren. Es ist etwas verschwunden, das niemand zu ersetzen vermag.

Der Name Las Cases fällt nicht oft in diesen ersten Wochen des Jahres 1817. Um so häufiger wird dafür an den kleinen Mann in dem marineblauen Anzug gedacht. Von den einen mit Erleichterung. Von den anderen mit heimlichem Neid. Bonaparte aber spürt nur die Lücke, die jener hinterlassen hat. Las Cases mochte ein Schmeichler gewesen sein, der in seinen Worten, in seinen Gefühlsäußerungen immer ein wenig übertrieb, aber er ist ein friedfertiger Charakter, ein gebildeter Kopf, ein wohlerzogener Aristokrat gewesen, ein Mann mit Kultur, mit dem er fast jeden Gegenstand des Universums erörtern konnte.

Jedesmal, wenn er an ihn denkt, fragt er sich: Wo mag er jetzt sein? Am Kap? Oder bereits auf einem Schiff nach Europa? Wo wird er sich niederlassen? Und was wird er dann tun? Sein Tagebuch veröffentlichen? »Napoleon auf Sankt Helena.« Und wenn es ihm gelingen sollte, was wird dann geschehen? Wird das Buch den Kontinent erschüttern und mobilisieren können? Bonaparte kann nicht recht daran glauben. Das erwarten wollen hieße die Macht eines Buches allzu hoch veranschlagen. Und Frankreich? Wie viele Jahre werden verstreichen müssen, ehe Frank-

reich Las Cases' Buch wird lesen können? Solange die Bourbonen am Ruder sind, wird das wohl kaum geschehen. Und wenn sie einmal nicht mehr herrschen werden, was werden das Tagebuch der Verbannung und sein Held dann noch sein? Nicht mehr als ein Stück Geschichte. Und es wird längst zu spät sein. Denn Geschichte wiederholt sich nicht. Es gibt nur, wenn überhaupt etwas, eine Auferstehung als Mythos.

Geschichte, Auferstehung, Mythos. Was für Begriffe, wenn man noch lebt. Sie sind wie ein kalter Hauch aus einer fernen Zukunft, wie aus dem Jenseits. Und immer nachts, wenn er allein ist, ist es am schlimmsten.

Er schläft schlecht in diesen Wochen. Schlechter noch als sonst. Die Nächte sind ihm zu lang und zu still. Was hört man und sieht man nicht alles im Dunkeln. Er wälzt sich hin und her auf seinem Feldbett von Austerlitz. Gepeinigt von diesem beklemmenden Gefühl, bereits im Grab zu liegen und doch noch zu atmen, schon tot zu sein und immer noch zu denken. Die Gedanken aber, sie wollen nicht mehr fliegen wie einst, sie verharren nur noch, wie eingesperrt in einem Käfig. Und der Käfig heißt Hoffnungslosigkeit. Warum nur mußte er scheitern? War es nur das Glück, das ihm fehlte? Vielleicht hat er zu viel gewollt, zu viel auf einmal, in zu rascher Folge. Sein ungezügelter Temperament. Sein übergroßer Ehrgeiz. Der Zwang zum Erfolg. Oder der ungestüme Gang der Ereignisse, der ihm keine Zeit ließ, besonnener vorzugehen? Doch ist er jetzt klüger, jetzt, da er die Zeit besitzt, die ihm einst fehlte? Er wüßte nicht, was er hätte grundsätzlich anders machen sollen. Und er wird der Nachwelt nichts anderes hinterlas-

sen können als das Gedächtnis an ihn, das Gedächtnis an einen großen Versuch. Vielleicht ist es zuwenig, aber er weiß nichts zu verkünden, was darüber hinausginge. Er hätte fallen sollen, auf dem Schlachtfeld von Waterloo, dann wäre er jetzt von allem erlöst.

Die quälenden Gedanken der Nacht, sie verfolgen ihn bis in den Tag hinein, und es gibt nur ein Mittel, ihnen zu entkommen, wenigstens für ein paar Stunden: die Rückkehr zu seinen Schlachten.

Er diktiert wieder, stundenlang im Kartenzimmer auf und ab gehend. Meist ist es Gourgaud, der nun Las Cases' Platz einnimmt. Er will ihn versöhnen, will ihn beschäftigen, und solange er bei ihm ist, kann Gourgaud nicht irgendwelche Dummheiten begehen. Neuerdings ist es Montholon, mit dem er sich fortwährend anlegt. Außerdem ist Gourgaud der einzige, der dabeigewesen ist, in jenem Schicksalsjahr 1812.

»Ach, dieser herrliche Feldzug, Gorgotto! Er begann so verheißungsvoll. Ich hätte nicht gedacht, daß er so lange dauern würde. Wenn Spanien nicht gewesen wäre, hätte ich zweihunderttausend Mann mehr gehabt. Und wäre Alexander bei der Armee gewesen, hätte er seine alte Hauptstadt nicht zerstören lassen, sondern Frieden gemacht.«

»Ja, Spanien, Sire. Ich glaube, das war Ihr größter Fehler.«

»Fehler?«

Bonaparte bleibt stehen und sieht Gourgaud nachdenklich an.

»Nun ja, vielleicht. Aber ich begreife es heute noch nicht.

Ich habe Spanien nur Wohltaten gebracht. Ich habe die alten Adelsrechte beseitigt und die blutige Inquisition abgeschafft, ich habe es dem modernen Europa anschließen wollen. Und dennoch waren die Spanier gegen mich, jedenfalls die Mehrheit. Warum ist das Volk nur so dumm, Gorgotto? Verstehst du das?«

»Wollen Majestät, daß ich offen spreche?«

»Red keinen Unsinn! – Ich denke, du bist der einzige hier, der immer aufrichtig zu mir ist.«

Gourgaud lächelt.

»Es ist mir bloß nicht immer gut bekommen, Sire.«

»Nur wenn du vorlaut warst. Aber jetzt frage ich dich nach deiner Meinung, also rede!«

»Sehr wohl, Sire. – Ich glaube, Spanien war so etwas wie ein exemplarischer Fall. Gewiß hat das spanische Volk viel gestöhnt und gelitten unter seinen Herrschern und der jahrhundertelangen Inquisition, die Ströme von Blut vergossen hat. Aber die Spanier sind ein stolzes Volk, vielleicht das stolzeste in ganz Europa, und als wir kamen, Sire, haben wir das zu spüren bekommen. Obwohl wir den Fortschritt brachten, die Befreiung aus doppelter Unterdrückung, zählte das für das spanische Volk wenig, weil wir Fremde waren, ungebetene Fremde in ihrem Land, das hat ihren nationalen Stolz verletzt. Und das hat ungeahnte Kräfte mobilisiert, und nicht nur in Spanien.«

Der verletzte Stolz! Es ist nicht das erste Mal, daß man ihm mit diesem Argument kommt. Nationaler Stolz ist ein Anachronismus.

»Jene Stunde der Weltgeschichte, lieber Gorgotto, war nicht die Stunde der Vaterländer. Es war die Stunde für

ein neues Europa! Die Chance für eine neue Weltordnung! Und diese neue Weltordnung, was man auch sagen mag, habe ich verkörpert. Die Völker, indem sie mich bekämpften, kämpften gegen ihre eigenen Interessen, denn ich bekämpfte ihre Feinde, die Urheber ihres jahrhundertelangen Unglücks. Und es gab viele, die das durchaus begriffen hatten. Unter meinen Fahnen fochten die Völker halb Europas, gegen ihre eigenen Landsleute. – Nein, Gourgaud, die Ursache meiner Niederlage ist, daß ich zu früh gekommen bin. Europa war noch nicht reif. Und auch mein Krieg gegen Rußland war verfrüht. Ich hatte das sehr wohl erkannt. Ich wollte den Krieg nicht, er ist mir aufgezwungen worden. Ich wußte, wie schwer er werden würde. Und doch hätte er mir gelingen können. – Genug geschwätzt. Wir wollen vernünftig arbeiten. Wo war ich stehengeblieben?«

Gourgaud wendet sich, nach einem kurzen Zögern, wieder den Blättern auf seinem Tisch zu.

»Napoleon hatte sich inzwischen von Smolensk aus in Bewegung gesetzt und war seiner Vorhut mit der gesamten Artillerie und Tausenden von Gepäckwagen, die mit Lebensmitteln beladen waren, gefolgt...«

»Das Wetter war heiter.« Bonaparte nimmt wieder seine Wanderung entlang des Kartentischs auf. »Die Truppen marschierten auf einer breiten, schönen, mit Birken eingefästen Straße durch grünende Ebenen. >Nach Moskau riefen die Soldaten. >Nach Moskau!< Und sie folgten dem Kaiser, wie einst die mazedonischen Soldaten Alexander dem Großen nach Babylon.

Am einunddreißigsten August brach man von Wjasma

nach Gshatsk auf. Man hoffte, die Russen bei Sailischtsche in Stellung zu finden, aber auch dort hatten sie ebenso wenig standgehalten wie in Dorogobush und Wjasma. Das Wetter hatte sich inzwischen geändert. Der Regen strömte unaufhörlich herab und hatte die Straßen bald in Moräste verwandelt; die Truppen konnten nur noch mit unsagbarer Mühe vorwärts marschieren.

Am vierten September ging strahlend die Sonne auf, und eine scharfe Luft hatte die Straßen bald wieder getrocknet. Es wurde bis...« Bonaparte bleibt stehen und beugt sich über die Karte. »Diese zungenbrecherischen Namen«, murmelt er. »Ja«, setzt er dann fort, »es wurde bis nach Gridnewa marschiert, und den fünften September folgte man der Richtung nach der Ebene von Borodino. Alle Dörfer waren in Brand gesteckt und verlassen. Nur im Kloster Kolotskoi befanden sich noch einige Mönche.

Napoleon hielt an, um die Ebene zu betrachten. Ein Bach, die Kolotscha, floß in gerader Richtung bis zum Dorf Borodino, dann bog er nach rechts ab. Die Abhänge dort waren mit Truppen und Geschützen bedeckt. Wo die Stellung weniger geschützt war, hatte der Feind armierte Schanzen errichtet. Das waren ernste Hindernisse, die bewiesen, daß die Russen hier die Schlacht annehmen würden.

Napoleon beschloß, seinen Truppen einen Tag Ruhe zu gönnen, und als ob man sich verabredet hätte, ließen auch die Russen den sechsten verstreichen, ohne einen Flintenschuß zu tun.

Am siebenten um sechs Uhr morgens donnerte auf dem rechten Flügel der erste Kanonenschuß. Sofort folgte auf

die tiefe Stille der Nacht ein fürchterliches Krachen, und ein langer Streifen von Feuer und Dampf bezeichnete die Linien der beiden Armeen.

Während hundertzwanzig Kanonen die Werke der Russen beschossen und sich auf dem rechten Flügel Davout und Ney denselben näherten, hatte auf dem linken Flügel Prinz Eugene sich gegen Borodino gewendet, wo er die Russen nach heißem Gefecht hinauswarf. Das war der Anfang der furchtbaren Schlacht, die den ganzen Tag über tobte und an schrecklichen Episoden kaum ihresgleichen aufzuweisen hat. Auf beiden Seiten wurde mit äußerster Erbitterung gekämpft; die Franzosen wollten ihren alten Ruf bestätigen, und die Russen hatten geschworen, die Schmach ihres ewigen Rückzugs zu rächen, zu siegen oder zu sterben. Es wurde mit abwechselndem Glück gekämpft. Dörfer und Schanzen wurden genommen und zurückerobert. Karrees wurden gesprengt, und heftige Kavallerieattacken fanden statt. Die Erde zitterte unter dem Donner der Kanonen und den Bewegungen gewaltiger Reitermassen. Nie hatten französische Truppen ähnliches erlebt.

Gegen drei Uhr nachmittags befahl Napoleon, die große Schanze in der Mitte zu nehmen. Gelang dies, so war der Tag entschieden. Murat und Ney ließen zweihundert Kanonen ihr Feuer auf das Zentrum der Russen speien. Als die feindliche Linie hinreichend erschüttert scheint, geht Murat zum Reiterangriff über.

Prinz Eugene stellt sich an die Spitze der Infanterie, nützt den Tumult des Gefechts und den gewaltigen Pulverdampf aus und ersteigt die Brustwehren der Redoute im nämlichen Augenblick, da sich die französischen Kürassiere auf

die russische Reitergarde stürzen.

Die ganze französische Armee dringt jetzt, eine gebrochene Linie bildend, vor und umfaßt die fürchterlich dezimierte russische Armee in einem feuerspeienden Winkel. Die letztere zieht sich langsam unter einem entsetzlichen Kartätschenfeuer zurück.

In diesem Augenblick war die Schlacht zweifellos gewonnen, denn überall war das Schlachtfeld in französischen Händen. Indessen war der Tag noch nicht zu Ende, und wenn man mit frischen Truppen noch eine letzte Anstrengung machte, so konnte man der russischen Armee eine entscheidende Niederlage beibringen. Dazu wäre die Garde, achtzehntausend Mann stark, die noch nicht gekämpft hatte, zur Verfügung gewesen...«

Bonaparte hält plötzlich inne. Er erinnert sich nur zu gut, wie sehr ihn seine Marschälle in jener Stunde bedrängten, allen voran Ney, der wieder einmal klüger sein wollte als sein Kriegsherr. Und vielleicht hatte er dieses eine Mal sogar recht. Nur seine Wut war mehr als ungebührlich. »Soll er doch in die Tuilerien zurückkehren!« hatte er hinterher getobt.

Bonaparte spürt Gourgauds gespannten Blick. Er war dabei an jenem Tag, und auch er wird sich erinnern. Also weiter, die Wahrheit, kurz und bündig.

»Napoleon wollte nichts davon wissen. Er war leidend, ein heftiger Schnupfen hatte ihn den ganzen Tag geplagt. Außerdem hatten die Greuel dieser Schlacht, die selbst für ihn ohne Beispiel waren, ihn übernommen. Er erwiderte auf das Drängen seiner Offiziere: >Ich will meine Garde nicht zugrunde richten lassen. Vierhundert Meilen von

Frankreich setzt man nicht seine letzte Reserve aufs Spiel. Dann befahl er, alles, was von der Artillerie zur Verfügung stand, auffahren zu lassen und auf die in Masse dastehenden Russen zu schießen. So feuerten fast vierhundert Geschütze noch mehrere Stunden lang.

Die Sonne schied endlich von dieser Schreckensszene, und es konnte den Truppen Ruhe gegönnt werden. Sie biwaktierten auf dem Schlachtfeld.

Die aufgehende Sonne beleuchtete ein grauenhaftes Schauspiel. Das Schlachtfeld war mit Toten und Verwundeten bedeckt, wie man es noch nie gesehen hatte. Ungefähr neunzigtausend Mann lagen zu Boden gestreckt.

Die Franzosen hatten den Verlust von neun- bis zehntausend Toten und zwanzig- bis einundzwanzigtausend Verwundeten zu beklagen; die Russen gestanden selbst den Verlust von sechzigtausend Mann ein. Die Franzosen hatten unter ihren Toten siebenundvierzig Generäle und siebenunddreißig Oberste. Aber der Weg nach Moskau war frei.

Die Schlacht an der Moskwa ist die schwierigste, ehrenvollste und ruhmreichste Kriegstat der Gallier in ihrer alten und neuen Geschichte. Die Russen sind äußerst tapfere Soldaten. Ihre ganze Armee war vereinigt, insgesamt einhundertsiebzigtausend Mann. Kutusow hatte mit großem Verständnis eine sehr starke Stellung bezogen, er hatte alle Vorteile für sich, war überlegen an Infanterie, Kavallerie und Artillerie, eine große Zahl von Schanzen und Redouten deckte ihn: und doch wurde er besiegt! Es hängt eben alles vom Feldherrn ab, er ist das Haupt, er ist alles im Heer: es war nicht die römische Armee, die Gallien unter-

warf, sondern Cäsar; nicht das karthagische Heer hat die römische Republik in Schrecken versetzt, sondern Hannibal; nicht die Mazedonier eroberten die Länder bis zum Indus, sondern Alexander; nicht die französische Armee entfaltete ihre siegreichen Fahnen bis zur Weser und zum Inn, sondern Turenne; es war nicht das preußische Heer, das sieben Jahre lang sein Land gegen die drei großen Mächte Europas verteidigt hat, sondern Friedrich der Große!

Den unerschrockenen Helden Murat, Ney und Poniatowski wurde der herrlichste Ruhm zuteil! Welch große und schöne Kriegstaten hat die Geschichte dieses Tages zu verzeichnen: die entschlossene Attacke der Kürassiere, die Tapferkeit der französischen Kanoniere und die heldenhafte Haltung der Infanterie, die im kritischsten Augenblick, als sie es selbst nötig hatte, aufgemuntert zu werden, ihrem Kaiser zurief: >Sei ruhig, deine Soldaten haben geschworen, heute zu siegen, und sie werden siegen. < «

Aber welches Grauen ein Vierteljahr später. Eine immer noch riesige Armee ohne Quartier. Fast ohne Proviant. Zerlumpt und müde. In Schnee und Eis. Vierhundert Meilen entfernt von Paris.

»Meine braven Soldaten«, murmelt er. »Ich hatte nie bessere.«

Und Gourgaud, hoffend, daß das hitzige Diktat nun zu Ende sei, meint:

»Hätte man nicht an der Moskwa einen Flankenmarsch mit dem rechten Flügel machen sollen?«

»Um die Russen zu zwingen, ihre Stellungen aufzugeben? Das wäre möglich gewesen. Aber ich hielt diese

für schwach genug, um sie mit Gewalt nehmen zu können. Und ich wollte die Schlacht, Gourgaud. Ich dürstete nach einer Schlacht!«

Aber an der Beresina, an der Beresina bereute er sie. Dieser Fluß wird als der Schauplatz einer der erschütterndsten Tragödien in die Geschichte eingehen. Es war ein Fehler, daß er nach Moskau marschiert war; er hätte nach Petersburg ziehen sollen, dem Sitz der Regierung und der Staatsgeschäfte. Alexander hätte Petersburg niemals in Brand stecken lassen. Er hätte Frieden gemacht. Man hätte überwintern können in der Stadt. In Paris hätte Cambacères, wie schon so oft, die Geschäfte in seinem Namen weitergeführt.

»Der Winter«, sagt er, leise und dabei zum Fenster hinausblickend, »der Winter hätte alle Welt eingeschläfert, Freund wie Feind; der Frühling aber hätte alle zu neuem Leben erweckt, dann hätte ich mich auf den Feind gestürzt und ihn geschlagen. Danach hätte ich Frieden geschlossen, und alle meine militärischen Unternehmungen wären beendet gewesen. Europa hätte für immer Sicherheit und Ruhe gehabt. Das neue europäische System, zum Wohle und Gedeihen aller, wäre nur noch eine Frage der Zeit gewesen.«

Für einen Moment herrscht eine sonderbare Stille im Zimmer. Warum sagt Gourgaud nichts? Brütet er wieder eine seiner Wahrheiten aus, die er meint unbedingt äußern zu müssen?

»Ich bitte um Verzeihung, Sire...«, sagt Gourgaud zögernd.

»Wofür? Willst du mir wieder mit der uralten Frage

kommen, weshalb ich die Armee verlassen habe? Du bist doch dabeigewesen, als der Kurier aus Paris eintraf, der mir den Staatsstreich meldete. Ich habe die Armee nicht im Stich gelassen, ich mußte zurück in meine Hauptstadt, um dort alle wieder zur Raison zu bringen. Um die Lüge aus der Welt zu schaffen, daß ich gefallen sei. Ich beging nur einen Fehler. Indem ich den Oberbefehl auf Murat übertrug, der gerade der Allerunfähigste war, um unter solchen Umständen mit Erfolg zu handeln. Berthier war nicht besser. Ich hätte die Armee Eugene überlassen sollen, der zwar eigensinnig war, aber wenigstens meine Befehle ausgeführt haben würde. Ich hatte ausdrücklich befohlen, nur kurze Tagesmärsche zu machen, statt dessen hat man an manchen Tagen mehr als fünfundvierzig Kilometer zurückgelegt. Und warum? Nur weil die Herren Marschälle unbedingt in einem Schloß übernachten wollten. Murat brauchte immer Luxus, Weiber und eine lukulische Tafel. Das war es!«

Diese Verschwörung war einfach lächerlich. Sie hätte niemals Erfolg gehabt. Kaum war er zurück, sofort krochen alle wieder zu Kreuze und erzählten ihm in aller Unschuld haarklein, wie sich das Ganze zugetragen hatte. Dieser irrsinnige Malet! Er hätte ihn schon früher erschießen lassen sollen.

Und Gourgaud sagt noch immer nichts. Sitzt da und hält sich die Hand, als hätte er wer weiß wieviel gearbeitet. Las Cases hat nie gejammert.

»Verzeihung, Sire«, sagt Gourgaud, »aber ich glaube.... ich glaube, es wäre das beste gewesen, wenn Eure Majestät bei Moskau gefallen wäre.«

Bonaparte erstarrt. Aber er fährt nicht herum, er weist Gourgaud nicht zurecht, er steht nur da und blickt in den Garten hinaus. Dieser Gourgaud, warum sagt er nicht gleich, daß er bei Austerlitz oder Arcole hätte fallen sollen!

»Schreiben Sie, General!« Er wendet sich vom Fenster ab und beginnt, wieder auf und ab zu gehen. »Hätte der Kaiser in Moskau Frieden schließen können, so wäre Europa geeint gewesen. Überall hätten die gleichen Prinzipien geherrscht, die gleiche Gesetzgebung gegolten. Ein europäischer Kassationshof hätte alle Irrtümer wiedergutmacht. Es hätte eine gleiche Münze mit verschiedenen Prägungen gegeben, die gleichen Maße und Gewichte. Europa wäre bald nur ein Volk geworden. Der Kaiser würde freie Schifffahrt nicht nur auf allen Meeren, sondern auch auf allen Flüssen für alle Nationen verlangt haben. Die großen stehenden Heere würden auf eine Garde für die Herrscher beschränkt worden sein. Nach Frankreich, in den Schoß des großen, herrlichen, ruhigen, ruhmvollen Vaterlandes zurückgekehrt, würde Napoleon die Unverletzbarkeit der Grenzen erklärt haben. In Zukunft wäre ein Krieg nur noch zur Verteidigung geführt worden. Jede neue Vergrößerung hätte als antinational gelten müssen. Die Diktatur...« Er zögert einen Augenblick, fährt dann aber fort. »Die Diktatur Napoleons wäre zu Ende gewesen, seine konstitutionelle Regierung würde begonnen haben...« Doch es geht nicht. Alles in ihm sträubt sich dagegen. Eine konstitutionelle Regierung! Ist das sein politisches Vermächtnis an die Nachwelt? – Er vermeidet es, Gourgaud in diesem Moment anzusehen; er weiß auch so

um dessen skeptischen Blick. Natürlich sind das Zugeständnisse, Verklärungen, schöne Worte über eine Zukunft, an die er nie ernstlich gedacht hatte. Schon vor zwei Jahren, während der Hundert Tage, als er auf Paris marschierte, sah er sich gezwungen, um die Gunst der Menge mit Sätzen zu werben, die ihm zutiefst fremd waren. »Meine Rechte sind nur die Rechte des Volkes. Wir müssen jetzt vergessen lernen«, sagte er zu seinen zurückgekehrten Generälen, »daß wir die Herren Europas gewesen sind!« Was für Verrenkungen! Was für Verbeugungen! Volksherrschaft. Parlamentarismus. Diese Schlagworte, die die Zeit gezeugt hatte. Diese Einflüsse der Liberalen. In einer Armee wird es nie etwas Konstitutionelles geben. Wenn er wirklich Ernst damit gemacht hätte, er wäre nicht mehr Napoleon gewesen. – Soll er Gourgaud die Sätze streichen lassen? Aber was sollte er dafür an ihre Stelle setzen? Also weiter, er hat schon viel zu lange gezaudert. »... seine konstitutionelle Regierung würde begonnen haben. Sobald sein Sohn volljährig gewesen wäre, würde er ihn als Mitherrscher eingesetzt haben. Die Tage seines Alters würde der Kaiser damit verbracht haben, in Begleitung seiner Gemahlin, langsam reisend zu Wagen, alle Gegenden und Winkel des Vaterlandes zu besuchen, Klagen entgegenzunehmen, Unrecht wiedergutzumachen und überall Denkmäler seiner Wohltätigkeiten zurückzulassen...«

Und abermals stockt er. Wohltätigkeiten! Warum, zum Teufel, unterbricht ihn Gourgaud nicht? Was hatte er schon groß getan für die armen Leute? Er ist sich dieses »Versäumnisses« manchmal durchaus bewußt gewesen.

Das arme Volk ist eben immer der Dumme.

»Schreiben Sie, Gourgaud! Der Mensch ist wahrhaft groß nur durch die Einrichtungen, die er bei seinem Tode hinterläßt. Und was Napoleon hinterlassen hat, wird bis ins nächste Jahrhundert reichen! – Genug für heute. Wir sehen uns zum Diner wieder.«

Diese tönenden Worte, diese vollmundigen Sätze. Auf einmal ist ihm das alles zuwider. Vielleicht hat Gourgaud recht; wenn eine vom Kreml abgefeuerte Kanonenkugel ihn getötet hätte, so wäre er groß gewesen, wie kein anderer, und für immer.

Wie sonderbar still es ist, nachdem Gourgaud gegangen ist.

Es fehlt eine Stimme auf Longwood House.

Las Cases. Wo mag er jetzt sein? Schon in England?

Wie die Zeit vergeht.

Die verfluchte Zeit. Und auf Longwood House, er fühlt es, wird es noch stiller werden, wenn nicht bald etwas geschieht. Wer weiß, vielleicht sitzt er in einem Jahr schon allein abends an der Tafel.

Aber er wird Marchand noch haben. Marchand wird ihn nicht verlassen. Er ist der Treueste von allen.

Oder Montholon?

2

Montholon wiegt sich sicher im Vertrauen des Kaisers. Von der Abreise Las Gases' hat er am meisten profitiert. Alle Ämter des Grafen hat der Kaiser ihm übertragen, den Verkehr mit den Lieferanten, die Buchführung, das Rech-

nungswesen. Keine sonderlich schwierige Aufgabe, aber das Geld in der Staatskasse von Longwood House ist knapp, 300 000 Francs, da muß er rechnen, um alle Posten des Etats zu decken. Gelder bewilligen, Gelder kürzen, das ist ein Stück Macht, und Macht soll man gebrauchen, findet Montholon. Gelegenheit also, eine neue Karte zu spielen.

An den Gehältern Einsparungen vorzunehmen wäre unklug, das würde ihn selbst treffen. Bei den Lebensmitteln und Getränken sparen zu wollen wäre ebenso unklug, denn das würde den Kaiser treffen. Also Einsparungen am Marstall, bei den Pferden, das trifft nur einen. Und dieser eine wird garantiert Ärger machen.

Die Wirkung der Etatkürzung läßt nicht lange auf sich warten. Noch am selben Morgen wird Gourgaud beim Kaiser vorstellig. Mit fünfzig Francs im Monat könne er unmöglich zwölf Pferde unterhalten, außerdem fehle es immer noch an Sätteln und Halftern, er benötige mindestens das Doppelte.

Der Kaiser, mit einem Seitenblick auf seinen Finanzminister, dessen Etat er immerhin unterschrieben hat, bleibt fest, fünfzig Francs seien genug, man könne ja an der Pflege der Pferde sparen.

Eine Antwort, in der Gourgaud sofort eine persönliche Kränkung sieht, und ihm geht, wie zu erwarten stand, wieder einmal das Temperament durch. Er sehe schon seit längerem, wie gering seine Arbeit geachtet werde, Seine Majestät möge den Marstall doch gleich dem Herrn Finanzminister unterstellen, wenn er meine, daß dieser ihn besser verwalten könne; er wundere sich nur, daß auf der

einen Seite gespart, während auf der anderen Seite das Geld zum Fenster hinausgeworfen werde, allein fünfzig Louis für eine elende Kuh, die keine Milch gebe, das sei die reinste Verschwendung.

Von der Kuh will der Kaiser nichts hören, der Herr General gehe ihm allmählich auf die Nerven mit seinen ewigen Nörgeleien, er habe ihn nicht nach Sankt Helena mitgenommen, um fortwährend Klagen von ihm zu hören, sondern um von ihm aufgeheitert zu werden; wenn er das nicht könne, dann solle er wenigstens den Mund halten, statt ihm ständig mit Geldangelegenheiten in den Ohren zu liegen; und wenn es ihm so schlecht gehe, wie er behauptete, weshalb er dann nicht die fünfhundert Francs angenommen habe, die er ihm durch den Großmarschall übersandt habe; im übrigen habe er mehr als genug, es sei ja wohl nicht nötig, daß der Herr General alle Tage ein frisches Hemd anziehe.

Über das frische Hemd geht Gourgaud geflissentlich hinweg, um so heftiger reagiert er auf die fünfhundert Francs. Wie hätte er die annehmen können, wo er doch wisse, daß Seine Majestät gezwungen gewesen sei, sein Silberzeug zu verkaufen.

Welch ein Edelmut, denkt Montholon, als wüßte nicht jeder, daß dieser Verzicht aus purer Berechnung geschah, nur um dadurch dem Kaiser zu gefallen.

Doch Gourgaud, einmal in Fahrt, hat noch mehr auf Lager. Er frage sich, weshalb gerade er der Ärmste auf Longwood House sei, während zum Beispiel die Montholons in der Lage seien, alle Läden von Jamestown leerzukaufen; und es könne ja wohl nicht gerecht sein, daß er in

einem einzigen elenden Zimmer hausen müsse, wo es hineinregnet, während die Montholons eine Suite mit sieben Zimmern bewohnten und ständig neue Möbel anschafften; er dürfe sich doch wohl als ebenso hochstehend betrachten wie Monsieur und Madame de Montholon.

Der Neid, denkt Montholon, der Neid ist immer noch die verlässlichste Quelle allen Zwistes. Und mit Genugthuung stellt er fest, daß der Kaiser ihn ohne Zögern verteidigt.

Gourgaud könne ja wohl nicht bestreiten, daß die Montholons zu viert seien, während er nur allein sei; wenn er also Madame de Montholon dasselbe Gehalt zahle wie ihrem Gatten, dann sei das nur recht und billig; im übrigen dürfe er den Herrn General daran erinnern, daß er seiner Mutter bereits vor einem Jahr eine monatliche Rente von tausend Francs ausgesetzt habe. Und wenn er jetzt unbedingt Geld benötige, um wieder einmal seine Ehrensolden bezahlen zu können, dann möge er in Gottes Namen seine Pistolen verkaufen, wie er ihm schon mehrfach angedroht hat, es stünde ihm frei, es noch heute zu tun, mit Gewalt sei bei ihm jedenfalls nichts zu erreichen.

Gourgaud sieht sich in die Enge getrieben. Er verlange ja nichts weiter, als daß man ihn nicht erniedrige.

Aber das Argument hat der Kaiser schon zu oft gehört. Gourgaud möge endlich aufhören, ständig von Erniedrigung zu reden, für seine Begriffe sei er etwas zu stolz; er frage sich, wie er es bei solch einem Charakter zu etwas gebracht habe. Er stifte nur Unfrieden, und er dürfe sich nicht wundern, wenn man seiner überdrüssig werde, und wenn er es noch deutlicher hören wolle, er würde lieber ihn abreisen sehen als Madame de Montholon und ihren

Gatten.

Montholon staunt selber, wohin die Unterredung gelangt ist; eigentlich ging es nur um fünfzig Francs für den Marstall. Er genießt diesen Augenblick als einen vollen Erfolg, auch wenn ihm nicht entgangen ist, daß der Kaiser erst Albine und dann ihn genannt hat.

Gourgaud bricht nun schluchzend in Tränen aus. Auf so etwas sei er nicht gefaßt gewesen... Marschall Lannes habe ihn einst zum Adjutanten nehmen wollen... Marschall Soult und General Mouton und all die anderen hätten ihm... ihm, dem armen Plebejer, ihre Freundschaft bezeugt... Und warum habe ihn denn Seine Majestät über alle seine Kameraden erhoben, indem er eigens für ihn eine neue Stellung geschaffen habe...

Der Kaiser klopft ihm beruhigend die Wange. Gourgaud wisse doch genau, daß auch er ihn immer als einen tapferen und schneidigen Soldaten angesehen habe, und nun möge er sich zusammennehmen und mit ihm frühstücken.

Eine Geste der Versöhnung, die nicht ohne Spott ist. Und Montholon verläßt den Salon in dieser Stunde in dem befriedigenden Gefühl, eine entscheidende Schlacht gewonnen zu haben; immerhin war es das erste Mal, daß der Kaiser einem von ihnen die Abreise nahegelegt hat.

»Was bist du doch für ein Teufel«, sagt Albine, als er ihr von der Auseinandersetzung erzählt, »Der nächste, den du von hier vertreiben willst, soll also Gourgaud sein.«

Verdutzt sieht Montholon sie an.

»Wieso der nächste?« fragt er.

»Ach, cheri, du mußt dich nicht verstellen wollen. Glaubst du, ich wüßte nicht, daß Las Cases' Abreise auf

dein Konto geht?«

»Auf mein Konto?« Er lacht. »Was für ein Unsinn!«

»So? – Und wer war am Tag vor der Verhaftung des Grafen beim Gouverneur?«

Montholon wechselt entsetzt die Farbe.

»Woher weißt du das?«

»Du gibst es also zu?«

»Ich gebe gar nichts zu.«

»Meinetwegen. Ich weiß es auch so.«

Montholon bricht der Schweiß aus allen Poren. Es ist immer dasselbe. Jedesmal wenn er meint, einen Schritt vorangekommen zu sein, wartet sie mit einer ihrer tückischen Überraschungen auf.

»Das Ganze ist eine ungeheuerliche Lüge. Und ich will wissen, wer so etwas in die Welt setzt!«

»Du kannst ganz beruhigt sein, niemand setzt etwas in die Welt. Bis jetzt weiß es nur ich.«

»Von wem, zum Donnerwetter!«

»Dreimal darfst du raten.«

Ausgeschlossen, denkt Montholon, wenn der Kaiser es wüßte, hätte er ihn längst davongejagt.

»Hör auf, mich zum Narren zu halten. Du weißt überhaupt nichts. Du willst mir nur Angst einjagen. Weiter nichts.«

»Angst einjagen? Aber cheri, ich bin doch auf deiner Seite.«

»Auf meiner Seite? Wenn du auf meiner Seite wärst, würdest du mich nicht so quälen.«

»Aber Charles, wenn ich nicht auf deiner Seite wäre, hätte ich dich längst verraten.«

Montholon schlägt es für einen Moment die Sprache. Aber es ist wahr, bisher jedenfalls hat sie alle ihre »Entdeckungen« für sich behalten. Und seit sie entbunden hat, spielt sie ihren Part als Kokotte glänzender denn je. Aber wahrscheinlich möchte sie gern wissen, in welchem Spiel sie eigentlich mitspielt.

»Was redest du von verraten?« sagt er. »Ich wüßte nicht, was du verraten könntest. Was geht nur in deinem Kopf vor, Albine!«

»Du wirst es nicht glauben, lieber Charles, in diesem Punkt geht es mir wie dir. Ich wüßte auch gern, was in deinem Kopf vorgeht. Denn irgend etwas führst du doch im Schilde.«

Montholon versucht zu lachen.

»Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Ich rede von deinem Besuch beim Gouverneur an jenem bewußten Tag im November. Es muß doch einen Grund geben, daß du ihn geheimgehalten hast.«

Es ist ihm unbegreiflich, aber sie weiß es, sie ist sich ihrer Sache vollkommen sicher. Er könnte es ja zugeben, wenn ihm nur eine plausible Erklärung einfallen wollte.

»Streite es bitte nicht ab, cheri. Ich weiß, es ging um Las Cases. Und damit du siehst, daß ich nicht bluffe, sage ich dir auch, von wem ich es weiß. Von Lady Löwe.«

Natürlich. Darauf hätte er auch selber kommen können. Seit November war sie ja mehr als einmal in Plantation House. Aber ihr letzter Besuch bei der Gouverneurin liegt fast zwei Wochen zurück, warum erzählt sie ihm die Sache erst heute, ein Vierteljahr nach Las Cases' Abreise? Liegt es daran, daß er ihr die Auseinandersetzung zwi-

schen Gourgaud und dem Kaiser mit allzuviel Schadenfreude berichtet hat, so daß ihr erst heute der Zusammenhang aufgegangen ist?

»Also gut, ich will ganz offen zu dir sein, chérie. Ja, ich war damals beim Gouverneur. Aber nicht wegen Las Cases...«

Montholon hat plötzlich einen Einfall, einen etwas gewagten, aber er meint den Versuch riskieren zu können; die Geschichte, die ihm auf einmal vorschwebt, ist so abenteuerlich, daß er einfach nicht widerstehen kann, und wenn er Glück hat, ist Albines Neugier mehr als befriedigt und ihr Argwohn ein für allemal zerstreut.

»Es war wegen eines ganz anderen, viel entsetzlicheren Verdachts, weshalb ich den Gouverneur aufsuchte. Du erinnerst dich, damals im November ging es dem Kaiser wieder einmal sehr schlecht. Er klagte über alles mögliche, über Fieber, Appetitlosigkeit, Beschwerden beim Gehen, und ich machte mir so meine Gedanken. Strenggenommen warst du es eigentlich, die mich auf die Idee gebracht hat; ich hatte noch immer diese fürchterliche Geschichte von der Marquise de Brinvilliers im Hinterkopf, die du mir erzählt hast. Und da war mir nun aufgefallen, daß sich das Befinden des Kaisers jedesmal dann verschlechterte, nachdem eine neue Lieferung Kapwein eingegangen war. Ich fand das überaus merkwürdig. Und ich fragte mich, ob der Wein, den uns der Herr Gouverneur liefert, vielleicht nicht ganz in Ordnung sei. Du verstehst, was ich meine? Schließlich ist dem Gouverneur bekannt, daß diesen Kapwein fast ausschließlich der Kaiser trinkt...«

»Das wäre ja ungeheuerlich...«

»Du sagst es. Und du kannst dir vorstellen, was für Kämpfe ich mit mir ausgefochten habe. Ich wußte nicht, was ich tun sollte...«

»Aber findest du es nicht merkwürdig, daß wir nicht alle krank geworden sind. Wir haben doch auch von dem Wein getrunken.«

Montholon stockt einen Augenblick.

»Sicher«, sagt er, »im ersten Moment habe ich mir das auch gesagt. Aber dann wurde mir klar, daß ja nicht alle Flaschen präpariert worden sein müssen, eine einzige genügt vollkommen. Außerdem haben wir unter den Bediensteten ein Dutzend Engländer, und die sind mitunter unbeobachtet. Und gerade in jenen Tagen war dieser Mulatte, der dann Las Cases verraten hat, gegen einen anderen ausgewechselt worden. Zwischen all den Einzelheiten sah ich plötzlich einen Zusammenhang.«

»Aber weshalb bist du nicht zum Kaiser gegangen und hast ihm deinen Verdacht unterbreitet?«

»Das hatte ich anfangs auch vor. Aber sag selbst, was hätte das eingebracht? Du kennst doch den Kaiser. Er hätte sofort Alarm geschlagen, er hätte den Gouverneur zu sprechen verlangt, und der hätte alles glattweg abgestritten. Es hätte einen Riesenkrach gegeben, und was wäre dabei herausgekommen? Nur gegenseitige Beschimpfungen und Beschuldigungen. Ich hatte ja keinerlei Beweise.«

»Also bist du zum Gouverneur gegangen und hast ihm auf den Kopf zu gesagt, daß er ein Giftmischer ist.«

»Nun ja, nicht so direkt. Ich habe ihm lediglich meine Beobachtungen mitgeteilt. Die Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, habe ich ihm überlassen. Aber du kannst mir

glauben, er hat sofort begriffen, er war sichtlich verlegen. Natürlich hat er so getan, als wüßte er nicht, wovon ich rede. Er fragte, worüber ich mich eigentlich beschweren wolle.«

»Und was hast du ihm geantwortet?«

»Über den schlechten Wein, habe ich gesagt. Und ich ließ keinen Zweifel daran, was ich mit >schlecht meinte.«

»Und wie hat er reagiert?«

»Er nehme die Beschwerde zur Kenntnis, hat er gesagt. Damit war das Thema erledigt. Wie recht ich aber mit meiner Vermutung hatte, beweist die Tatsache, daß das Befinden des Kaisers seitdem ausgezeichnet ist.«

Albine sieht ihn an, mit einem Lächeln, als bewunderte sie ihn.

»Ich kann das alles noch gar nicht fassen, cheri«, sagt sie.

»Dann hast du ja dem Kaiser das Leben gerettet.«

Montholon wird fast ein wenig verlegen.

»Schon möglich.«

»Und du willst überhaupt keine Belohnung dafür? Ich bin sicher, Seine Majestät würde sich erkenntlich zeigen, wenn du ihm das alles erzählen würdest.«

»Um Himmels willen, Albine, auf keinen Fall! Gourgaud und Bertrand sind schon neidisch genug auf mich. Vielleicht später einmal, wenn wir das alles hier hinter uns haben, wenn wir alle gemeinsam wieder gen Europa segeln.«

»Du bist wunderbar, cheri. Ich gestehe, ich hätte dir das nicht zugetraut. Ich habe wirklich geglaubt, du hättest den Grafen beim Gouverneur verraten.«

»Aber Albine, wie hätte ich denn das tun können? Ich

wußte doch gar nichts von seiner geheimen Korrespondenz. Und außerdem, weshalb hätte ich so etwas tun sollen? Aus Neid? Nein. Ich habe zwar Las Cases nicht besonders gut leiden können, aber so etwas... So etwas brächte nur Gourgaud fertig. Was meinst du, wie er heute über uns hergezogen ist. Vor allem über dich. Ich möchte nicht wiederholen, was er alles gesagt hat; es war zu niederträchtig. Er kann es einfach nicht ertragen, daß du dem Kaiser mehr bedeutest als er. Du kannst mir glauben, cherie, er ist es, der uns von hier vertreiben will. Erst hat er Las Cases mit seiner Eifersucht vergault, und jetzt sind wir an der Reihe. Deshalb dürfen wir uns auf keinen Fall provozieren lassen. Wir müssen einfach darüber hinwegsehen. Und vor allem, wir müssen wie bisher dem Kaiser zu Diensten sein. Er braucht uns, Albine. Wer sonst könnte ihn denn aufheitern? Bertrand ist dazu nicht in der Lage, dafür fehlt ihm jedes Talent. Und Fanny... Na, du weißt ja, sie würde lieber heute als morgen die Insel verlassen.«

Montholon ist selbst erstaunt, wie ihm das über die Lippen kommt, wie logisch das alles zusammenpaßt. Aber hat er Albine wirklich überzeugt? Er ist sich nicht sicher. Noch immer meint er bei ihr einen gewissen ironischen Vorbehalt zu spüren, auch wenn sie sich mit seiner Geschichte zufriedenzugeben scheint. – Vielleicht sollte er doch versuchen, sie davon zu überzeugen, daß es für sie und die Kinder das beste sei, wenn sie die Insel mit ihrem ungesunden Klima verließen und vorzeitig nach Europa zurückkehrten? – Auf jeden Fall wird er mit seinem nächsten »Experiment« eine Weile warten müssen. Aber er hat ja Zeit. Viel Zeit. Denn die Nachrichten vom Kontinent

sind für den Kaiser mehr als hoffnungslos.

3

Die Bertrands, in ihrem neuen Haus am Akazienwäldchen, das der Gouverneur eigens für sie hat errichten lassen, leben immer mehr für sich. Zwar sind sie dem Kaiser jetzt räumlich näher als früher in Hutsgate, der Weg nach Longwood House beträgt nur ein paar hundert Schritt, innerlich aber ist die Distanz zum Kaiser eher größer geworden. Zwar erscheint Bertrand nach wie vor jeden Morgen zur gewohnten Stunde beim Kaiser, um etwaige Befehle oder Aufträge entgegenzunehmen, auch kommt Fanny allen Einladungen Seiner Majestät zu Spazierfahrten, zum Karten- oder Billardspielen pflichtgetreu nach, die meiste Zeit aber, und vor allem die Abende, verbringen sie bei sich zu Hause, en famille, und Bonaparte hat es inzwischen, ohne besonderen Groll, wie es scheint, zu akzeptieren gelernt, dieses kleine Stück Freiheit, dieses Stück Emanzipation, auf das Fanny so stolz ist; er diniert nun, wenn nicht überhaupt allein in seinem privaten Kabinett, nur noch mit den Montholons und General Gourgaud.

Bertrand ist froh, daß sich alles so nahezu reibungslos geordnet hat. Beide Seiten scheinen halbwegs zufrieden zu sein mit der Lösung. Der Kaiser findet seine Zerstreuung, wenn er gelegentlich zu ihnen zu Besuch kommt, wenn er mit den Kindern spielen und ihnen Geschichten erzählen kann; Fanny findet Gefallen daran, Seine Majestät ein wenig zu bewirten und mit ihm zu plaudern, ohne daß Madame de Montholon ihre spitzen Kommentare dazugibt.

Die Zwistigkeiten der beiden Frauen halten sich seitdem in erträglichen Grenzen.

Auch andere Besucher stellen sich von Zeit zu Zeit ein. Admiral Malcolm und seine junge Frau, die immer die neuesten Nachrichten mitbringen und die jeweiligen Einladungen zum allmonatlichen Ball beim Gouverneur übermitteln. Auch die immer hübscher werdende Betsy Balcombe, von der seit geraumer Zeit das Gerücht geht, sie werde bald Oberstleutnant Sir Thomas Reade heiraten, läßt sich oft sehen. Selbst Lady Löwe kommt hin und wieder zu Besuch; sie langweilt sich in Plantation House genauso wie Fanny hier in Longwood House. Man tauscht den neuesten Klatsch aus, wer seit dem letzten Ball in wen verliebt ist, wer mit wem um wen rivalisiert; man spricht über die Gesundheit des Kaisers, ob es denn wirklich so schlecht um sie stehe, wie Doktor O'Meara dem Gouverneur berichtet; man zieht ein wenig über die hochmütige Baronin von Stürmer her und belustigt sich über die lächerlichen Eskapaden des Marquis de Montchenu, der auf seine alten Tage noch immer hinter jedem Rock her ist. Die Zeit ist jedesmal viel zu kurz, bis zum Einbruch der Dunkelheit muß die Gouverneurin ja wieder zu Hause sein, und so lädt sie Fanny zum Gegenbesuch in Plantation House ein, oder man verabredet sich zum nächsten Rennen im Feldlager von Deadwood.

Mitunter hat es fast den Anschein, als sei das Haus am Akazienwäldchen zu einer Art zweitem Mittelpunkt geworden auf dem Anwesen von Longwood, zu einem Ort von gesellschaftlichem, ja sogar politischem Rang; denn wen Seine Majestät nicht zu sehen wünscht oder nicht

empfangen zu können meint, der hält sich an Großmarschall Bertrand. Gouverneur Sir Hudson Löwe wendet sich fast ausschließlich nur noch an ihn, wenn er nach Longwood kommt; seinen Gefangenen sieht er immer seltener und wenn, dann lediglich von weitem.

Der häufigste Gast aber im Haus der Bertrands ist General Gourgaud. Er erteilt dem kleinen Napoleon Reitunterricht, und für den »großen« Henri bringt er jedesmal eine Knobelaufgabe mit. Der wahre Grund seiner Besuche ist freilich ein anderer. Hier bei den Bertrands kann er sein Herz ausschütten über die Ungerechtigkeiten des Kaisers, über die üblen Intrigen der Montholons. In Fanny hat er endlich eine verwandte Seele gefunden, den einzigen Menschen, wie er sagt, der ihn wirklich versteht. Sie leiden beide unter derselben tödlichen Langeweile, sie sehen sich beide voller Verzweiflung nach Europa. Wenn man nur einen Weg wüßte, um in Ehren von hier fortzukommen. Der schlaue Las Cases, der hat es geschafft.

Bertrand verfolgt das häufige Zusammensein der beiden nicht ohne Sorge. Fanny ist hinterher jedesmal so aufgewühlt und unduldsam. Gourgaud, sagt sie, habe vollkommen recht, es sei ein blödsinniges Leben, das sie hier führten. Wenn der Kaiser sich damit abfinden könnte, daß er nicht mehr in den Tuileries ist, und wenn er nicht wegen jeder Kleinigkeit mit dem Gouverneur Streit suchte, dann ginge es ihnen allen hier besser. Bertrand weiß nur zu gut, daß die beiden recht haben, aber was soll er machen, er kann den Kaiser nicht ändern; ebensowenig wie er sich selber zu ändern vermag. Sein Schicksal ist nun einmal mit dem des Kaisers für ewig verbunden. Wenn ihm nur

Fanny nicht immer wieder mit ihrer Abreise drohen würde. Eine Zeitlang, nachdem sie Arthur zur Welt gebracht hatte, war es damit besser geworden, da war die Freude über den kleinen strammen Kerl, die alles andere verdrängte, da war sie mit dem kleinen Schreihals bis zur Vernarrtheit beschäftigt. Aber seitdem sie aufgehört hat mit Stillen, ist es wieder genauso wie vorher. Und manchmal, wenn sich tagelang nichts ereignen will, ist es kaum auszuhalten mit ihr. Alles Geschrei und Getobe um sie herum geht ihr auf die Nerven. Sie sei nun mal nicht dafür geboren, immer nur Kindermädchen zu spielen. Sie wolle von ihrem Leben etwas haben. Ihre Jugend, ihre Schönheit, damit sei es bald vorbei, und sie wolle nicht erst als alte Frau nach Europa zurückkehren. Bertrand ist jedesmal ganz hilflos, er kann sie ja verstehen, aber was soll er tun? In Frankreich ist er zum Tode verurteilt, und ein Leben in England kann er sich nicht vorstellen. Er versucht, ihr immer wieder Hoffnung zu machen, bittet sie, Geduld zu haben, vielleicht werde sich das Schicksal des Kaisers schon in nächster Zukunft wenden; in Frankreich, so meldeten die Zeitungen, gewinne die orleanistische Partei immer mehr an Boden, und in England mehrten sich die Stimmen, vornehmlich aus dem Lager der Liberalen, die eine Begnadigung des Kaisers forderten oder zumindest seine Verlegung auf eine Insel im Mittelmeer. Im Grunde aber hat er jedesmal, wenn er so redet, ein schlechtes Gewissen, so, als würde er Fanny täuschen, als würde er ihre Liebe mit falschen Versprechungen vergelten.

Gourgaud hat es mehr als einmal unumwunden ausge-

prochen. »Du machst dir und Fanny was vor, Henri, wenn du noch immer von einer glücklichen Wende redest. Das Glück hat den Kaiser verlassen. Und glaub mir, er selber weiß es schon längst, daß er hier sterben wird. Er will es ja so. Weshalb sonst hätte er die Krone von Mexiko abgelehnt?« Ja, die Krone von Mexiko, denkt Bertrand, das wäre eine Möglichkeit gewesen. Welche Aufregung hatte es an jenem Tag gegeben, als die Botschaft der spanisch-amerikanischen Führer der mexikanischen Befreiungsbewegung eintraf! Aber der Kaiser hatte, ebenso wie sein Bruder Joseph Monate zuvor, das Angebot zurückgewiesen. Und mit welcher großartiger Begründung! Zweimal habe er der Krone Frankreichs entsagt, als ihm der Pöbel sie anbot, denn er habe sein Land nicht den Greueln eines Bürgerkrieges aussetzen wollen; genauso wäre es jetzt für Mexiko ein Unglück, wenn er das Zepter in die Hand nähme, das ihm nur ein Teil des Volkes antrage, der mit dem anderen Teil und dem Mutterland im Krieg läge. »Die Greuel des Bürgerkrieges!« Gourgaud lachte darüber. »Was ist er doch für ein Revolutionär!« sagte er zu Bertrand. »Daß ihm die Mexikaner für den Fall, daß er ihr König würde, seine Befreiung zusicherten, darauf ging er mit keinem Wort ein. Und warum nicht? Weil er ganz genau weiß, daß seine Zeit abgelaufen ist. Und deshalb sucht er sein Heil jetzt in der Legende! Weißt du, was er kürzlich zu mir sagte? >Jesus Christus wäre ohne Dornenkrone nicht Gott. Erst sein Martyrium hat zu den Herzen der Menschen gesprochen.

Wenn ich, anstatt hier zu leiden, in Amerika wäre, würde kein Mensch mehr an mich denken, und meine Sache wäre

verlorene begreifst du, Henri? Er will die Dornenkrone. Das Mitleid der Menschheit will er, für jetzt und alle Zeiten, er, der Millionen Menschen von einem Krieg zum anderen gehetzt hat. Als wüßte er nicht, daß er von den Völkern aus allen Ländern des Kontinents hinausgeworfen wurde!«

Gourgauds Reden werden immer weitgreifender in letzter Zeit und für Bertrand immer befremdlicher. Mitunter scheint es ihm last, als reute Gourgaud sein ganzes bisheriges Leben, als suchte er nach einer neuen Wahrheit, nach einem neuen Sinn für sein Leben, mit dem er nach Europa zurückkehren und noch einmal von vorn anfangen könne. Oder ist es nur die Schelte des Kaisers wegen der endlosen Streitigkeiten mit den Montholons, die ihn so verbittert?

Als Gourgaud eines Tages im August plötzlich verschwunden ist, hat Bertrand sogleich die schlimmsten Befürchtungen. Hat Gourgaud die Nerven verloren? Ist er im Begriff, eine nicht wiedergutzumachende Dummheit zu begehen?

Noch am Morgen, als er ihn am Marstall traf, war Gourgaud guter Dinge gewesen, und er hatte versprochen, Napi, wie er den kleinen Napoleon zu nennen pflegt, nachmittags zum Reiten abzuholen. Aber er war nicht gekommen. Statt dessen erschien Montholon. Er suche General Gourgaud, der Kaiser wünsche ihn zu sprechen, aber er könne ihn nirgends finden, weder in seinem Zimmer noch im Stall. Auch Kapitän Blakeney, der wachhabende Offizier, habe ihn heute noch nicht gesehen.

»Hatten Sie wieder Streit miteinander?« fragte Bertrand geradezu.

Montholon lächelte nur.

»Sie wissen also auch nicht, wo der Herr General steckt. Nun ja, anscheinend versucht er sich wieder einmal wichtig zu machen.«

Und damit war Montholon gegangen.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte Fanny, die alles mit angehört hatte. Und ihre Miene verriet äußerste Besorgnis.

»Ich weiß es nicht«, sagte Bertrand und versuchte, sie zu beruhigen. Wahrscheinlich sei Gourgaud nach Jamestown geritten, um irgendwas zu besorgen.

Aber Bertrand erinnerte sich, was Gourgaud ihm vor einiger Zeit gesagt hatte: »Ich habe meine Papiere geordnet. Ich werde dem Gouverneur schreiben, daß ich abreisen will.«

Als Gourgaud auch am Abend, eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit, noch immer nicht da ist, entschließt sich Bertrand, zum Kaiser zu gehen.

Er trifft ihn im Gelben Salon an, zusammen mit den Montholons beim Kartenspiel.

»Ich bitte um Verzeihung, Sire, aber ich mache mir Sorge. General Gourgaud ist noch immer nicht zurück. Vielleicht ist er ausgeritten, hinüber nach Friars Valley, und hat sich verirrt. Das Gelände ist dort ziemlich unwegsam, und in der Dunkelheit...«

»Er ist nicht ausgeritten«, sagt Montholon. »Es stehen alle Pferde im Stall.«

»Er ist zu Fuß weg?«

Bertrand begreift sofort, was das bedeutet; Gourgaud hat nicht die Absicht, wieder nach Longwood House zurückzukehren.

»Er wird einen Spaziergang machen«, sagt Bonaparte. »Vielleicht hat er eine heimliche Geliebte, die ihm die Nacht versüßt. Sie werden sehen, morgen früh ist er wieder da, und alles ist vergessen.«

»Vergessen?« fragt Bertrand. »Was meinen Sie damit, Sire?«

»Haben Sie es ihm nicht gesagt, Montholon?«

»Nein, Majestät. Es war mir zu dumm.«

Bonaparte wirft wütend die Karten hin.

»Sie sind genauso ein Dickschädel!« Und zu Bertrand: »Stellen Sie sich vor, Gourgaud wollte Montholon zum Duell fordern! Über den Haufen schießen wollte er ihn! Das sind nun meine Generäle. Wie die Kinder führen sie sich auf.«

Bertrand ist entsetzt, nicht eine Sekunde lang hatte er an die Möglichkeit eines Duells gedacht, sowenig es ihn freilich wundert, daß Montholon der Grund für Gourgauds Verschwinden ist.

»Und warum das alles?« fährt Bonaparte erregt fort. »Wegen nichts! Aus Eifersucht! Gourgaud bildet sich mal wieder ein, Montholon intrigiere gegen ihn. Nur weil ich Montholon dafür gelobt habe, daß er mir besser diene als Gourgaud mit seinen ewigen Nörgeleien!«

Diese unselige Eifersucht. Und doch kann Bertrand nicht glauben, daß das der einzige Grund war.

»Sie müssen versuchen, Gourgaud zu verstehen, Sire«, sagt er. »Ich räume ein, daß die Forderung zum Duell eine ziemlich unangemessene, ja geradezu peinliche Reaktion ist, aber ich bin völlig sicher, Sire, daß es nur aus Anhänglichkeit und Liebe zu Eurer Majestät geschah, wenn Gour-

gaud sich derart hinreißen ließ.«

»Ach, schweigen Sie, Bertrand! Gourgaud ist eine Mimose. Ich kenne ihn doch. Wie ein Vater seinen Sohn, so kenne ich ihn.«

Gewiß, denkt Bertrand, nur kennen Väter ihre Söhne gewöhnlich nicht besonders gut.

»Ich bitte Eure Majestät, mir zu erlauben, General Gourgaud zu suchen, falls er nicht bis morgen früh zurück ist.«

»Nein, das erlaube ich Ihnen nicht, Großmarschall. Wenn er nicht von selbst weiß, wohin er gehört, dann soll er bleiben, wo der Pfeffer wächst! – Und nun gehen Sie schlafen. Sie werden sehen, morgen früh lachen wir über den ganzen Unsinn.«

»Und wenn nicht, Sire?«

»Gute Nacht, Großmarschall!«

Bertrand sieht ein, es hat keinen Zweck; wenn der Kaiser im Zorn ist, ist mit ihm nicht zu reden, selbst wenn er hundertmal wünschte, daß ihm jemand Gourgaud zurückbringt.

Bertrand geht.

Doch bevor er Longwood House verläßt, begibt er sich hinüber in den anderen Gebäudeflügel, zu Gourgauds Zimmer. Er findet die Tür unverschlossen, so wie immer.

»Gaspard?« ruft er leise. »Gaspard, bist du da?«

Aber er erhält, wie erwartet, keine Antwort, und so öffnet er die Tür und tritt ein. Es ist dunkel im Zimmer, nur der Mond wirft ein mattes Licht herein. Das Bett ist gemacht. Alles ist aufgeräumt. Fast ein wenig zu aufgeräumt. Und Bertrand öffnet den Kleiderschrank. Aber Gourgauds Sachen sind, soweit er das beurteilen kann, vollzählig vor-

handen. Was freilich nicht viel besagen will.

Vielleicht kommt morgen früh Sir Thomas Reade im Auftrag des Gouverneurs und holt die wenigen Habseligkeiten ab, mit dem Hinweis, General Gourgaud befinde sich in Plantation House, er habe sich entschlossen, Sankt Helena für immer zu verlassen.

Bertrand muß sich eingestehen, daß ihn Gourgauds Weggang treffen würde. Anders als im Falle Las Cases' wäre es für ihn ein schmerzlicher Verlust. So schwierig Gourgaud mitunter auch sein mochte, er ist der einzige, mit dem er unbedenklich reden konnte. Und vielleicht hat er es viel zu selten getan. Möglicherweise wäre Gourgaud dann heute zu ihm gekommen, statt irgendwohin zu verschwinden. Aber sie sind wohl alle miteinander zu große Egoisten.

Als Bertrand nach Hause kommt, fliegt ihm Fanny schon in der Diele entgegen.

»Er ist da, Henri!«

»Wer?« fragt er ungläubig. »Gourgaud?«

»Ja, wer denn sonst?« lacht Fanny. »Er sitzt drinnen im Zimmer. Er hat wohl ein bißchen zuviel getrunken.«

Bertrand fällt ein Stein vom Herzen, und zugleich muß er lächeln. Der Kaiser hat also wieder mal recht behalten, als er prophezeite, morgen früh werden wir über den ganzen Unsinn lachen.

Gourgaud sitzt wie erschöpft im Lehnstuhl, als Bertrand ins Zimmer tritt. Er hat den Uniformrock aufgeknöpft und schwitzt wie nach einem Geschwindmarsch in sengender Hitze.

»Henri!« ruft er aus, wie aus tiefster Verzweiflung.

»Henri, vergib mir, ich bin ein schwacher Mensch.«

Er läßt reumütig den Kopf hängen und setzt eine Arme-Sünder-Miene auf, die aber nicht allzu überzeugend wirkt.

»Um ein Haar«, sagt er, und seine glänzenden Augen funkeln bedeutungsvoll. »Um ein Haar, Henri! Es hing alles an einem dünnen Faden. Ich hatte alles bedacht. Alle Vorteile waren für mich. Meine Chancen standen hundert zu eins. Ich begreife es nicht. Ich hätte die Schlacht gewinnen müssen. Wie konnte ich nur so dumm sein, mich schlagen zu lassen. Aber das Schicksal, das Schicksal war gegen mich.«

Bertrand schmunzelt. Soll das eine Parodie auf den Kaiser sein?

»Wo, zum Donnerwetter, hast du den ganzen Tag gesteckt, Gaspard?«

»Im Gasthof >La Belle Alliance<!«

»Ah ja...«

»Der Regen war schuld.«

»Der Regen.«

»Der verdammte englische Regen, Henri. Du weißt doch, wenn der nicht gewesen wäre, dann wäre ich die ganze Nacht nicht vom Pferd gestiegen, und ich hätte Wellington besiegt. Nachts habe ich stets meine besten Schlachten geschlagen. Wie keiner vor mir in der Weltgeschichte. Nicht wahr, das ist doch bekannt, daß wir immer nachts am besten gekämpft haben?«

»Aber Herr General«, meint Fanny belustigt, »wir hatten heute den herrlichsten Sonnenschein.«

»Nicht wahr, Madame? Den herrlichsten Sonnenschein. Den Sonnenschein von Waterloo. Ich hätte fallen sollen...

Wenn ich bei Waterloo gefallen wäre, dann wäre mir Sankt Helena erspart geblieben. Und mein Sohn wäre jetzt Kaiser von Frankreich.«

Bertrand weiß nicht recht, was er davon halten soll. Soll er es nur für einen Ulk nehmen?

Aber Gourgaud ist noch lange nicht zu Ende.

»Beklage ich mich etwa? Ich weiß mein Geschick durchaus zu tragen. Der Mensch kann sich mit der Zeit an alles gewöhnen. Wie oft habe ich das meinen Soldaten gesagt! Und sie sind mir gefolgt bis ans Ende der Welt. Bis in Rußlands Eis und Schnee. Weil sie wußten, ihr Kaiser ist einer wie sie. Der sich keinen Tag lang schonte. Der keinen Luxus brauchte. Zwanzig Jahre lang habe ich im Feldlager kampiert. Das war viel unbequemer als dieses Longwood House. Schließlich habe ich den Krieg geliebt. Schon auf Korsika lief ich als Junge den Soldaten hinterher. Ach, Korsika! Welch paradiesische Insel! Jedesmal wenn ich dorthin zurückkehrte, roch ich schon meilenweit vor der Küste seinen unverwechselbaren Duft. Dorthin hätte ich fliehen sollen. Alle Korsen hätten mich als Befreier begrüßt. Im Handumdrehen hätte ich eine Armee von einhunderttausend Mann zur Verfügung gehabt. Dann hätten die Engländer kommen können. Korsika hätte mir niemand genommen, und ich hätte, geliebt von meinen Landsleuten, ein blühendes Gemeinwesen geschaffen, wie keines zuvor je in Europa gesehen wurde. Eine Flotte hätte ich gebaut und den Acker bestellt, denn das ist die wahre Berufung des Menschen. Welch ein Schauspiel hätte ich der Welt geboten! Wellington hätte Tränen vergossen um seinen Sieg.«

»Bravo!« ruft Fanny begeistert aus. »Bravo! Majestät sind ein Genie!«

»Danke, Madame. Ihre Bewunderung soll belohnt werden. Ich ernenne Sie zur Königin von Australien.«

Fanny lacht und macht einen vollendeten Hofknicks.

Bertrand aber findet, daß es nun genug sei.

»Nun verrate uns endlich, wo du den ganzen Tag gesteckt hast! Wir haben dich überall gesucht.«

»Ist das wahr?«

»Ja, was denn sonst. Der Kaiser ist in größter Sorge.«

Plötzlich scheint Gourgaud wie ausgewechselt.

»Er ist wirklich um mich besorgt? Ist das wirklich wahr? Was hat er gesagt? Wiederhole es mir, Henri! Wort für Wort. Was hat er gesagt?«

So betrunken scheint er doch nicht zu sein, denkt Bertrand. Sein Bedürfnis nach Mitleid ist jedenfalls noch intakt.

»Er hat gesagt: Gourgaud verläßt mich nicht, Gourgaud liebt mich über alles, denn er ist mein Geschöpf, mein Kind. Er weiß, wohin er gehört. Er war immer einer meiner tapfersten und ergebensten Männer.«

»Das hat er wirklich gesagt?«

»Genau so.«

»Ich glaube dir kein Wort. Das hast du erfunden. Du willst mir nur ein schlechtes Gewissen machen.«

»Aber Gaspard...«

»Jawohl, du willst, daß ich mich schäme. Aber ich tu's nicht. Hörst du! Ich mache mir kein schlechtes Gewissen. Nicht seinetwegen!«

»So beruhige dich doch...«

»Weshalb? Bin ich vielleicht im Unrecht? Ja, ich gebe zu, daß

320

ich mich schäme. Aber nicht vor ihm. Und schon gar nicht vor Montholon. Vor mir selber schäme ich mich. Weil ich es wieder mal nicht geschafft habe. Weil ich wieder einmal versagt habe. Zum Teufel, Henri, was ist aus uns geworden? Sag es mir! Was sind wir noch, was stellen wir noch dar, hier, auf dieser Ratteninsel? Karikaturen, nichts als Karikaturen.«

»Du weißt nicht, was du redest.«

»Und ob ich das weiß. Hast du dich noch nie gefragt, wie du einmal dastehen wirst vor deinen Söhnen, wenn sie groß sein werden? Wenn sie dich fragen werden: Was bist du eigentlich, Vater? Wofür hast du gelebt?«

Bertrand schweigt betroffen. Eine empfindlichere Frage konnte Gourgaud kaum stellen.

»Ach, Henri. Wir waren einst die ersten Männer Frankreichs. Wir waren die Helden der Nation. Wir wurden bejubelt und bewundert, als wir von Sieg zu Sieg eilten. Aber wofür haben wir eigentlich gekämpft? Für Frankreich oder nur für ihn? Chenier hat es schon vor zwölf Jahren ausgesprochen: Jahrelang haben unsere Armeen dafür gekämpft, um uns zu Bürgern zu machen, und jetzt sind wir Untertanen geworden. Das hat er gesagt. Aber wer hört schon auf die Dichter. Wir haben immer nur auf IHN gehört. Auf seine Befehle und auf seine unfehlbaren Weisheiten. – Ach, zum Teufel, hol was zu trinken. Wir wollen uns einen schönen Abend machen. Mal ohne Voltaire und Homer und Rousseau. Hast du nicht noch einen

Malaga im Schrank? Der Wirt in der >Alten Brigg< hatte bloß elenden Branntwein. Das ist was für Seebären, aber nicht für Artilleristen.«

»Da warst du also«, sagt Bertrand, »in dieser Spelunke am Hafen.«

»Na und? Der Kaiser kann mir nicht alles verbieten. Und englische Seeleute sind auch Menschen. Er hält sich doch so viel darauf zugute, daß er ein Mann aus dem Volke ist, daß er mit den einfachen Leuten immer auf du und du stand. Also wie ist es? Hast du noch einen Malaga? Oder einen Madeira?«

Bertrand zögert. Eigentlich müßte er jetzt erst hinübergehen, um dem Kaiser zu melden, daß Gourgaud wieder da ist.

»Schon gut«, sagt Gourgaud und winkt ab. »Hab' schon verstanden.«

Er hievt sich aus dem Sessel.

»Aber Henri«, sagt Fanny erbost, »wir haben doch noch mehr als nur eine Flasche in der Kammer!«

»Danke, Fanny. Es ist wirklich nett von Ihnen, aber der Herr Großmarschall kennt seine Pflicht. Und wir wollen ihn doch nicht in Konflikte stürzen.«

Er beginnt sich den Uniformrock zuzuknöpfen und hält Ausschau nach seinem Hut.

»Nun setz dich schon wieder hin!« sagt Bertrand. »Natürlich trinken wir noch ein Glas.«

»Nein, bemühe dich nicht. Ich habe selber noch eine Flasche im Schrank.«

Bertrand geht trotzdem hinaus.

Dieser Dickschädel, denkt er, er ist wirklich eine Mimo-

se; kein Wunder, daß er es mit allen verdirbt.

Wirkliche Sorge aber bereitet ihm Gourgauds Verfassung. Er scheint an allem zu zweifeln, er muß alle Hoffnung verloren haben, wenn er schon so weit ist, daß er in diese Hafenkneipe flüchtet. Aber wollte er dort überhaupt hin? Und was hat er damit gemeint, er habe versagt? Das verhinderte Duell? Oder seinen vergeblichen Versuch, Longwood House für immer den Rücken zu kehren? Bertrand weiß nicht, ob er ihn danach fragen soll. Vielleicht ist es ihm unangenehm, darüber zu sprechen.

Als er ins Zimmer zurückkehrt, ist Gourgaud nicht mehr da. Und Fanny steht am Fenster, offenbar schaut sie Gourgaud nach, wie er hinüberwankt nach Longwood House.

Nun ist es Bertrand, der das Gefühl hat, versagt zu haben. Wieder einmal. Dabei hatte er noch vor einer halben Stunde, als er drüben in Gourgauds Zimmer war, ehrlich bedauert, daß jener nicht zu ihm gekommen war nach seinem Ärger mit Montholon.

»Was seid ihr doch für Männer«, sagt Fanny leise. »Ich glaubte, ihr würdet einmal Freunde werden. Ihr habt doch so vieles gemeinsam. Aber ihr seid alle wie der Kaiser. Heroische Einzelgänger. Stolz auf euer Martyrium. Liebe- und mitleidbedürftig, aber selber nicht fähig, einen anderen zu lieben, mit allen seinen Schwächen.«

Bertrand will ihr widersprechen, aber Fanny wehrt ab.

»Sag nichts, Henri. Es ist so. Auch wenn du es nicht wahrhaben willst. Ich weiß, daß du mich liebst und die Kinder und daß du lieber sterben würdest, als uns zu verlieren. Und trotzdem. Mindestens ebenso liebst du...« Sie lächelt. »Nein, Henri, nicht den Kaiser, das redest du dir

bloß ein. Deine Ehre liebst du, deine Aufgabe, deine Größe. Du bist stolz auf das einzigartige Beispiel, das es in der Welt gibt. Daß du beweisen kannst, wie ein Mensch sich selbst treu bleiben kann, allen Stürmen der Zeit zum Trotz. Und es ist merkwürdig... Ich weiß, es klingt nicht sehr logisch, aber im Grunde beneide ich dich darum, um deine Überzeugung, daß du das Richtige tust, daß du der besten Sache der Welt dienst... Ach, Henri. Komm, umarme mich. Küß mich. Ich rede so ein schrecklich geschwollenes Zeug.«

Bertrand steht da, ein wenig hilflos, ein wenig beschämt. Es ist ihm immer wieder ein Rätsel, wie gut sie ihn kennt und wie sehr sie ihn trotz allem liebt. Er umarmt sie und küßt sie, erst zärtlich, doch dann immer leidenschaftlicher, und in der Erwidierung seiner Küsse, seiner Umarmung spürt er ihr inständiges Verlangen nach ihm, als fürchte sie ihn zu verlieren, als wollte sie ihn beschwören, sie nie, nie zu verlassen, und dabei ist er es doch, der sie viel nötiger braucht, der ohne sie wahrscheinlich schon längst ebenso verzweifelt wäre wie Gourgaud.

»Ach, chérie...«, sagt er.

Aber sie legt ihm die Hand auf die Lippen.

»Ich weiß«, sagt sie, »ich weiß... Du mußt es nicht sagen.«

Erst viel später, als sie wieder ruhig, entspannt beieinander liegen, erzählt er ihr von Gourgauds Streit mit Montholon, von der Duellforderung, wie der Kaiser darauf reagiert hat und was er in Wahrheit über Gourgaud gesagt hat. Und weshalb er, Bertrand, Gourgaud ein wenig belogen hat, um ihm wieder Mut zu machen.

»Aber vielleicht«, sagt er, »vielleicht hat Gourgaud recht. Vielleicht stehe ich tatsächlich eines Tages vor meinen Söhnen wie ein Narr, wie ein Don Quichote, der lauter Illusionen nachgelaufen ist.

Aber vielleicht... vielleicht werden sie mich auch verstehen und mir recht geben, daß es nichts Größeres gab in dieser Zeit als den Kaiser, trotz all seiner Fehler...«

Aber Fanny hört ihn nicht mehr, sie ist eingeschlafen, und Bertrand spürt nun auch, daß es genug ist. Immer nur der Kaiser, sogar noch im Bett. Das ist wirklich zuviel.

4

Bonaparte ist weit davon entfernt, über den Unsinn zu lachen. Er spürt zu genau, daß Gourgauds Verhalten alles andere als Unsinn ist. Gourgaud will fort. Er weiß nur nicht, wie. Wohin, ist ihm vermutlich gleichgültig. Nur fort! Zum Kap, wie Las Cases, und dann nach Europa, nach England, Italien oder tatsächlich zu seiner alten, kranken Mutter nach Paris. Die Zwistigkeiten mit den Montholons sind gewiß ein Grund dafür, aber keineswegs der einzige. Gourgaud spricht zwar von nichts anderem, aber Bonaparte kennt seinen Ordonnanzoffizier zu gut; der dürstet nach einer neuen Karriere, nach einem anderen Leben, was ist ein General, der immer nur schreiben muß, der keine Truppen befehligen, der sich nicht auszeichnen kann; ihm, Bonaparte, geht es ja ähnlich. Und doch scheint ihm auch das nicht der ganze Grund zu sein.

Bonaparte unternimmt alles, um Gourgaud zu halten.

Mehr als einmal versucht er, ihn mit Montholon zu versöhnen. Aber der Frieden hält nie lange an. Er versucht es mit Scherzen und Schmeicheleien. »Ach, Gorgotto, du bist ein Feuerkopf. Ein echter Korse. Gerade deshalb habe ich dich immer besonders geschätzt. Und weil du stets einer meiner tapfersten und ergebensten Männer warst. In Wahrheit liebst du mich doch wie ein Sohn seinen Vater.« Aber das alte Zaubermittel will nicht mehr recht verfangen, und so versucht er es ein andermal mit Schreckgespenstern. »Was wollen Sie in Frankreich, General? Vor drei Jahren, als ich auf Elba war, da hätten Sie Möglichkeiten gehabt. Damals standen sie bei den Prinzen in Gunst und Ansehen. Heute aber wird man Sie verfolgen, weil Sie mich hierher begleitet haben. Und wie ich Ihren Charakter kenne, werden Sie bei der erstbesten Gelegenheit in Zorn geraten, und das kann Ihr Tod sein. Wenn Sie aber hier bleiben, wird Ihr Name berühmt werden!« Doch Gourgaud reagiert mit Schweigen, und in dem Schweigen spürt Bonaparte den Zweifel. »Meine Laufbahn ist durchaus noch nicht zu Ende. In spätestens zwei Jahren ist der König tot, dann wird es in Frankreich eine Krise geben. Und wenn die Prinzen dem König auf dem Thron folgen, wird die Nation kaum zur Ruhe kommen. Dann wird man nach mir rufen. Vielleicht bin ich sogar noch vor Ihnen dort. Sie würden schön unglücklich sein, wenn Sie das erleben müßten. Wie ich Sie kenne, würden Sie sich dann wahrscheinlich erschießen.« Aber alle Schreckensbilder scheinen Gourgaud nicht sonderlich zu beeindrucken, Bonaparte verliert die Geduld und wünscht den Herrn General zum Teufel. Doch schon wenige Tage darauf wirbt

er erneut um ihn, diesmal mit Glücksversprechungen. »Sie müssen eine kleine Frau haben, Gorgotto, die Ihnen die Nächte versüßt. Sie sind zuviel allein. Wenn ich nach Europa zurückkehre, werde ich Ihnen eine Nichte von mir zur Frau geben, die ich für Drouot bestimmt hatte, als wir auf Elba waren. Es ist eine Paravicini, sie ist so hübsch wie meine Schwester Pauline, und sie besitzt ein Vermögen von sechshunderttausend Francs, ein Landgut auf Korsika, ihre Olivengärten sind die schönsten auf der ganzen Insel.« Gourgauds Begeisterung hält sich jedoch in Grenzen, und Bonaparte kommt sich vor wie ein abgewiesener Freier. Wo sind die Tage von einst, als er die Hälfte seines Offizierscorps mit den hübschesten Prinzessinnen, Baronessen, Comtessen von halb Europa verheiratete. Jetzt kann er nur noch mit vagen Versprechungen, mit ungedeckten Wechseln auf die Zukunft handeln. Also versucht er es mit Appellen an Gourgauds Mitgefühl, an seine Ehre als Offizier. »Es ist jetzt nicht der Augenblick, mich zu verlassen. Sie sehen doch, wie es um meine Gesundheit bestellt ist. Ich brauche Sie, Gourgaud. Stellen Sie sich vor, daß Sie mitten im Gefecht in der Bresche stehen. Würden Sie auf dem Schlachtfeld daran denken, die Flucht zu ergreifen? Na, sehen Sie. Und nun seien Sie vernünftig, und sagen Sie: >Ich will hier noch vier bis fünf Jahre in Ruhe ausharrend« Aber Gourgaud tut es nicht, aus Trotz oder aus Stolz, und Bonaparte greift zum äußersten, zum letzten Mittel. »Ich habe nicht mehr lange zu leben. Vielleicht nur noch ein, zwei Jahre. Ich habe begonnen, mein Testament zu machen. Nach meinem Tode wird für Sie gesorgt sein. Ich werde Ihnen fünfhunderttausend

Francs hinterlassen.« Aber auch die Aussicht auf eine halbe Million kann Gourgaud nicht dazu bewegen, den geforderten Satz zu wiederholen. Sein Blick ist noch grimmiger als zuvor; als wollte er sagen: Ich bin nicht käuflich, Sire. Und so bleibt Bonaparte nur noch eins, die nackte Bitte, auch wenn sie barsch wie ein Befehl klingt. »Bleiben Sie, Gourgaud. Man verläßt einen Sterbenden nicht. Warten Sie wenigstens so lange, bis wir wissen, daß Las Cases in Europa angekommen ist und welchen Empfang man ihm bereitet hat.« Gourgaud verspricht es, zögernd, aber er verspricht es, wenn es Seine Majestät wünsche, werde er so lange bleiben.

Eine Gnadenfrist. Eine Galgenfrist. So tief ist er in seinem Unglück gesunken, daß er einen General um Mitleid anbetteln muß. Wenn er bedenkt, daß er einmal an der Spitze von achtzig Millionen Menschen stand, die ihn anbeteten; daß er einst auf einem dicht umlagerten Thron saß und Kronen, Titel, Orden und Ländereien verteilte, wie keiner zuvor in der Weltgeschichte. Vorbei. Als wäre es nie gewesen. Es gibt keine Treue, es gibt nur Gefolgschaft um des eigenen Vorteils willen. Was ist der Mensch doch für eine Ausgeburt der Natur. Oder ist es am Ende seine eigene Maxime, die sich jetzt an ihm rächt: daß ihm die Menschen immer nur so lange etwas bedeuteten, solange sie ihm von Nutzen waren? – Eine späte Erkenntnis. Und was kann er jetzt noch mit ihr anfangen. Es geht um Gourgaud.

Doch dann sind die Tage plötzlich wieder voller Ereignisse wie seit langem nicht.

Eine Reihe von Schiffen macht vor Jamestown fest, ein

neuer Schwarm von Reisenden trifft auf der Insel ein, hoher Besuch aus England, der sogleich, als käme er nur seinetwegen, um Audienz in Longwood House ersucht. Um Audienz beim Kaiser also. Bonaparte ist wieder in seinem Element. Er wird geschäftig, bringt alle auf Trab, entwirft eigenhändig Empfangsprotokolle, befiehlt: große Uniform. Er selber wirft sich nach langer Zeit wieder in seine berühmte Gardejägeruniform, grüner Rock, weiße Weste, weiße Hose, schwarze Stiefel und goldene Sporen, er legt den Großen Stern und das Band der Ehrenlegion an. Und Gourgaud, damit er sieht, wie unentbehrlich er ihm ist, erhält als einziger den Vorzug, bei allen Empfängen an seiner Seite zu sein.

Lord Amherst, Mitglied des Londoner Parlaments, der bisher ranghöchste Besucher auf Sankt Helena, eröffnet den Reigen. Besser: darf ihn eröffnen, gemeinsam mit Gesandtschaftssekretär Ellis. Der Schwarm muß, gemäß Protokoll, vorerst im Vorzimmer warten, das streckt die Audienz und erweckt den Anschein eines gewissen Gedränges in der kaiserlichen Residenz.

Bonaparte begrüßt den Gesandten in dem ihm eigenen Stil, wie ihn die halbe Welt aus seinen großen Tagen kennt, freundlich-jovial, aber mit Cäsarenmiene und betont unruhig, als sei seine Zeit äußerst knapp bemessen. Bewußt übertreibend, nennt er den Lord das hervorragendste Mitglied des britischen Oberhauses und rühmt den guten Namen seines altehrwürdigen Geschlechts, der ihm schon seit langem bekannt sei. Dann überschüttet er seinen Gast wie üblich mit einer Lawine von Fragen. Wie war die Reise? Sind Euer Lordschaft das erste Mal auf Sankt He-

lena? Was sagen Sie zu diesem lieblichen Eiland? Wie geht es dem Prinzregenten? Wie ist das Befinden von Prinzessin Charlotte? Und zum Beweis, wie umfassend er nach wie vor informiert ist, erkundigt er sich nach den Debatten im Parlament, nach den Aussichten der ihm wohlgesonnenen Liberalen, nach den Angriffen, denen Lord Bathurst seinetwegen ausgesetzt ist. Er läßt ein paar anerkennende Bemerkungen über die früheren Premiers Pitt und Fox einfließen, um schließlich die ihn einzig interessierende Frage zu stellen: »Und welche Botschaft haben Euer Lordschaft mir zu überbringen?«

Da stellt sich nun heraus, dem Lord ist es sichtlich peinlich, daß ein eklatantes Mißverständnis vorliegt. Amherst kommt gar nicht aus London, sondern aus China, befindet sich auf der Heimreise nach einer mehrmonatigen Ostasien-Mission, schaut also nur mal so, en passant, beim Exkaiser herein. Und Seine Lordschaft muß eingestehen, daß er über die Lage in Europa schlechter informiert ist als sein Gastgeber aus den Zeitungen.

Bonaparte kann seine Enttäuschung nicht verhehlen, vermag seinen Unmut aber zu zügeln. Er erkennt sogar einen Vorteil in der neuen Sachlage – eine Geistesgegenwart, derentwegen ihn Gourgaud wieder einmal bewundert.

»Um so besser, Sir«, ruft Bonaparte aus, »dann werden Euer Lordschaft ja bald den Prinzregenten sprechen. Ich bitte, ihn herzlich von mir zu grüßen. Im übrigen sagen Sie ihm und Ihrem Parlament, daß ich auf das Beil des Henkers warte wie auf eine Gunst des Himmels, um endlich von den schändlichen Beschimpfungen meines Kerker-

meisters befreit zu sein. Denn der ehrenwerte Sir Hudson Löwe tötet mich hier körperlich und seelisch mit endlosen kleinen Nadelstichen, so daß mir inzwischen schon jegliche Lust zum Spaziergehen vergangen ist. Oder würden Sie vielleicht häufiger ausgegangen sein als ich, wenn Sie, bei ständiger Anwesenheit eines Wachoffiziers, an die Leute, die Sie treffen, kein anderes Wort als >Guten Tag< richten dürfen? Würden Sie zum Spaziergehen einen Weg benutzen wollen, von dem Sie keinen Meter nach links oder rechts abweichen dürfen? Würden Sie es wagen, sich von Ihrem Haus zu entfernen, auf das Risiko hin, daß Sie, wenn Sie nach fünf oder sechs Minuten zurückkehren, gleich das barsche >Wer da?!< der Schildwachen zu hören bekommen und, falls man Sie nicht gleich erkennt, sich der Gefahr aussetzen, beim Kragen gepackt zu werden?«

Abrupt und mit einem Schlag scheinbar wieder heiter und leutselig wendet er sich dem Gesandtschaftssekretär zu.

»Sie waren also in Kalkutta und Madras, Sir Ellis. Wie ich Sie darum beneide. Es war immer mein größter Wunsch, einmal nach Indien zu kommen. Wie steht denn der Krieg gegen Nepal?« Und da man einmal in dieser Gegend ist: »Wie geht es meinem Freund, dem Schah? Was machen jetzt die Russen da unten? England sollte auf der Hut sein! Rußland gehört zu den gewaltsamsten und gefährlichsten Mächten. Alexander kann Heere ausheben, soviel er will. Seine Untertanen können ihre Lage nur verbessern, wenn sie Soldaten werden. Und sie sind verdammt zähe Soldaten. Besonders die Kosaken bilden eine

furchtbare Kavallerie. England hat dem nichts entgegenzusetzen. Es ist nur eine Großmacht zur See. Was habt ihr eigentlich gewonnen, indem ihr mir den Krieg erklärtet? Den Besitz meiner Person – und die Gelegenheit, euch als Sieger ohne Edelmuth zu zeigen.«

Das genügt. Die beiden Gentlemen werden höflichst verabschiedet.

»Gourgaud, bitte, die nächsten Besucher.«

Mit dem Schwarm, einem Kapitän, einem Leutnant, einem Arzt, zwei Doktoren, einem Pastor und Lord Amhersts Sohn, wird kürzer verfahren. »Wie lange gedient?« – »Stammen Sie von dem berühmten Seefahrer Cook ab?« – »Auf welcher Universität haben Sie studiert?« – »Haben Sie die Religion der Chinesen kennengelernt?« – »Glauben Sie an die Unsterblichkeit der Seele?«

Palaver, nichts von Bedeutung. Weder Tonfall noch Pose können darüber hinwegtäuschen. Was ist eine Audienz, wenn man seine Besucher nicht mit Geld, Titel oder Orden beglücken kann. Geblieben ist nur noch, das beglückende Erlebnis seiner Bekanntschaft gewährt zu haben. Wenig genug. Das ist kein Welttheater mehr, das ist nur noch Provinztheater. Die Wut der Enttäuschung, daß dieser Amherst mit leeren Händen kam, ist nicht so schnell ver Raucht. Und Gourgaud, vielleicht das schmerzlichste, spürt die Misere auch.

Einige Tage später stellt sich Kapitän Basil Hall ein, ein Nachzügler des Amherstschen Geschwaders. Halls Vater, der gelehrte Schotte James Hall, hatte einmal Brienne besucht, Grund genug, den Käptn zu empfangen. Immerhin, der Mann versteht zu erzählen, von Seeabenteuern und

exotischen Völkern in den entlegensten Winkeln der Erde. Zum Beispiel von den Insulanern auf Lu-Tschu, die überhaupt keine Waffen kennen. »Keine Waffen?« fragt Bonaparte ungläubig. »Aber sie werden doch, wenn schon keine Kanonen, wenigstens Gewehre besitzen.« – »Nein, auch keine Gewehre«, erwidert Hall. »Also Lanzen. Oder doch wenigstens Bogen und Pfeile!« – »Weder Lanzen, Bogen noch Pfeile, Sire.« – »Aber Dolche.« – »Auch die nicht.« – »Aber wie kämpft man dort, wenn man keine Waffen besitzt?« – »Soviel ich weiß, Majestät, haben diese Leute niemals Krieg geführt, weder Bürgerkriege noch Kämpfe gegen fremde Mächte, so daß sie sich also eines dauernden Friedens erfreuen.« – »Keine Kriege?« fragt Bonaparte. »Welch ein absonderliches Volk! Es gibt keinen Korsen, der keine Waffe besäße. Lieber veräußert er sein Vieh, seinen Grund und Boden, nur um sich einen Dolch, eine Flinte oder Pistole verschaffen zu können. Wir Korsen kennen weder Luxus noch Überfluß. Aber auf unsere Waffen verzichten? Diese Insulaner...« Der Käptn spinnt doch wohl kein Seemannsgarn, denkt Bonaparte. »Majestät werden erstaunt sein«, fährt Hall fort, »die Bewohner von Lu-Tschu kennen auch keine Zahlen- und Geldsysteme. Mit unseren europäischen Gold- und Silbermünzen verbinden sie überhaupt keinen Sinn.« – »Da haben sie, scheint mir, eine große Sorge weniger. Aber was taten Sie, Kapitän, um diesen seltsamen Menschen die Ochsen und jene anderen guten Sachen zu bezahlen, die sie Ihnen so reichlich an Bord schickten?« – »Sie wollten keinerlei Bezahlung annehmen, Sire.« – »Zum Teufel, jetzt zeigen Sie mir, wo dieses Lu-Tschu liegt, Kapitän!«

Nichts einfacher als das für den kundigen Seefahrer, er hat sogar Landkarten mitgebracht und allerlei Skizzen, auf denen diese merkwürdigen Bewohner von Lu-Tschu abgebildet sind. Bonaparte läßt sich jedes Blatt zeigen und erklären, erkundigt sich nach Klima und Vegetation, nach Ackerbau und Gewerbe, nach Sitten, Gebräuchen und Religion. »Kennen Ihre Freunde auf Lu-Tschu auch andere Länder?« – »Sie kennen nur Japan und China, Sire.« – »Und was wissen sie von Europa?« – »Nichts, Majestät. Nichts von England, nichts von Frankreich, und sogar von Eurer Majestät haben sie noch nie etwas gehört.« Unvorstellbar. Aber Bonaparte lacht. »Was für bedauernswerte Geschöpfe. Sie werden noch eine Menge lernen müssen, ehe sie zur zivilisierten Menschheit gehören.« – »Gewiß, Majestät«, pflichtet ihm Hall bei, »diese Rückständigkeit... Welch eine Aufgabe für Europa!«

Ein kurzweiliger Nachmittag. Bonaparte dankt dem Kapitän für die aufschlußreichen Ausführungen. Wenigstens kein dummes Geschwätz diesmal, sondern handfeste Tatsachen, mit denen man bei nächster Gelegenheit seine Zuhörer in Erstaunen setzen kann. Und sogar Gourgaud scheint von dem Gehörten einigermaßen begeistert zu sein.

Den Höhepunkt jedoch im Reigen der Audienzen dieser Tage bildet der Besuch von siebenunddreißig Offizieren, die auf der Rückfahrt von Indien nach England für eine Weile auf der Insel Station machen. Siebenunddreißig Offiziere an einem Nachmittag in Longwood House, welch ein Schauspiel. Siebenunddreißig vollendete Aristokraten in großer Uniform, in rotem Rock mit gelben

Kragen und gelben Aufschlägen, mit silbernen Achselstücken, karmesinroter Feldbinde, in weißen Hosen, weichen Stiefeln, mit blitzendem Degen und Klapphut mit Federbusch. Bonaparte genießt die Stunde, als halte er Heerschau bei seiner alten Garde.

»Woher stammen Sie?« – »Sind Sie in York geboren?« – »Wie lange dienen Sie schon?« – »Und Sie stammen aus Northumberland?« Er schmunzelt. »Ich kenne auch Northumberland.« – »Sind Sie verheiratet?« – »Ihre Gattin ist hübsch, hat man mir gesagt.« – »Wieviel Jahre waren Sie in Indien?« – »Ihre Haut ist so schwarz, sind Sie dort krank gewesen?« – »Aber Sie trinken viel?« – »Und Sie waren in Salamanca und Toulouse?« – »Kämpfte Ihr Regiment in der Schlacht bei Talavera?« – »Sind Sie verwundet worden?« – »Hat Ihr Name nicht auf der Liste der Ausgezeichneten gestanden?« Indien aber interessiert ihn am meisten, sein großer Traum vom asiatischen Reich. »Wieviel Zeit braucht man, um sich als Europäer zu akklimatisieren?« – »Glauben Sie, daß ein Regiment seinen Wert behält, wenn es zwanzig Jahre in Indien Dienst getan hat?« – »Was für Soldaten sind die Saphis?« – »Gegen wie viele Bataillone Saphis, die zahlenmäßig den Ihrigen gleich sind, glauben Sie mit einem Regiment wie dem sechsundsechzigsten kämpfen zu können?«

Die Rotröcke schlagen, einer nach dem anderen, vor ihm die Hacken zusammen und geben bereitwillig Auskunft, knapp und präzise. Allmählich jedoch werden sie ein wenig lockerer und lächeln auch mal. Der Kaiser der Franzosen ist doch ein umgänglicher Mann. Bonaparte schwimmt wie der Fisch im Wasser. Sollen die Herren Sieger zu

Hause nur erzählen von diesem unvergleichlichen Nachmittag bei Napoleon I. damit noch ihre Kinder und Kindeskinder davon schwärmen.

Zum Abschluß tritt noch einmal Oberst Nicol vor und bittet, einen Wunsch vortragen zu dürfen. In Anbetracht der Tatsache, daß man schon in wenigen Tagen Sankt Helena verlassen wird, würde er sich überaus glücklich schätzen, wenn Seine Majestät, gewissermaßen als heiliges Andenken an diesen außerordentlichen Tag, ihm eine kleine Haarlocke zum Geschenk machte.

Eine Reliquie. Bonaparte fühlt sich auf unerwartete Weise geschmeichelt. Diese Engländer, denkt er, daß sie so sentimental sein können. Gourgaud, Bertrand und Montholon sind nicht weniger erstaunt: Noch immer versteht es der Kaiser, alle Welt zu bezaubern.

»Ihre Bitte, Oberst, soll erfüllt werden. General Gourgaud wird Ihnen das kleine Souvenir morgen ins Feldlager bringen.«

Große Abschiedszeremonie. Siebenunddreißigmal Händeschütteln. Man glänzt gegenseitig mit ein paar Vokabelkenntnissen. Good-bye! Au revoir! Good luck! Fehlte nur noch ein siebenunddreißigstimmiges »Vive l'Empereur!«, und die Welt stünde vollends auf dem Kopf.

Es wird wieder still auf Longwood House. Keine Besucher mehr, die von Indien oder China erzählen. Er zieht wieder die Uniform aus. Er diktiert wieder. Die Schlachten bei Lützen und Bautzen, jene trügerischen Siege, die Leipzig nicht verhindern konnten. Gourgaud bricht wieder Streit mit Montholon vom Zaun. Madame Bertrand seufzt wieder über die tödliche Langeweile. Als ginge es ihnen

nicht allen so. Anstatt daß sie ihn aufheitern, muß er sie bei Laune halten. Gourgaud beschäftigt er mit mathematischen Aufgaben. Madame Bertrand lädt er zum Billard ein oder zum Kegelspielen im Garten. Für Albine kramt er immer neue Bücher aus. Für intimere Vergnügungen ist sie zur Zeit nicht zu haben, sie ist schon wieder mal schwanger. Vielleicht wird es diesmal ein kleiner Napoleon? Mit Tristan und den Bertrandschen Söhnen spielt er Angriff und Verteidigung. Diese Lausebengel, wie sie in den zwei Jahren gewachsen sind. Wessen Uniform werden sie einmal tragen? Werden sie als Männer einmal stolz darauf sein, ihre ersten Unterweisungen von ihm erhalten zu haben? Bertrand ist ein guter Vater, er wird die Jungen zweifellos in seinem Geiste erziehen. Wenn er sich nur nicht von der schönen Fanny überreden läßt, mit ihr nach England zu gehen. Die größten Dummheiten begeht ein Mann immer aus Liebe zu einer schönen Frau, andererseits schafft die Ehe mit den Jahren eine gewisse Beruhigung des Gemüts. Wenn Gourgaud Frau und Kinder hätte, wäre sicher mit ihm auszukommen. Aber mit wem sollte er ihn hier verheiraten, mit einer Engländerin? Neuerdings ist er auffallend oft in Plantation House, die nicht gerade geizige Gouverneurin öffnet zwei- bis dreimal in der Woche ihre Salons. Hat es Gourgaud etwa auf eine ihrer Töchter abgesehen?

Eines Abends ist der General wieder einmal nicht nach Longwood House zurückgekehrt. Der Unmut darüber vermischt sich diesmal jedoch mit der Aufregung über ein anderes rätselhaftes Ereignis. Gegen zehn Uhr erhebt sich draußen plötzlich ein gewaltiges Krachen und Donnern.

Im Gelben Salon denkt man im ersten Moment an ein Gewitter. Aber Gewitter gibt es, nach den Erzählungen der Inselbewohner, höchst selten auf Sankt Helena, alle fünfzehn oder zwanzig Jahre einmal. Das Donnern, so scheint es, kommt vom Meer her. Bonaparte eilt hinaus auf die Terrasse. Montholon und Marchand folgen ihm. Über dem Hafen von Jamestown sieht man Feuerblitze aufzucken und Pulverdampf aufsteigen. Fliegt etwa die »Conqueror«, das Admiralsschiff, in die Luft? Doch da wird aus einiger Entfernung das Feuer erwidert. Eine Kanonade also! Aber weshalb? Hat es einen unerwarteten Angriff gegeben, und der Angreifer zieht sich unter Gegenwehr zurück? Aber welcher Angreifer? Sollte das vielleicht gar ein Befreiungsversuch gewesen sein, der ihm galt? Bonaparte hätte große Lust, sich in den Sattel zu schwingen und zur Steilküste zu galoppieren. Doch Ausritte während der Dunkelheit sind ihm verboten, die Schildwachen würden ihn unter Garantie festhalten, am Ende würde das Feldlager sogar eine Kanonade auf ihn veranstalten. Dort drüben sind ohnehin schon Trompetensignale zu hören. Vermutlich Alarm, und das ganze Regiment wird aus den Zelten getrommelt. Bonaparte würde es nicht wundern, wenn Admiral Pamplin mit einem Trupp Marineinfanteristen herübergestürmt käme und gewaltsam bei ihm einzudringen versuchte, um sich von seiner Anwesenheit zu überzeugen. Bonaparte denkt an seine geladenen Pistolen, die er seit geraumer Zeit griffbereit auf dem Kaminsims in seinem Arbeitskabinett liegen hat; er hat Löwe mehr als einmal wissen lassen, daß er jeden gewaltsamen Eindringling, und wenn es der Herr Gouverneur persönlich wäre, auf der

Stelle niederschießen würde. Noch immer donnern über dem Meer die Geschütze, und Bonaparte verliert nun allmählich die Geduld. »Wo, zum Teufel, bleibt Bertrand? Ist er denn taub?« – »Soll ich ihn holen, Majestät?« fragt Marchand. »Nein. Ich glaube, da kommt er schon.« Tatsächlich, der Großmarschall nähert sich vom Garten her im Laufschrift der Terrasse. »Majestät, was ist los? Was hat das zu bedeuten?« stößt er atemlos hervor. »Woher soll ich das wissen? Wo, zum Donnerwetter, steckt Gourgaud?« – »Keine Ahnung, Sire.« Bonaparte flucht. Ein General hat dazusein, wenn man ihn braucht. Aber wozu eigentlich? Was würde ihm jetzt Gourgauds Anwesenheit nützen? Es ist nicht seine Schlacht, die da draußen tobt. Leider. Selbst wenn es eine Befreiungsaktion gewesen sein sollte, von Mexikanern oder Brasilianern oder sonstwem, was könnte er schon tun? Doch dann, ebenso plötzlich, wie es begonnen hatte, ist das Donnern der Kanonen wieder vorüber. Das Ganze hat kaum eine Viertelstunde gedauert. Nach einer Weile kehrt auch im Lager von Deadwood wieder Ruhe ein. Die Nacht ist wieder schwarz und still wie immer. Aber Gourgaud, wo ist Gourgaud? Hat er am Ende irgend etwas mit dem Spuk zu tun?

Erst am anderen Morgen, nachdem der General nach Longwood House zurückgekehrt ist, klärt sich der rätselhafte Vorgang auf. Bonaparte, noch im Hausmantel und in Pantoffeln, befiehlt Gourgaud sofort zu sich.

»Wo haben Sie heute nacht gesteckt, General?« Gourgaud entschuldigt sich, diesmal habe er General Montholon ausdrücklich vorher davon in Kenntnis gesetzt, daß er auf Einladung von Lady Löwe in Plantation House sei und

gegebenen Falle, wegen der nächtlichen Ausgangsbestimmungen, dort übernachten werde.

»Montholon hat mir nichts davon gesagt.«

»Dieser Schurke...«

»Er wird es vergessen haben.«

»Nein, Sire. Er verpaßt keine Gelegenheit, um mir zu schaden.«

»Beruhigen Sie sich, Gourgaud. Sie können tun und lassen, was Sie wollen. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus.«

»Danke, Sire. Sie sind sehr gütig.«

»Und nun erzählen Sie! Was war denn da gestern abend los? Wir dachten hier, die ganze Insel steht unter Beschuß.«

Gourgaud lächelt.

»Ein verrückter Einfall der Gouverneurin«, sagt er und beginnt zu erzählen. Es sei eine der gewohnten kleinen Gesellschaften in den Salons von Lady Löwe gewesen, vornehmlich Offiziere aus beiden Regimentern, Generaladjutant Reade, die von Stürmers, Lady Lowes Töchter, zwei Kapitänsgattinnen. Nach dem Fünf-Uhr-Tee habe man wie gewöhnlich Bridge und Whist gespielt, die Gouverneurin fand das aber bald fade und langweilig, in Wahrheit freilich war sie wie meistens am Verlieren. Sie wolle endlich mal was erleben auf Sankt Helena, sagte sie, mal richtiges Pulver riechen, was einige Heiterkeit auslöste, aber sie hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, schließlich ist sie die Gouverneurin, sie habe schon immer mal eine Seeschlacht erleben wollen, und wenn schon kein Krieg zur Hand sei, dann wolle sie sich wenigstens ein

Scheingefecht vorführen lassen. Es war ihr nicht mehr auszureden, und Sir Thomas Reade, von dem sie sich gern den Hof machen läßt, konnte ihrem Drängen und Bitten nicht länger widerstehen. Er sprach mit Kapitän Wanchope, dem Befehlshaber der »Eurydice«, und der willigte schließlich ein, was könne schon groß passieren, wenn man ein paar Kanonenkugeln verpulvere. Wanchope brach umgehend auf, um alles Nötige zu veranlassen. Nun machte sich allgemeine Begeisterung breit, welch ein köstlicher Einfall von Mylady, und nach dem Dinner machte sich die gesamte Gesellschaft auf den Weg zum Hafen, die Damen zu Wagen, die Herren zu Pferde.

»Sie auch, Gourgaud?« unterbricht ihn Bonaparte.

»Ja, Sire. Ich auch. Ich konnte ja schlecht als einziger in Plantation House zurückbleiben. Außerdem interessierte mich, wie das Ganze vonstatten gehen würde, rein vom militärischen Standpunkt.«

»Weiter! Was passierte dann? Übte sich die Frau Gouverneurin als Geschützmeister?«

»Nun, das allerdings nicht, Sire. Das wäre Sir Thomas Reade wohl zu weit gegangen; mir schien, er bekam inzwischen ohnehin schon Angst vor der eigenen Courage. Nein, Sire, wir postierten uns alle entlang der Kaimauer und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Wanchope, der sich bereits an Bord seiner Fregatte befand, ließ das Schiff zunächst mit bengalischer Beleuchtung festlich illuminieren. Pünktlich um zehn Uhr donnerte die >Eurydice< eine vielfarbige Feuergarbe in den nächtlichen Himmel und eröffnete damit die Kanonade, die dann von einer Brigg aus einiger Entfernung erwidert wurde. Es war ein

fürchterliches, ohrenbetäubendes Geknatter, das Echo von den Bergen ringsum verzehnfachte den höllischen Lärm der Salven. Ganz Jamestown, Sire, schreckte aus dem Schlaf hoch. Im ersten Moment glaubte man tatsächlich an einen Überfall der Yankees. Alles rannte auf die Straßen, die Frauen und Kinder, nur halb bekleidet, flüchteten sich ins Sankt-James-Tal; die Männer kamen zum Hafen gestürzt. Admiral Pamplin, der von allem nichts wußte, befand sich gestern abend bei den Balcombes in The Briars; er schickte sofort seinen Ordonnanzoffizier hinunter ins Stadtschloß. Als er wenig später selber erschien, war schon alles vorüber. Lady Löwe war überaus zufrieden mit ihrer >Seeschlacht< und die ganze Gesellschaft kehrte wieder zurück nach Plantation House.«

»Und der Gouverneur?«

»Er war zu Hause geblieben. Er schmolte wohl ein wenig mit seiner Gattin.«

»Wahrscheinlich zitterte er wie Espenlaub. Aus Angst, man könnte das unerlaubte Manöver bis nach London hören.«

Er gönnt es diesem Finsterling noch nachträglich, auch wenn dieses alberne Spektakel natürlich der reine Unfug war. Er hätte seinem Generaladjutanten so etwas nicht durchgehen lassen.

Er erinnert sich – sonderbar, daß ihm das gerade jetzt in den Sinn kommt – jener Flottenparade in Boulogne vor mehr als zehn Jahren. Das Wetter an jenem Tag war nicht sehr günstig gewesen, und kurz vor Beginn der Manöver kam Admiral Bruix zu ihm. >Es tut mir leid, Majestät, aber die Parade kann nicht stattfinden< Ein Admiral, der

seinem Befehl nicht gehorchte, Bruix mußte den Verstand verloren haben. >Ich bitte um Entschuldigung, Sire, aber es ist ein schwerer Sturm im Anzug. Eure Majestät können das ebensogut sehen wie ich. Wollen Eure Majestät das Leben so vieler braver Leute der Gefahr aussetzen?< Weibisches' Gewäsch, jede Schlacht brachte das Leben eines Soldaten in Gefahr. Oder wollte der Herr Admiral ihm, einem Artilleristen, zu verstehen geben, daß er nichts von der Flotte verstand? >Gehorchen Sie, Admiral!< hatte er ihn angefahren. >Die Folgen gehen nur mich an.< Aber Bruix blieb fest. >Ich gehorche nicht!< hatte er ebenso lautstark erwidert. Und das vor den Ohren des versammelten Stabes. Er hatte seine Reitpeitsche gegen Bruix erhoben, worauf jener einen Schritt zurückgetreten war und seinen Degen gezogen hatte. >Hüten Sie sich, Sire!< hatte er gebrüllt. Alle Anwesenden ringsum erstarrten. So etwas hatten sie noch nicht erlebt. Der Kaiser, der die Prügelstrafe abgeschafft hatte, erhob die Peitsche gegen einen Admiral, und dieser zog blank. Man wartete, was geschehen würde. Hinterher war er froh, daß er sich in letzter Sekunde beherrscht hatte. Er wandte sich an Admiral Magon und gab Befehl, augenblicklich mit den Manövern zu beginnen. Magon gehorchte. Und Bruix forderte er auf, Boulogne innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Dann stachen die Schiffe in See. Der Sturm freilich kam, und schneller, als er erwartet hatte. Die Schiffe wurden zerstreut, die See bot ein heilloses Durcheinander, nicht nur kleinere Fahrzeuge, auch Fregatten gerieten in Not. Hunderte von Menschen ertranken in den Fluten der wild wogenden See. Es war grauenerregend, aber er sah es mit

an, auch wenn um ihn herum Frauen jammerten und schrien und weinten. Wahrscheinlich hielt man ihn für grausam und herzlos in diesem Moment, aber darauf kam es nicht an; Befehl ist Befehl, und es gibt keine Macht, ohne Schrecken zu verbreiten. Entscheidend war, er hatte seinen Willen durchgesetzt, nur so kann man seiner Autorität Respekt verschaffen. Und wer nicht bereit war zu gehorchen, der mußte Bruix' Schicksal teilen und den Hut nehmen.

Warum aber erinnert er sich gerade heute an diese Episode? Es ist schon sonderbar mit den Erinnerungen.

»Benötigen mich Majestät noch?« fragt Gourgaud.

»Nein. Sie können gehen, Gourgaud. – Aber daß Sie mir nicht auf die Idee kommen, nun zu Montholon zu rennen und ihm wer weiß welche Böswilligkeiten zu unterstellen! Es war Vergeßlichkeit. Und ich will, daß Sie es ihm nachsehen. Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir, ich sehe Ihnen Ihre Eskapaden auch nach.«

Ist das etwa der Grund, Gourgauds zunehmende Neigung zum Ungehorsam, daß er sich ausgerechnet heute an Boulogne und Admiral Bruix erinnert? Aber wie haben sich die Zeiten seitdem geändert. Nicht im Traum würde ihm heute einfallen, gegen Gourgaud, wenn er ihm widerspricht, die Reitpeitsche zu erheben. Früher hatte ein Wort von ihm genügt. Und jetzt?

5

Es ist einer jener funkelnden Sternenabende nach einem drückend heißen Tag. Man hat die Stühle in den Garten

tragen lassen und sie auf den Rasen unter die Gummibäume vor den Fenstern des Billardzimmers gestellt. Man sitzt im Mondschein unter einem tiefblauen Himmel und plaudert miteinander. Der leichte Wind fächelt eine erfrischende Kühle, und in den Wiesen von Longwood zirpen zu Tausenden die Zikaden.

Es ist einer jener seltenen Abende, an dem alle geradezu einträchtig beisammen sind. Der Kaiser, obwohl er sich seit dem Morgen wieder einmal schwach und unwohl fühlt, freut sich ganz unverhohlen über die allgemein gute Stimmung. Sogar Madame Bertrand und Madame de Montholon scheinen das Kriegsbeil für diesen Abend begraben zu haben. Er erzählt von seiner Familie, von Korsika, von Malmaison und Fontainebleau. In Jane und Betsy Balcombe, die seit dem Nachmittag, eigentlich bei den Bertrands, zu Besuch sind, hat er zwei besonders begierige Zuhörerinnen gefunden, die unentwegt Fragen stellen.

General Gourgaud, der etwas zurückgezogen im Dunkeln sitzt, ist der einzige, der schweigsam-finster vor sich hin brütet. Er leidet wieder einmal. Es ist jedesmal dasselbe, wenn er der hübschen blonden Betsy über den Weg läuft. Aus dem übermütigen, verspielten Kind ist in den zwei Jahren eine begehrenswerte junge Frau geworden. Wo hatte er damals in The Briers nur seine Augen! Seit von einer Verbindung zwischen ihr und Sir Thomas Reade nicht mehr die Rede ist, hatte er sich eine Zeitlang gewisse Hoffnungen gemacht. Aber die kühle Reserviertheit, mit der sie ihn behandelt, läßt kaum einen Zweifel daran, daß er keinerlei Chancen bei ihr hat. Vielleicht nimmt sie es ihm übel, daß er damals ein paarmal mit Jane spazieren-

ging. Aber da war doch weiter nichts gewesen, so spröde wie Jane war. Vielleicht hält sie ihn auch für einen Windhund, da er mit vierunddreißig noch immer nicht verheiratet ist. Oder ist es nur deshalb, weil er Franzose ist? Er weiß es nicht. Und es soll wohl so sein, daß er hier auf Sankt Helena kein Glück hat.

Bonaparte ist schließlich der erste, der sich verabschiedet. Ihn fröstelt plötzlich, und er verspürt wieder heftige Gliederschmerzen. Schon den ganzen Tag klagt er über geschwollene Beine, über Kopfschmerzen und ein Stechen in der rechten Schulter. Gegen Mittag revoltierte auch noch der Magen; er versuchte zu erbrechen, aber vergeblich. Am Nachmittag hatte er geruht und ein Glas Kapwein getrunken, danach hatte er sich wieder besser gefühlt. O'Meara glaubt neuerdings, daß er doch etwas an der Leber habe. Hepatitis sei in diesen Breiten keine Seltenheit, auch im Lager von Deadwood würden häufiger ähnliche Fälle auftreten. O'Meara empfiehlt Kalomel, das schaffe Erleichterung, aber Bonaparte will nichts davon wissen.

Gourgaud übernimmt es, den Kaiser ins Haus zu begleiten. Auf der Verandatreppe muß er ihn sogar stützen, so schwach ist er auf den Beinen.

Jane und Betsy sind sichtlich betroffen, als sie das sehen. Diese häufigen Wechsel im Befinden des Kaisers erscheinen ihnen doch sehr besorgniserregend. Auch hätten sie sich schon beim Diner, wo der Kaiser kaum etwas zu sich nahm, über seine veränderten Gesichtszüge gewundert. Um so erstaunlicher finden sie es, wie er versucht hat, unterhaltend und heiter zu sein. Montholon und Bertrand pflichten ihnen bei, Seine Majestät trüge seine Krankheit

mit bemerkenswerter Tapferkeit, und es sei geradezu verblüffend, wie rasch er sich immer wieder erhole, seine Konstitution sei eben doch überaus robust.

Die Stimmung freilich ist nun merklich gedämpft. Und nachdem Gourgaud zurückgekehrt ist mit dem Bescheid, Marchand habe sich Seiner Majestät fürsorglich angenommen, beschließt man, sich nun gleichfalls zur Ruhe zu begeben. Es sei aber trotz allem doch ein schöner Abend gewesen, meint Madame de Montholon. Und obwohl es ein wenig so klingt, als wollte sie einen schlechten Eindruck verwischen, stimmen ihr alle zu. Jane und Betsy, die die Nacht bei den Bertrands verbringen werden, versichern, daß sie am Morgen, bevor sie sich auf den Heimweg machen, den Kaiser noch einmal kurz aufsuchen werden, um zu sehen, wie sein Befinden sei.

Doch da, gerade in dem Augenblick, als man im Begriff ist auseinanderzugehen, geschieht plötzlich etwas, das ihnen im ersten Moment gänzlich unerklärlich ist, so daß sie alle verwundert dastehen und einander gespannt lauschend ansehen. Ein Poltern ist da zu hören, ein Kollern, ein unheimliches Grollen. Ist das schon wieder eine »Seeschlacht«? Oder explodiert etwa in Jamestown die große Pulverkammer? Aber das fürchterliche Geräusch kommt nicht aus der Ferne, es ist gerade so, als rolle und rumore es tief unter ihnen in der Erde. Und in den nächsten Sekunden folgt ein Zittern, ein heftiges Stoßen und Schlagen, als wollte sich die ganze Insel in Bewegung setzen, als verwandelte sich der riesige Fels in einen lärmend dahinrumpelnden Höllenwagen.

»Ein Erdbeben!« murmelt Jane, plötzlich schreckens-

bleich. Und dann laut, wie von Sinnen: »Das ist ein Erdbeben!«

Der Aufschrei löst nun die allgemeine Lähmung. Der Schreck verwandelt sich in panische Angst. »Ein Erdbeben!« schreit nun alles. Und jeder spürt es, wie der Boden unter den Füßen erzittert und ein paarmal so heftig springt, daß es einen umzuwerfen droht. Und das Haus, sie sehen es ganz deutlich, es wackelt mehrmals.

»Die Kinder!« schreit Madame Bertrand auf. »Die Kinder, Henri!«

Sie rafft ihr Kleid hoch und stürzt davon. Der Großmarschall und Betsy laufen ihr sofort nach, hinüber zum Haus am Akazienwäldchen.

Madame de Montholon, die sich zitternd an ihren Mann klammert, blickt wie irrsinnig zu Boden, als müsse sich jeden Augenblick die Erde auftun und sie verschlingen. »So tu doch etwas!« kreischt sie Montholon an. Sie stößt ihn weg und rennt nun ebenfalls los, hinüber zum anderen Gebäudeflügel. Doch Montholon holt sie sofort ein, reißt sie zurück, sie solle um Himmels willen draußen bleiben, und er eilt allein weiter, zu Tristan und Napoleone.

Und noch immer poltert und grollt es, ein Stoß folgt dem anderen, und auch von den Bergen kollert es jetzt, als rollten dort gewaltige Gesteinsbrocken die Hänge herunter. Gourgaud blickt indessen noch immer aufs Haus. Der Kaiser, denkt er, wenn das Haus einstürzt! Er muß ihn herausholen, das Leben retten, nun also zum dritten Mal. Er läuft los, aber noch ehe er die Verandatreppe erreicht hat, ist es plötzlich wieder still, der Erdboden ist wieder ruhig, das Haus wackelt nicht mehr, nur von den Berghängen kollert

es noch. Ist das Beben vorüber, oder legen die Naturgewalten nur eine Pause ein?

Inzwischen ist drinnen im Haus alles auf den Beinen, die gesamte Dienerschaft stürzt in panischem Schrecken durch die engen Räume und Gänge, drängt, wild um sich stoßend und einander schiebend, durch die Türen hinaus ins Freie. Auch Doktor O'Mea-ra und der wachhabende Blakeney kommen herausgeeilt, in Sorge um die Damen.

Gourgaud, vor der Tür zum Schlafzimmer des Kaisers angelangt, zögert einen Moment. Drinnen ist es still. Unmöglich, daß der Kaiser von dem Gerumpel und Gepolter nichts gemerkt haben soll. Das Haus aber ist ruhig. Das Wackeln hat scheinbar endgültig aufgehört. Soll er noch anklopfen oder wieder kehrtmachen?

»Bertrand?« ertönt da von drinnen Bonapartes Stimme. »Sind Sie es, Bertrand? Kommen Sie nur herein!«

Gourgaud geht es durch und durch. Als erstes, denkt er, als erstes fällt ihm immer Bertrand ein. Bertrand, Bertrand und nochmals Bertrand. Gourgaud schilt sich einen Narren, daß er so dumm war, Hals über Kopf hier hereinzueilen, wie in ein brennendes Haus. Nein, sagt er sich, nein, ich gehe nicht hinein, ich gebe auch keine Antwort, soll er meinerwegen an Gespenster glauben. Doch im selben Augenblick geht die Tür auf, und Marchand steht vor ihm. Nun bleibt ihm freilich nichts anderes übrig, nun muß er eintreten.

»Verzeihung, Sire, ich bin es«, sagt er. »Ich war in Sorge um Eure Majestät.« Und im selben Atemzug findet er es höchst lächerlich, daß er sich entschuldigt.

Bonaparte sitzt im Nachthemd auf der Bettkante und hält

seine goldene Tabakdose in der Hand.

»Achtzehn Sekunden«, sagt er.

»Wie meinen Majestät?« fragt Gourgaud.

»Es hat achtzehn Sekunden gedauert, das Erdbeben.«

»Ja, Sire, ich glaube, es ist vorüber.«

»Da!« sagt Bonaparte und zeigt auf die Wand über dem Kamin. »Die Mauer hat einen Riß bekommen! Ich bin gespannt, was der Herr Gouverneur dazu sagen wird.«

»Ich schätze, es wird nicht der einzige Riß sein, den es auf der Insel gegeben hat, Sire.«

»Keine falschen Hoffnungen, Gourgaud! Plantation House ist aus soliden Steinen erbaut.«

Gourgaud findet es verblüffend, wie seine Worte ausgelegt werden.

»Ich hätte so etwas nicht für möglich gehalten, Sire«, sagt er ausweichend, »auf diesem Felsen.«

»Ja, ja, mein Lieber, wir sitzen auf einem Vulkan! Ich habe es schon am Tag unserer Ankunft erkannt, daß in dem Koloß noch Leben ist. Leben, Gourgaud, immer noch Leben! Obwohl sich hier seit über hundert Jahren nichts gerappelt hat. Ist das nicht ein lehrreiches Gleichnis? Alles lebt, Gourgaud, alles! Auch wenn es so aussieht, als sei es schon tot. Sie verstehen, was ich meine?« Er lächelt spitzbübisch und legt die Tabakdose auf das Tischchen neben dem Bett. »Hatten Sie große Angst? Das war dumm von Ihnen. Sie mußten doch wissen, daß mich die Vorsehung schützt.« Er schwingt die Beine ins Bett und wirft die Decke über sich. »Also gehen Sie schlafen, Gourgaud! Solange Sie in meiner Nähe sind, kann Ihnen nichts passieren. Denken Sie darüber nach! Gute Nacht.«

Großartig, denkt Gourgaud, das Erdbeben als ein Grund mehr, auf Sankt Helena zu bleiben.

»Gute Nacht, Sire!« sagt er.

Er macht eine knappe Verbeugung und geht hinaus. Gourgaud ist, als habe er einen Alptraum gehabt. Die Vorsehung schützt also auch vor Naturgewalten. Und wer sich ängstigt, ist ein Dummkopf. Da gerät alles in Panik, stürzt hinaus ins Freie, rennt in Sorge um seine Kinder, nur Seine Majestät weiß, daß ihm nichts passieren kann. Nur merkwürdig, daß er auf der Bettkante saß. Fühlte er sich vielleicht zu schwach, um ebenfalls loszurennen?

Als Gourgaud wieder in den Garten kommt, haben sich die Gemüter schon merklich beruhigt. Jedem, der nach dem Kaiser fragt, gibt er lakonisch zur Antwort, Seine Majestät habe sich zu Bett begeben.

Wirklicher Schaden ist nirgends entstanden, nur Risse in einigen Wänden hat es gegeben. Archambault meldet, daß sich im Stall zwei Pferde losgerissen hätten, inzwischen aber hätten sich die Tiere wieder beruhigt. Madame de Montholon redet noch besänftigend auf den verschreckten kleinen Tristan ein, daß er keine Angst mehr zu haben brauche, daß ja schon alles vorüber sei. »Er hat geglaubt, jemand werfe ihn aus dem Bett«, sagt Montholon lächelnd zu Gourgaud. »Gar nicht so einfach, einem Kind zu erklären, was ein Erdbeben ist.« Doktor O'Meara und der diensthabende Blakeney erkundigen sich noch einmal, ob sich General Bonaparte auch wirklich wohl befinde.

Doch dann begibt sich alles nach und nach wieder ins Haus.

Zwar etwas mißtrauisch noch, so, als konnte der Spuk

jeden Augenblick von neuem losgehen und vielleicht noch verheerender als beim ersten Mal; aber was soll man draußen herumstehen, man kann die Nacht ja schlecht im Freien verbringen. Und schließlich, wenn der Kaiser zu Bett gegangen ist, dann kann man es wohl auch wagen.

Nur Gourgaud bleibt noch draußen. Es will ihm nicht so rasch gelingen, seine Ruhe wiederzugewinnen. Denn im Unterschied zu den anderen sind ihm zwei »Erdbeben« widerfahren, eins hier im Garten, das andere drinnen im Schlafzimmer des Kaisers, und er fragt sich, welches von beiden das nachhaltigere war. Er muß sich immer noch wundern über diese scheinbare Gleichgültigkeit und das ganze großartige Gerede von dem lebenden Vulkan und der schützenden Vorsehung, über die er, Gourgaud, einmal nachdenken soll. Und ob er darüber nachdenkt! Die schützende Vorsehung, findet er, ist in der Tat eine beruhigende Sache. Allerdings vorausgesetzt, daß sie nicht versagt. Vor zweierlei scheint sie jedenfalls nicht zu schützen, vor verlorenen Schlachten und Verbannung. Was freilich, wie Gourgaud sofort selbstkritisch zugeben muß, ein eklatanter Fehlschluß ist, denn auch Waterloo und Sankt Helena, das ganze Unglück Seiner Majestät ist ja, wie jene am Tage ihrer Ankunft noch an Bord der »Northumberland« zu sagen beliebte, vom Schicksal vorherbestimmt, damit die Welt erkenne, wie der große Napoleon wirklich ist, damit sich das Genie Seiner Majestät vollenden könne als Schriftsteller und Philosoph.

Für einen Moment kommt Gourgaud ein ganz grimmiger Gedanke. Er wünschte, das Erdbeben würde sich noch einmal wiederholen, nur um das Zehnfache heftiger, so

daß von Longwood House nichts als ein einziger Trümmerhaufen übrigbliebe. Damit dieser Größenwahn und das ganze verdrehte, blödsinnige Leben ein Ende hätten.

Doch noch während er sich ein solches Ende vorzustellen versucht, ist er über sich selbst entsetzt. Wie ist es nur möglich, daß er auf so mörderische Gedanken verfällt? Was ist bloß mit ihm los? Warum beklagt er sich? Er ist doch aus freiem Entschluß hier. Er hat das doch alles vorher gewußt. Und er kann doch jederzeit gehen. Wer könnte ihn daran hindern? Wer hält ihn zurück? Wer? – Schwachsinnige Frage. Er selbst ist es. Sein schlechtes Gewissen. Es ist absurd.

Verzweifelt, wie nach einer vergeblichen übergroßen Anstrengung, sinkt er auf einen der Stühle, die verwaist noch immer auf dem Rasen unter den Gummibäumen vor den Fenstern des Billardzimmers stehen. Was für ein Abend, denkt er. Was für ein wundervoller, friedlicher Abend! Und er blickt über die weite Ebene, hinüber zu der schwarzen, schemenhaften Silhouette der aufragenden Berge. Dieser tiefblaue Himmel darüber, dieses funkelnde Sternenheer, dieser ewige, gleichmütige Mond und in der Ferne, kaum vernehmbar, das gewaltige brausende Meer. Es ist alles wie zuvor.

Nur die Zikaden, die Zikaden in den Wiesen sind verstummt.

6

Noch drei, noch vier, fünf Monate lang führt Gourgaud seinen Kampf mit sich selbst. Ringt er, hin und her geris-

sen von wechselnden Stimmungen, um einen Entschluß. Schlägt er sich, wie eingesperrt in einem Labyrinth, mit immer denselben Fragen herum.

Soll er bleiben? Soll er abreisen? Was ist er noch, wenn er den Kaiser verläßt? Ein ausgedienter General, den keiner braucht, den kaum einer kennt. Ein Niemand. Was hätte er da in Europa zu erwarten? Das Leben eines Emigranten. Eines Bittstellers. Er müßte sich nach einer Stellung umsehen. Aber als was? Er besitzt das Examen der Ecole Polytechnique, doch außer dem Kriegshandwerk hat er nichts gelernt. Nicht mal eine Familie hat er. Und der Kaiser treibt auch noch seinen Spott mit seinem Unglück. »Ich vermittele Ihnen eine gute Partie mit einem Fräulein der Londoner City. Und bestimmt wird Sie Las Cases bei Ihrem Werben unterstützen, er hat gute Freunde in England.« Ausgerechnet Las Cases, von dem soll er sich unterstützen lassen. Niemals. Noch ist er Manns genug, sein Geschick selbst in die Hand zu nehmen.

Ist er es wirklich noch? Würde er, wenn es so wäre, (so lange zaudern?

Bald stellt sich heraus, daß nicht einmal Las Cases, der ungleich besser dran ist als er, viel Glück hat nach seiner Landung in England. Obwohl er Geld, Familie, solide Sprachkenntnisse und einen bürgerlichen Beruf besitzt, fällt es ihm offensichtlich schwer, wieder Fuß zu fassen. Auch seine guten Freunde konnten ihm nicht helfen. Den Aufenthalt in England hat man ihm verwehrt, er mußte nach Belgien gehen. »Da sehen Sie es!« warnt ihn der Kaiser, halb zornig, halb triumphierend. »So wird es Ihnen auch ergehen. Wahrscheinlich noch schlimmer. Denn Sie

haben mir viel länger gedient, und Sie tragen meine Uniform! Wie ein Aussätziger werden Sie von Land zu Land ziehen. Mittellos und entehrt, elender noch als ein Bettler. Oder glauben Sie etwa, man ließe Sie nach Frankreich hinein, zu Ihrer alten, kranken Mutter? Nicht, solange die Bourbonen am Ruder sind. Schlagen Sie sich das aus dem Kopf!«

Mittellos und entehrt. Vielleicht auch noch verfolgt? Gourgaud schaudert bei dem Gedanken. Zwar ist er, anders als Bertrand und Montholon, bisher nicht verurteilt worden in Frankreich, aber wer sagt ihm, daß man das nicht noch nachholt? Zumindest aber steht sein Name bestimmt auf den Proskriptionslisten der Bourbonen. Oder sollte Fouche ihn vergessen haben? Kaum vorzustellen.

»Sie könnten freilich nach Italien gehen. Ich würde Ihnen einen Brief an meine Mutter mitgeben, in dem ich sie veranlasse, Ihnen eine Rente auszusetzen. Sagen wir zwölftausend im Jahr. Würde Sie das glücklich machen?«

Welch ein verlockendes Angebot! Das Leben eines Rentiers. Eines Tellerleckers. Mit vierunddreißig. Abhängig von der Gunst des Clans der Bonapartes.

»Sie könnten Ihr Glück auch im Spiel versuchen. Obgleich ich Glücksspiele immer verabscheut habe. Dergleichen ist entwürdigend für einen Mann, und es untergräbt die allgemeine Moral. Mir kam oft der Gedanke, die Spielhäuser von Paris kurzerhand zu schließen. Aber dadurch wären dem Staat jährlich acht Millionen verlorengegangen, immerhin ein Drittel der Grundsteuer, die so schwer einzutreiben ist. Außerdem hat die Polizei gerade in den Spielhäusern die meisten Komplotte aufgedeckt...«

Was gehen ihn die Vorzüge der verwerflichen Spielhäuser an? Was geht es ihn an, daß in Frankreich jährlich für achtzig Millionen Lotterieeeinsätze gemacht werden und daß sich ein d'Aligre ein Vermögen ergaunert hat? Gourgaud hat nicht vor, Spielhausbesitzer in Paris zu werden, noch will er irgendwelche Komplotte schmieden. Aber Seine Majestät beliebten mal wieder die Gedanken schweifen zu lassen, kein Anlaß ist ihm dafür zu gering, und er, Gourgaud, muß es über sich ergehen lassen, als hörte er das alles zum ersten Mal.

Die Betrachtungen über Politik, über Recht und Gewalt, über Wirtschafts- und Staatsinteressen, hinter die die Grundsätze der Moral letztlich immer zurückzutreten hätten. Die Geheimpolizei und die Verletzung des Postgeheimnisses zum Beispiel seien durchaus notwendig gewesen, auch wenn sie leicht zu falschen Vorurteilen führten. Es sei nun mal äußerst schwierig, zu wissen, was ein Mensch jeden Tag tut, da gäbe die Post ausgezeichnete Auskünfte. Im übrigen habe nicht er, sondern Ludwig XIV. das »Schwarze Kabinett« eingeführt, und es sei immerhin eine nicht zu unterschätzende Hilfe gewesen. – Da schwebt Gourgaud nun allerdings die Frage auf den Lippen, weshalb sich Seine Majestät dann in einem fort über die von Sir Hudson Löwe geöffneten Briefe beschwere. Aber es ist natürlich ein Unterschied, wer etwas tut, ein subalterner Beamter mit einem niedrigen Charakter oder ein Herrscher, der die Interessen der Nation im Auge hat. Und der Kaiser, so hört er, habe die Staatskunst immer über die Kriegskunst gestellt. Ein Herrscher, das sei stets sein Grundsatz gewesen, müsse zuerst streng vorgehen

und nachher Milde üben. Ansonsten seien alle Mittel erlaubt, die den Interessen der Nation dienten. – Aber was sind die Interessen der Nation? Eine müßige Frage, wie Gourgaud sofort einsehen muß. Die Wohlfahrt aller natürlich und der Frieden. Im übrigen habe die französische Nation überhaupt keinen Charakter, sie mache immer nur mit, was gerade Mode sei. – Demnach wären aller Jubel und alle Gefolgschaft für Seine Majestät nur eine Modeerscheinung gewesen? Aber die Frage verkneift sich Gourgaud lieber. Sie grenzte wohl allzu leicht an Majestätsbeleidigung. Aber immerhin erfährt er, daß die Franzosen, obwohl sie sich wie die Wetterfahnen verhielten, doch ein tapferes Volk seien, vor allem aber ein moralisches Volk, sie hätten Geist und würden ihn niemals vergessen, denn er habe sie groß gemacht.

»Gewiß, Sire«, erwidert Gourgaud, der nun nicht länger an sich halten kann, »wenn nur nicht die Weltgeschichte einst sagen wird, Frankreich war schon groß vor Napoleon, aber nach ihm ist es zerstückelt worden.«

»Das kann wohl so kommen. Aber Frankreich verfügt über große Hilfsquellen. Ach, Gourgaud, wenn ich doch da wäre! Ich würde bald alle wieder zusammenschweißt haben. Mit den Aushebungen von achtzehnhundertsechzehn und achtzehnhundertsiebzehn hätte ich im Handumdrehen hundert Regimente Infanterie. Sofort würde ein schönes Heer vorhanden sein. Ich brauchte den Offizieren und Soldaten nur zu befehlen, sich an bestimmten Punkten einzufinden. Ich bin noch nicht mal fünfzig, ich wäre noch rüstig genug, ich habe noch mindestens dreißig Lebensjahre vor mir. Ich habe nur einen Fehler begangen, indem ich

in Chatillon nicht den Forderungen der Alliierten nachgab. Nach Leipzig, nach Vittoria und La Rothiere wäre es das klügste gewesen. Ich hätte wenigstens meine Dynastie gerettet, auch wenn die Grenzen von siebzehnhundertzweiundneunzig für Frankreich eine Schmach gewesen wären...«

Also doch mal ein Fehler, stellt Gourgaud erstaunt fest.

Aber er weiß ja, ein Fehler ist noch lange keine Schuld. Schuld hat der Kaiser nicht auf sich geladen, sein Gewissen vor Gott und den Menschen ist rein. Schuld sind immer die anderen.

Gourgaud sucht zu verstehen, aber es gelingt ihm von Mal zu Mal weniger. Der Kaiser ist gegen die Spielhäuser, aber auf die Einnahmen aus ihnen konnte er nicht verzichten. In der Politik sind alle Mittel erlaubt, aber nur ihm allein. Die Interessen der Nation sind Wohlfahrt und Frieden, aber sein Allheilmittel, um die Nation zu befrieden, ist die Aushebung neuer Regimente. Das »Schwarze Kabinett« nennt er eine nützliche Einrichtung, aber die Verantwortung dafür schiebt er Ludwig XIV. zu. Die Franzosen sind zwar moralisch und geistreich, aber ein Volk ohne Charakter, das immer nur der Mode folgt. Die Staatskunst hat er stets über die Kriegskunst gestellt, aber wenn der Kaiser Napoleon in Nöten war, konnte ihn nur noch der General Bonaparte retten.

Da kenne sich einer aus. Und da finde einer eine Richtschnur, nach der er sich verhalten kann. Bringt man die Ungereimtheiten zur Sprache, dann geht Seine Majestät elegant darüber hinweg, oder man wird ein Dummkopf und Nörgler genannt. Was freilich Seine Majestät nicht

daran hindert, sich schon im nächsten Augenblick darüber zu beklagen, daß er nur von Papageien umgeben sei, die zu keinem eigenen Gedanken fähig seien; da ist plötzlich Widerspruch erwünscht, denn Widerspruch befördere die Suche nach der bestmöglichen Lösung, schließlich habe er noch jeden angehört und ausreden lassen, der etwas zu sagen hatte.

Vielleicht muß das alles so sein. Vielleicht ist ein Genie in der Tat anderen Gesetzen unterworfen als ein gewöhnlicher Mensch. Aber die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Sie erscheinen Gourgaud in letzter Zeit mehr und mehr als das höhere Prinzip. Und er möchte auch als gewöhnlicher Mensch menschlich behandelt werden, nicht nach Laune mal so und mal so.

Je länger die Verbannung andauert, desto unsicherer wird sein Urteil über den Mann, der ihm einst alles bedeutete, der für ihn ein Gott war. Das Bild, das er von ihm hatte, löst sich immer mehr auf. Seine Ansichten über ihn werden immer bitterer, immer sarkastischer. Mehr und mehr verliert er seine Bewunderung, seine Liebe zu ihm. Und wenn er sie nicht ganz verlieren will, er spürt es, dann bleibt ihm nur eins: er muß Sankt Helena verlassen.

An diesem Punkt angelangt, schlägt ihm jedoch jedesmal von neuem das schlechte Gewissen. Plagt ihn das Schuldgefühl, versagt zu haben. Das ist sein Widerspruch, und er erscheint unlösbar. Denn welchen Wert haben Liebe und Treue, wenn sie nicht den Zweifel aushalten? Ein Bonapartist sein wollen, aber die Nähe Bonapartes fliehen. Welch ein Kuriosum! Und Flucht, weshalb auch immer, ist in den Augen der anderen immer Abkehr und Verrat.

Wie hat er sich selber vor einem Jahr ereifert über den Deserteur Las Cases. Würde man jetzt über ihn, wenn er nach Europa zurückkehrte, nicht genauso urteilen? Urteilen müssen!

Und der Makel, den sein Entschluß mit sich brächte, fiel letztlich auf den Kaiser zurück. Seine Feinde in den Hauptstädten Europas würden frohlocken, daß es keiner lange bei ihm aushält.

Gourgaud versucht, alle quälenden Gedanken zu verdrängen und durchzuhalten. Vielleicht sind es wirklich nur zwei, drei Jahre noch, wie der Kaiser an manchen Tagen prophezeit. Und sogar Madame Bertrand rät ihm zu bleiben. »Aus Mitleid«, sagt sie. »Mitleid, lieber Gaspard, scheint mir ein ehrenhafter Grund zu sein.« Ein Appell, der ihn fast beschämt.

Und es kommen Tage, an denen sich sogar seine alte Bewunderung wieder einstellt. Wenn der Kaiser, kaum, vom Krankenlager aufgestanden, sich von neuem in die Arbeit stürzt, so ungestüm, als wollte er in seine nächste Schlacht ziehen. Über tausend Seiten seiner Erinnerungen hat er in den zwei Jahren bereits diktiert, und doch ist er, wie er sagt, noch lange nicht fertig damit. Gourgaud staunt immer wieder, wie genau sich der Kaiser erinnert, wie sicher er sich in allem zurechtfindet, bei seiner sprunghaften, völlig unchronologischen Arbeitsweise, bei der er so oft plötzlich zu scheinbar längst abgeschlossenen Kapiteln zurückkehrt, um zu ergänzen oder zu korrigieren. Welcher Fürst wäre imstande, so ausdauernd zu arbeiten, welcher Monarch besäße eine annähernd große Geistes- und Ausdruckskraft, um die Geschichte seiner Regentschaft so

gedankenreich und anschaulich zu Papier zu bringen, welcher Feldherr hätte die Fähigkeit, den Verlauf so vieler Schlachten und Feldzüge zu schildern! Welch ein Geschichtswerk ist da im Entstehen, und er, Gaspard Gourgaud, kann sagen, er hat dazu beigetragen.

Doch dann, wechselhaft wie das Wetter, folgen wieder Tage, an denen kaum etwas geschieht, an denen er den Kaiser nicht zu Gesicht bekommt, an denen ihm alles sinnlos erscheint und er in sein Tagebuch nur das eine Wort schreibt: »Ennui!« Langeweile, Überdruß. Und so eine ganze Woche hindurch: »Dienstag, der 25.: Ennui! Ennui!« – »Mittwoch, der 26.: dito.« – »Donnerstag, « – »Freitag, der 28.: dito.« – »Samstag, der 29.: dito.« – »Sonntag, der 30.: Grand ennui!«

Langeweile. Überdruß. Die quälenden Gedanken. Die bohrenden Zweifel. Der Unmut über die Rigorosität und Widersprüchlichkeit des Kaisers. Gründe über Gründe. Und doch ist es Montholon, der dann alles ins Rollen bringt.

Am letzten Tag des Jahres sind sie alle, einschließlich des Kaisers, eingeladen zum Silvesterball im Feldlager von Deadwood.

Es ist das erste Mal, daß der Gouverneur zum Jahreswechsel einen solchen Ball gibt. In Longwood ist man gespannt, wie Seine Majestät reagieren wird. Bisher hat er stets alle Einladungen der Engländer zurückgewiesen. Sowohl Madame de Montholon, obgleich hochschwanger, als auch Madame Bertrand lassen keinen Zweifel daran, daß sie auf dieses kleine Vergnügen nicht zu verzichten gedenken, und so befiehlt Seine Majestät, daß alle an dem

»Ganovenball« teilzunehmen hätten; er selber werde Voltaire lesen an diesem Abend und mit Marchand eine Flasche Kapwein trinken.

Allen Erfahrungen zum Trotz unternimmt Gourgaud, nicht ahnend, wie man es ihm später auslegen wird, den Versuch, den Kaiser zu überreden, doch mitzukommen; es wäre eine Geste des guten Willens, die das Klima zwischen ihm und dem Gouverneur gewiß verbessern würde. »Ein Gefangener hat in seiner Zelle zu bleiben«, bekommt er zur Antwort. »Es braucht kein besseres Klima, wenn man zu Tode gefoltert wird. Das können Sie dem Herrn Kerkermeister getrost bestellen – als Neujahrsbotschaft von Kaiser Napoleon!«

Gourgaud hätte es wissen müssen. Der Kaiser will nun mal seinen Krieg mit Löwe, bis zum bitteren Ende.

So fahren am Abend er, die Bertrands und die Montholons allein hinüber nach Deadwood, die Damen in ihrem schönsten Kleid nach der Mode des Kaiserreichs, die Herren in großer Uniform. Schon im Wagen wird die Stimmung spürbar heiterer und gelöster. Montholon, so scheint es, ist von allen am besten gelaunt, besonders gegenüber Gourgaud, was dieser, völlig arglos, in gleicher Weise erwidert. »Sie haben vollkommen recht, Montholon«, sagt er, »wir wären schöne Narren, würden wir das Leben genauso tragisch nehmen wie Seine Majestät.«

Als man ankommt, sind die meisten der Gäste bereits anwesend. Baron und Baronin von Stürmer, wie immer stolz und etwas exaltiert, als seien sie in die falsche Gesellschaft geraten. Graf Baimain, der mit der von ihm angebeteten Charlotte Johnson, Lady Lowes älterer Tochter,

plaudert. »Monsieur Friseur«, wie der Marquis de Montchenu inzwischen auf der ganzen Insel genannt wird. Der andere alte Wüstling, Admiral Pamplin, der seine aus Plymouth mitgebrachte, fast vierzig Jahre jüngere Geliebte an diesem Abend »zu Hause« gelassen zu haben scheint – oder kommt sie noch nach? Ein gewisser Theodore Hook, eine Halbberühmtheit, ein Dichter, der sich eigentlich in Gewahrsam befindet, weil er auf Mauritius 72 000 Dollar veruntreut haben soll. Die Ärzte Doktor Baxter und Doktor Henry vom Garnisonshospital. Doktor O'Meara, der wenig frohgelaut zu sein scheint, vielleicht wegen der anhaltenden Differenzen mit dem Gouverneur betreffs seiner angeblich zu düsteren Berichte über die Krankheit des Generals Bonaparte. Sogar Reverend Boys und Reverend Vernon sind da, wohl um das lasterhafte Leben ihrer Pfarrkinder auch an diesem Abend nicht aus dem Auge zu verlieren.

Das Entree in das große, festlich geschmückte und illuminierte Zelt folgt in unverkennbarer Weise dem Zeremoniell bei Hofe. Generaladjutant Sir Thomas Reade gibt an diesem Abend einen würdevollen Zeremonienmeister, der mit Stentorstimme Namen und Rang jedes eintretenden Gastes ausruft. Gouverneur Sir Hudson Löwe und Gemahlin begrüßen auf der gegenüberliegenden Seite jeden einzelnen mit geradezu huldvoll-freundlichem Gehabe. Fehlt nur noch der Thron, denkt Gourgaud. Und er kann es dem Kaiser jetzt nachfühlen, daß er keine Lust hat, sich hier als »General Bonaparte« ausrufen zu lassen, während andere als Barone, Grafen und Exzellenzen angekündigt werden. Aber andererseits, würde nicht allein sein Name genügen,

um all das Renommieren mit Rängen und Titeln als lächerliche Eitelkeit erscheinen zu lassen? Würde es nicht von Größe zeugen, wenn er Löwe, der ihm in so kleinlicher Weise den Titel verwehrt, die Hand reichte? Und würde Löwe, zumal er mit dem Erscheinen seines hohen Gefangenen offensichtlich gar nicht erst gerechnet hat, jetzt nicht als der Beschämte dastehen?

Aber Gourgaud weiß, das sind nutzlose Überlegungen. Und schließlich ist er hier, um sich zu amüsieren. Er hält Ausschau nach den Balcombes, genauer gesagt, nach Betsys blonder Lockenpracht. Aber vergebens. Wie er später von Sir Thomas Reade erfährt, sind die Balcombes nicht eingeladen worden, weil sie beim Gouverneur in Ungnade gefallen sind wegen der häufigen, zum Teil sogar heimlichen Besuche Mister Balcombes in Longwood House; was freilich reichlich übertrieben ist. Gourgaud versucht sich mit dem Gedanken zu trösten, daß ihm auf diese Weise wahrscheinlich eine Enttäuschung mehr erspart geblieben ist.

Der Ball ist bald in vollem Gange. Die Kapelle des 66. Regiments schmettert etwas blechern, aber durchaus schwungvoll einen Walzer nach dem anderen. Gourgaud versucht sein Glück bei Miß Johnson, der jüngeren Tochter der Gouverneurin. Der Ansturm der Tänzer auf die wenigen Damen ist groß, aber Gourgaud genießt von seinen Besuchen in Plantation House her einen gewissen Vorsprung bei »Gracy«, wie er sie in schmeichelhafter Anspielung auf ihre zarte, anmutige Figur nennt. Fast jede Tanzrunde schenkt sie ihm, und so ergibt es sich wie von selbst, daß ihn die Gouverneurin schließlich bittet, doch an

ihrem Tisch, an der Seite ihrer Tochter Platz zu nehmen.

Kein Wunder, daß Gourgaud da kein Auge für Montholon und Bertrand hat, die mit ihren Frauen an der Tafel auf der gegenüberliegenden Seite Platz genommen haben, bei Marquis de Montchenu, den Stürmers und Doktor O'Meara.

Gespräche über den Kaiser und über die Entwicklungen in Europa finden an diesem Abend nur am Rande statt. Da aber Gourgaud nun in der Nähe des Gouverneurs sitzt, hält es Löwe doch für geboten, sich wenigstens nach dem Befinden General Bonapartes zu erkundigen. Seine Majestät, erwidert Gourgaud, bewußt prononciert, sei heute wohlauf gewesen, er habe fast den ganzen Tag gearbeitet, wenngleich er doch sehr unter seiner unverändert depressierenden Lage leide. Sir Hudson Löwe erklärt sein aufrichtiges Bedauern über die fortgesetzten, seiner Meinung nach völlig unnötigen Ärgernisse zwischen Plantation House und Longwood House, aber er bleibe bei seiner schon früher geäußerten Ansicht, daß sich General Bonaparte täusche, wenn er annimmt, ganz Europa bedaure ihn und sei empört über die angeblich schändliche Behandlung durch ihn, den Gouverneur. Erst kürzlich habe er einen Brief von dem preußischen General Gneisenau erhalten, worin ihn jener eindringlich ermahnt, weder Rücksicht noch unangebrachtes Mitleid zu zeigen gegenüber dem geriebensten Bösewicht der Welt, denn von seiner, Löwes, Wachsamkeit und Charakterstärke hänge die künftige Sicherheit Europas ab. Löwe versichert, daß er selbst niemals so starke Worte benutzt habe, denn für einen Bösewicht halte er General Bonaparte nicht, wohl aber für

einen bedauernswerten Phantasten, der nicht sehen wolle, wie die Welt wirklich ist. Gourgaud hält es für besser, nichts darauf zu entgegnen, da er lügen müßte, wollte er behaupten, daß Löwe gänzlich unrecht hätte. Zugleich scheint jener nicht zu erwarten, daß Gourgaud ihm zustimmt. Er wisse sehr wohl, meint Löwe abschließend, wie schwierig es sei, mit Monsieur Bonaparte auszukommen, und wenn er für Gourgaud irgend etwas tun könne, dann möge er es ihn wissen lassen. Ein etwas überraschendes Anerbieten, das Gourgaud aufhorchen läßt. Hat Löwe etwa erraten, daß er an eine vorzeitige Rückkehr nach Europa denkt, oder hat da jemand dem Gouverneur etwas zuge-
tragen?

Doch zu langem Grübeln bleibt Gourgaud keine Zeit. Die erneut einsetzende Musik lädt zur nächsten Tanzrunde ein, und er muß sich beeilen, daß ihm bei »Gracy« keiner zu-
vorkommt. Ein Bemühen, das allerdings mehr vom Ehrgeiz bestimmt ist als von der Leidenschaft, denn eine be-
rauschende Tänzerin ist »Gracy« gerade nicht, auch ist ihr Französisch genauso dürftig wie sein Englisch, und an etwas, das über das Tanzen hinausginge, scheint das gute Kind nicht zu denken, oder darf es das nicht? Gourgaud jedenfalls spürt, daß er wieder einmal keinen Erfolg haben soll. Sankt Helena ist wohl einfach nicht der Ort, wo man sein Glück finden könnte.

Dennoch vergeht die Zeit viel zu schnell. Schon hat man begonnen, laut die Minuten des alten Jahres zu zählen. 1817, denkt Gourgaud, was hat es gebracht? Ebensovienig wie 1816. Und das nächste Jahr, wird es mehr bringen als die zwei vergangenen? Hier bestimmt nicht. Hier ist ein

Jahr wie das andere. So lange, bis. irgendwann eines Tages... Nein, um Gottes willen, nein, das möchte er nicht miterleben, nicht das.

Dann beginnen draußen die Böller zu krachen. Pünktlich um zwölf Uhr. Das neue Jahr hat begonnen. Alles, was noch halbwegs sicher auf den Beinen ist, begibt sich ins Freie, um das Feuerwerk zu sehen. Nur die Kapelle spielt drinnen weiter. Man wünscht einander Glück und Gesundheit. Umarmt und küßt einander. Läßt neue Korken knallen und füllt wieder die Gläser. Und mit »Ah!« und »Oh!« bestaunt man die aufsteigenden Raketen.

Gourgaud aber blickt hinüber nach Longwood House, wo nur ein einziges Fenster schwach erleuchtet ist. Ein einziges kleines Fenster, und dahinter, Gourgaud hat es deutlich vor Augen, einsam und verbittert... Es verschwimmt ihm der Blick. Verlegen wendet er sich von den anderen ab und geht ins Zelt zurück.

Als man eine Stunde später heimkehrt, ist beim Kaiser immer noch Licht. Schwer vorzustellen, daß er so lange im Voltaire liest. Findet er wieder mal keinen Schlaf, oder plaudert er noch mit Marchand?

Erst Tage später erfährt Gourgaud auf Umwegen, daß Montholon nach ihrer Heimkehr dem Kaiser sofort Bericht erstattet hat. Und im Verlauf der sich entwickelnden Ereignisse wächst in ihm die Überzeugung, daß genau in jener Stunde Montholon mit seiner verleumderischen Intrige gegen ihn begonnen hat. Auch wenn er nicht weiß, was jener dem Kaiser über den Ball alles berichtet hat, so ist er doch sicher, daß Montholon zumindest dieselbe Bemerkung wird fallengelassen haben, die er am Tag darauf, mit

vollem Bedacht, zu Bertrand gemacht hat: daß General Gourgaud sich auf dem Ball in äußerst verdächtiger Weise mit dem Gouverneur unterhalten habe, daß diese Vertraulichkeit auch ganz zu Gourgauds häufigen Besuchen in Plantation House passe, im übrigen habe er den Gouverneur mehr als einmal sagen hören, daß sich auf Longwood House nur einer korrekt aufführe, und das sei General Gourgaud. Was in den Augen des Gouverneurs »korrekt« bedeute, liege ja wohl auf der Hand.

Bertrand hatte zunächst vor, Montholons Äußerung für sich zu behalten, um den leicht absehbaren Ärger zu vermeiden. An eine ausgeklügelte Intrige mochte der gutgläubige Bertrand nicht denken. Aber schließlich ging Montholons Plan doch auf, indem Bertrand Fanny davon erzählte, und diese erzählte es Gourgaud weiter.

Für Gourgaud war sofort alles klar: Er soll in den Augen des Kaisers als Freund der Engländer, als Spion des Gouverneurs dastehen.

Als er Montholon zur Rede zu stellen versucht, streitet jener zunächst alles ab. Auf die Frage aber, ob er die Bertrands als Lügner hinstellen wolle, lächelt er nur mokant. Gourgaud möchte ihn am liebsten auf der Stelle fordern. Aber er beherrscht sich. Besser, sagt er sich, er spricht erst beim Kaiser vor. Vielleicht haben die Bertrands doch etwas übertrieben.

Die Unterredung beim Kaiser jedoch wird zum Debakel für Gourgaud, denn jener stellt sich voll und ganz hinter Montholon.

»Was Sie da vorbringen, Gourgaud, sind doch nichts als Hirngespinnste! Warum suchen Sie andauernd Streit mit

Montholon? Was haben Sie gegen ihn?»

»Er ist ein Intrigant, Sire.«

»Ich hoffe, Sie können das beweisen.«

»Daß Eure Majestät ihn gegen mich in Schutz nehmen, ist der beste Beweis dafür.«

»Wollen Sie mir vorschreiben, wie ich zu urteilen habe? – Allerdings gefällt mir Montholon besser als Sie, denn er kümmert sich um mich und pflegt mich unermüdlich. Sie hingegen beklagen sich immer nur und sprechen schlecht von denen, die mir ergeben sind. Was haben Sie eigentlich gegen uns?»

Gegen uns? Gourgaud verschlägt es den Atem. Der Kaiser setzt sich und Montholon auf die gleiche Stufe?

»Aber Sire...«

»Was wollen Sie, Gourgaud? Sich mit Montholon schlagen? Nur zu, er fürchtet Sie nicht. Nicht mal der kleine Tristan fürchtet Sie.«

»Ich wünsche nicht, daß man mich fürchtet, Sire. Aber auch ich habe vor niemandem Furcht. Ich würde mich mit jedem schlagen, der mir im Theater meinen Platz wegnehmen will. Und da soll ich ruhig mit ansehen, wie mich Monsieur de Montholon aus Ihrer Huld verdrängt?»

»Das tun Sie selber, Gourgaud. Sie sind zu wehleidig und zu stolz. Eigentlich müßte man Sie immer erst fragen, ob Ihnen das, was man sagen will, auch recht ist. Aber das paßt mir nicht. Das ist nicht meine Gewohnheit.«

»Aber, Sire, ich ärgere mich doch nur über die geringe Teilnahme, die Sie mir entgegenbringen...«

»Du lieber Himmel, wenn Sie sich langweilen, dann gehen Sie doch mit Archambault und Noverraz auf die

Jagd.«

»Ich sehe, ich habe das Unglück, Ihnen zu mißfallen, Sire.«

»Allerdings. Sie und der Gouverneur machen mir das Leben schwer. Sie haben denselben Charakter wie Hudson Löwe. Wie sonst könnten Sie mir vorschlagen, daß ich mich mit meinem schlimmsten Feind an einen Tisch setze und Champagner trinke?«

Das ist zuviel für Gourgaud. Das trifft ihn schwerer als Montholons Unterstellungen. Und ihm scheint, daß Löwe doch wohl recht hatte, als er meinte, der Kaiser wolle nicht sehen, wie die Welt wirklich ist.

»Sire, ich habe Ihretwegen alles verloren. Mir bleibt nur noch meine Ehre, und die will ich nicht auch noch daransetzen. Seit fast zehn Jahren bin ich jetzt an der Seite Eurer Majestät. Ich wäre glücklich gewesen, in Rußland, Sachsen oder Frankreich mein Leben für Sie zu lassen. Dreimal bin ich verwundet worden, zweimal ganz in Ihrer Nähe, als ich Ihre Befehle ausführte. Ich habe die Beresina durchschwommen. Bei Lützen wurde mir mein Pferd unter dem Leib weggeschossen. Bei Dresden hatte ich die wichtigsten Aufgaben. Ich hatte Ihr ganzes Vertrauen bei der Neubildung des Heeres. Sie haben mich dafür mit dem Goldenen Kreuz belohnt. In Brienne hätte Sie eine Lanze durchbohrt, wenn ich den Kosaken nicht mit einem Pistolenschuß niedergestreckt hätte. Reims und Troyes habe ich im Handstreich genommen. In Fontainebleau blieb ich bei Ihnen, als alle Sie verließen. Bei Waterloo haben Sie mich in der vordersten Reihe gesehen. Und wie werde ich hier behandelt? Ich muß mich verleumden

lassen als ein Freund der Engländer. Sehen Sie mein Haupthaar, Sire! Seit Monaten habe ich es nicht schneiden lassen, und es wird auch nicht eher geschehen, bis ich mich an diesem Menschen gerächt habe!«

»Nun hören Sie endlich auf! Wenn Sie Montholon bedrohen, sind Sie ein elender Mensch, ein Totschläger!«

»Ein Totschläger? Ich glaube nicht, Sire, daß irgendwer das Recht hätte, mich so zu nennen.«

»Ich verbiete Ihnen – hören Sie, ich verbiete Ihnen, Montholon zu bedrohen! Sonst werde ich mich an seiner Stelle schlagen, und mein Fluch wird über Sie kommen!«

»Ich verstehe. Eure Majestät will mich also davonjagen. Nun gut, suchen Sie mir einen ehrenvollen Weg, wie ich Sankt Helena verlassen kann, und ich gehe.«

»Sie langweilen mich, General. Gehen Sie.«

Ist das das letzte Wort? Gourgaud will es nicht glauben. Aber der Kaiser kehrt ihm unmißverständlich den Rücken.

Es ist also aus. Es ist vorbei. Er wird abreisen. – Doch nicht, ohne vorher von Montholon Genugtuung verlangt zu haben.

7

Ein Duell auf Longwood?

Bertrand begreift es nicht. Gourgaud muß übergeschnappt sein. Rache nehmen für verletzte Ehre. Und erwartet auch noch, daß er ihm bei seiner Forderung als Zeuge dient. Das Ganze ist einfach lächerlich. Ein Republikaner, der sich duelliert! Die englischen Zeitungen werden ein gefundenes Fressen haben, um sich über den Kai-

ser und seine Offiziere lustig zu machen. Bertrand bereut, daß er nicht den Mund gehalten hat, und er ärgert sich über Fanny, daß sie weitererzählen mußte, was er ihr anvertraut hatte. Aber würde es wirklich etwas geändert haben, wenn sie geschwiegen hätte? Gourgaud, scheint ihm, würde auch einen anderen Anlaß gefunden haben, um sich mit Montholon zu schlagen; denn er will fort, um jeden Preis, er hält es nicht mehr aus, und der Grund ist nicht Montholon, sondern seine Verzweiflung, wie er selbst einmal sagte, über seine verpfuschte Laufbahn!

Bertrand bedauert, daß er Gourgaud verlieren soll. Er war schwierig, aber er war doch ein Kamerad, fast ein Freund. Er versucht, ihn zur Vernunft zu bringen, aber umsonst, Gourgaud hat sich entschieden.

»Ich werde noch warten, bis Madame de Montholon entbunden hat. Dann werde ich Montholon vorschlagen, seinen Degen zu tragen. Ich werde mich ebenso bewaffnen und ihn dann im Garten im Beisein aller angreifen.«

Bertrand gibt es auf. Gourgaud muß den Verstand verloren haben.

Selbst der Gouverneur mahnt ihn zur Besonnenheit; er solle lieber parlamentieren, denn er befände sich zwischen zwei Klippen: die einen würden sagen, er verlasse die Insel aus Überdruß, die anderen, er sei mit einer geheimen Mission betraut. Aber Gourgaud ist mit nichts beizukommen. Er verlangt von Löwe, daß er äußerste Strenge gegen ihn walten lasse. Und Bertrand erinnert sich, dass vor vierzehn Monaten schon einmal einer durch nichts mehr umzustimmen war.

Zum Glück verbietet der Kaiser das Duell. Worauf Gour-

gaud verlangt, das wolle er von Seiner Majestät schriftlich haben. Doch darauf wartet er vergebens.

Mehrere Tage vergehen. Tage, in denen der Kaiser in niedergedrückter Stimmung ist, denn eine traurige Nachricht ist eingetroffen. In England ist Prinzessin Charlotte im Kindbett gestorben, von ihrem Regierungsantritt hatte er sich so viel erhofft. Aber auch die Niedergeschlagenheit des Kaisers kann Gourgaud nicht umstimmen. Nachdem Madame de Montholon ihr Kind zur Welt gebracht hat, wiederum eine Tochter, macht er seine Drohung wahr. Aber da sich Montholon weigert, seinen Degen zu tragen, muß Gourgaud ihm eine schriftliche Forderung überbringen lassen.

Doch Montholon ist, Gott sei Dank, so klug, nicht darauf zu reagieren.

»Was soll ich tun, Henri? Der Schurke hat keine Ehre im Leib.«

Bertrand aber kann ihm und will ihm nicht mehr raten.

»Du mußt selbst wissen, was du tust. Ich fürchte nur, was du dir auch ausdenkst, Gaspard, es wird verkehrt sein.«

Er sieht, daß Gourgaud von ihm enttäuscht ist. Es schmerzt ihn, aber er kann ihm nicht helfen.

Und so sucht Gourgaud seine letzte Zuflucht in einem Schreiben an den Kaiser, in welchem er ihn bittet, ihn aus Gesundheitsgründen zu entlassen.

Als er das Schreiben des Kaisers in Händen hält, packt er seine Koffer. Macht einen letzten Besuch im Gelben Salon und verläßt Longwood House.

Es ist ein ruhiger, sonniger Tag. Bertrand begleitet Gourgaud bis zum Alarmhaus an der Teufelspunschbowle. Dort

verabschieden sie sich.

»Der Kaiser hat mir verziehen«, sagt Gourgaud. »Er hat mir sogar einen Brief an die Kaiserin mitgegeben.«

Bertrand bietet ihm noch einmal 12 000 Francs als »Reisegeld« an. Aber Gourgaud lehnt dankend ab. Seine Majestät habe ihm eine jährliche Rente in der gleichen Höhe ausgesetzt.

»Schade«, sagt er, »daß wir nie miteinander recht warm geworden sind. Aber Sankt Helena war wohl nicht der Ort dafür.«

»Ja, schon möglich«, sagt Bertrand. Und er wünscht Gourgaud viel Glück.

Sie umarmen sich und versprechen einander, sich wiederzusehen in Paris, eines fernen Tages, wenn... Aber das bleibt unausgesprochen.

Gourgaud nimmt sein Gepäck. In einigen Tagen wird er auf der »Marquess of Campden« nach Plymouth ablegen, so lange wird er in Plantation House logieren.

Bertrand sieht ihm lange nach – und kehrt dann zurück nach Longwood House.

Siebentes Kapitel

1

Es ist ein Unglücksjahr.

Louis Marchand, der dem Kaiser wie kaum ein anderer Tag für Tag nahe ist, meint in den Ereignissen der ersten Wochen und Monate des Jahres 1818 eine unheilvolle Vorbedeutung zu spüren. Erst die Fehde zwischen den Generälen. Dann die Nachricht vom Hinscheiden der englischen Prinzessin, auf die der Kaiser so viele Hoffnungen gesetzt hatte. Kurz darauf der Abschied General Gourgauds. Und nun, so plötzlich und eigenartig, daß man fast meinen könnte, es ginge nicht mit rechten Dingen zu, der erste Todesfall auf Longwood House.

Francesci Cipriani, der Maitre d'hotel, hatte nie über irgendwelche Beschwerden geklagt. Auch das ungewohnte Klima der Insel hatte ihm, im Unterschied zu manchem anderen, nie zu schaffen gemacht. Und nun hat es ihn innerhalb von vier Tagen hinweggerafft. Abends in der Küche bekommt er plötzlich heftige Leibschmerzen, kippt regelrecht um, krümmt und windet sich wimmernd am Boden. Der sofort herbeigeholte Doktor O'Meara diagnostiziert eine akute Darmentzündung. Er verordnet Aderlaß und ein heißes Bad. Aber beides verschafft dem Erkrankten nur geringe Linderung. Der Kaiser schimpft auf das miserable Essen, auf den stinkenden Fisch, den man ihnen liefert; er läßt das ganze Essen in den Kübel schütten. Aber obwohl Cipriani nichts mehr zu sich nimmt, treten die Symptome am nächsten Tag erneut auf, heftiger noch

als beim ersten Mal, hinzu kommen Fieber und ein fürchterlicher Schüttelfrost. Irgend jemand spricht von Blinddarmentzündung. O'Meara aber beharrt auf Darmentzündung. Der Kaiser befiehlt ihm, Cipriani unbedingt zu retten. Der Doktor verspricht, sein Möglichstes zu tun. Verordnet strenge Bettruhe, Wärme und Fasten. Doch am vierten Tag, vier Uhr morgens, ist Cipriani tot.

Der Kaiser ist den ganzen Tag über nicht ansprechbar. Er trauert wie um einen nahen Verwandten. Marchand weiß, was Cipriani dem Kaiser bedeutete. Die beiden kannten sich seit ihrer Kindheit auf Korsika; diese gemeinsame Herkunft war fast so etwas wie Blutsverwandtschaft. Zu Cipriani hatte der Kaiser absolutes Vertrauen. Für ihn hätte er wohl, wenn nötig, die gesamte übrige Dienerschaft geopfert. Wie oft hatte er Cipriani nach Jamestown geschickt, um in Läden und Kneipen Informationen zu sammeln oder um Briefe hinauszuschmuggeln. General Gourgaud nannte ihn oft den Herrn Außen- und Polizeiminister. Und auf Longwood House hatte Cipriani mit Argusaugen den Haushalt Seiner Majestät überwacht. Ein besonderes Vergnügen bereitete es den beiden, daß Sir Hudson Löwe seinen ehemaligen Doppelagenten von Capri nicht wiedererkannt hatte.

Der Kaiser macht dem Doktor keine Vorwürfe. Er weiß, wie gut sich jener mit dem Maitre d'hotel verstanden hat. In einem ordentlichen Hospital, sagt er, wäre Cipriani bestimmt zu retten gewesen. Der eigentlich Schuldige sei in Plantation House zu suchen. Und Marchand findet es bemerkenswert, daß O'Meara dem nicht widerspricht. Der sympathische Ire, der schon genug Scherereien mit dem

Gouverneur hat, ist vermutlich froh, daß er kein ärztliches Bulletin abzufassen braucht. Wenn er das Klima und die schlechte Versorgung als Todesursache angäbe, würde das dem Herrn Gouverneur sicher wenig gefallen. Aber Cipriani war nur ein Diener, und um einen Diener wird nicht viel Aufhebens gemacht.

Francesci Cipriani wird in aller Stille auf dem protestantischen Friedhof von Jamestown beigesetzt. General Graf Montholon erhält Anweisung, für einen würdigen Grabstein zu sorgen; damit, wie der Kaiser sagt, der treue Korse Cipriani auf der Insel niemals vergessen werde.

Ein neuer Maitre d'hotel wird nicht bestimmt. Groß getafelt wird ohnehin nicht mehr. Und mit der Aufsicht über die Speisen und Getränke wird General Graf Montholon betraut, der ja bereits die Oberaufsicht über alle häuslichen Angelegenheiten führt.

Wie sehr den Kaiser der Verlust Ciprianis bekümmert, beweist, daß er noch tagelang immer wieder von ihm spricht.

»Ist es nicht sonderbar, Marchand, daß es ausgerechnet den guten Francese getroffen hat? Hätte es nicht ein anderer sein können? Ich habe das Gefühl, ich werde der nächste sein.«

Was soll Marchand darauf sagen? Er weiß nur, wenn das Unglück einmal seinen Lauf genommen hat, dann ist es nicht mehr aufzuhalten.

Nur wenige Wochen vergehen, und Marchand sieht sich in seinen dunklen Vorahnungen bestätigt.

Es ist ein sonniger Tag Ende März. Eine drückende Mittagshitze brütet über der Ebene. In den Zimmern von

Longwood House ist es schwül und stickig, die Fenster kann man zu dieser Stunde nicht öffnen. Dessenungeachtet arbeitet der Kaiser mit General Graf Montholon im Billardzimmer.

Er diktiert bereits seit über drei Stunden, als sich, etwas überraschend zu dieser frühen Nachmittagsstunde, Mister William Balcombe mit seinen beiden Töchtern einfindet und um einen Besuch beim Kaiser nachsucht.

Marchand zögert zunächst. Vor vier Uhr möchte Seine Majestät, zumal wenn er arbeitet, nur ungern gestört werden. Aber Marchand bemerkt den ungewöhnlichen Ernst in den drei Gesichtern, besonders die sonst so fröhliche Miß Betsy ist merkwürdig still und bedrückt, so daß er sich entschließt, die Störung doch zu wagen.

Als er die drei wenig später in den Gelben Salon führt, weist ihn der Kaiser sogleich an, Kaffee und Zuckerwerk zu servieren. Da kann Marchand vorerst nicht hören, was der Grund des ernstesten Besuchs ist. Doch als er dann das Gewünschte aufträgt, wird ihm sehr schnell klar, daß es sich um einen Abschiedsbesuch handelt. Irgendwie schien ihm so etwas ja schon seit längerem in der Luft zu liegen. Nun ist es also soweit, die Balcombes werden Sankt Helena verlassen. Der Name eines Schiffes fällt, »Winchelsea« oder so ähnlich. Von Mistreß Balcombes angegriffener Gesundheit ist die Rede. Der einzige Grund scheint das aber nicht zu sein, denn auch vom Gouverneur wird gesprochen, der schon seit geraumer Zeit The Briars, seine Bewohner und alle ihre Gänge nach Jamestown und Longwood House überwachen lasse. »Der Mann ist von einem krankhaften Argwohn besessen«, meint Mister Bal-

combe. »Er hat mich sogar zur Rede gestellt, als Betsy damals mit >Mameluck< in Deadwood am Rennen teilgenommen und gesiegt hat. Ein Pferd aus dem Stall General Bonapartes zu reiten, sagte er, das obendrein auch noch siegt, das käme ja einem Sieg Napoleons über England gleich. Ob ich als Untertan Seiner Majestät des Königs von England so etwas mit meinem Gewissen vereinbaren könne. Stellen Sie sich einen solchen Blödsinn vor!« – »Und wenn ich Eure Majestät oder Madame Bertrand mal besuche«, setzt Miß Betsy entrüstet fort, »dann wird mir das geradezu als Hochverrat ausgelegt. Jedesmal muß ich dem Posten alles vorzeigen, was ich bei mir habe. Und weil man nie etwas Verdächtiges gefunden hat, versucht man es jetzt auf diese Weise...«

Auf welche Weise, das kann Marchand leider nicht mehr hören, denn es gibt für ihn im Salon nichts mehr zu tun. Trotzdem kann er sich leicht zusammenreimen, daß Sir Hudson Löwe die verschiedenen Briefe, die auf Veranlassung Seiner Majestät nach Europa geschmuggelt und dort zum Teil sogar veröffentlicht wurden, in Verbindung gebracht hat mit den Besuchen Mister Balcombes und seiner Töchter auf Longwood House. Die Absicht ist nur allzu klar, der Gouverneur will seinen Gefangenen immer mehr isolieren. Je größer die Einsamkeit, desto rascher der seelische und körperliche Verfall. Als genügten nicht die 2 000 Soldaten und Matrosen, die 400 Kanonen und die stets auslaufbereite Flotte, um dem Kaiser jeglichen Mut, jegliche Hoffnung auf ein Entkommen zu nehmen. Zwar hört man in gewissen Abständen immer wieder von aufgedeckten Befreiungsunternehmen, wie gerade letzstens aus dem

revolutionären Rio de Janeiro; aber der Kaiser hat längst aufgehört, an den Erfolg solcher Husarenstücke zu glauben. Der Gouverneur aber offenbar nicht, er wird zusehends nervöser. Eine Rüge aus London hat er bereits einstecken müssen. Und in Europa wächst weiter die öffentliche Kritik an seiner Amtsführung. In einer deutschen Zeitung war kürzlich sogar zu lesen, daß er nichts Besseres verdiene, als aufgehängt zu werden. Da hält es der Herr wohl für angezeigt, unliebsame Zeugen für seine Untaten einstweilen zu »beurlauben«. Aber jeder Willkürakt verrät nur die moralische Schwäche eines sogenannten starken Mannes.

Und trotzdem, dem Kaiser kann solche Schwäche wenig helfen. Und Marchand kann sich leicht ausmalen, in welcher Stimmung Seine Majestät in den nächsten Tagen sein wird.

Als der Kaiser dann nach ihm läutet und eine Schere verlangt, errät Marchand sofort, daß er wieder einmal »Friseur« spielen muß.

Diesmal sind es gleich vier Haarlocken, die er ihm abschneiden soll, je eine für Miß Betsy, für Miß Jane, für Mister und Mistreß Balcombe.

Den Mädchen werden vor Rührung die Augen feucht. Seine Majestät versucht, sie zu trösten, indem er scherzhaft meint, er sei sowieso bald ein Kahlkopf.

Doch dann beim Abschied, als er die drei auf die Veranda hinausbegleitet, übermannt auch ihn die Wehmut.

»Wie gern würde ich mit euch reisen«, hört Marchand ihn sagen. »Aber diese entsetzlichen Berge – das sind meine Gefängnismauern. Und wenn ihr daheim in England

seid, werdet ihr sicher bald hören, daß der Kaiser Napoleon tot ist.«

Miß Betsy bricht nun laut schluchzend in Tränen aus.

Und Marchand, selber den Tränen nahe, entfernt sich rasch. Es geht ihm jedesmal durch und durch, wenn er den Kaiser vom Sterben reden hört. Er mag es sich einfach nicht vorstellen... Aber der Gedanke an diesen gefürchteten Tag ist da, und der Kaiser schürt ihn auch noch, geradezu mutwillig in letzter Zeit, so, als sehnte er ihn im stillen herbei.

»Was meinst du, Marchand«, sagt er am Abend beim Auskleiden, »ob ich meinen fünfzigsten Geburtstag noch erleben werde? Mein Vater wurde nicht einmal vierzig. Und manchmal denke ich, ich werde auf die gleiche Weise sterben wie er.«

Es kommt, wie Marchand vorausgesehen hat. Der Kaiser überläßt sich wieder tagelang dem Trübsinn. Er hütet das Zimmer, arbeitet nicht, will niemanden sprechen. Er setzt seine täglichen Körperübungen aus, die ihm der Doktor so dringend anempfohlen hat.

Der Bewegungsmangel zeitigt prompt die schon gewohnten Folgen: er schläft schlecht, und die Beine schwellen wieder an, so daß er kaum gehen kann. Als die Stiche in der rechten Seite hinzukommen, läßt er schließlich doch den Doktor rufen. Aber wie gewöhnlich ist er knurrig und bockig, von den Quecksilberpillen will er nichts wissen. Statt dessen große Tiraden.

»Zumindest kann ich mich damit trösten, Doktor, daß mein Tod eine ewige Schande für die englische Nation sein wird, die mich in dieses Klima verbannt hat.«

Marchand, der wie meistens dabei ist, wenn O'Meara seinen Patienten untersucht, wünschte, daß sich Seine Majestät etwas einsichtiger zeigte und es dem armen Doktor nicht so schwer machte. Aber es ist immer dasselbe, er wettet gegen Löwe, der an allem schuld sei und ja doch nicht glaube, daß er wirklich krank ist.

»Es ist mir egal, was er glaubt oder nicht glaubt. Ich habe nicht vor, dem Herrn mit meinem Krankheitsbild eine Freude zu machen und seine Rachegefühle zu stillen, indem er sich ausrechnen kann, wie lange ich noch zu leben habe. Sagen Sie ihm, ich wüßte genau, daß er die Absicht hat, mich jeder ärztlichen Hilfe zu berauben. Sagen Sie ihm auch, daß ich nicht genug am Leben hänge, um wesentlich zu ertragen, daß man aus meinem Arzt einen Spion zu machen versucht. Ich weiß, Barry, Sie sind eine gute Seele und wollen mein Bestes, aber ich sehe, daß es der Plan dieses Herrn ist, das Vertrauen, das ich zu Ihnen habe, zu schwächen und Sie die Rolle eines Kundschafters spielen zu lassen. Ich fürchte um Sie, Barry. Wenn Sie ihm den Gefallen nicht tun, wird er eines Tages kurzen Prozeß mit Ihnen machen und Sie von der Insel entfernen. Wie die Balcombes.«

O'Meara, der jeden Krankenbericht erst dem Kaiser vorlegt, ehe er ihn in Plantation House überreicht, ist in der Tat in keiner beneidenswerten Lage. Immer wenn er berichtet, daß es dem Kaiser schlecht gehe, verdächtigt ihn der Gouverneur der Schwarzmalerei, die nur ein Ziel verfolge, ihn, beziehungsweise die Regierung in London, zu bewegen, General Bonaparte auf eine andere Insel, etwa im Mittelmeer, zu verlegen. Aber er lasse sich von Gene-

ral Bonaparte nicht täuschen, und O'Meara möge bedenken, von wem er als Militärarzt sein Gehalt beziehe, schließlich sei er, Sir Hudson Löwe, immer noch sein Vorgesetzter.

Ein wenig kann Marchand den Gouverneur schon verstehen, daß er mißtrauisch ist; immerhin hat er den Kaiser seit fast anderthalb Jahren nicht aus der Nähe zu Gesicht bekommen. „Vielleicht würde ihn schon ein einziger Besuch beim Kaiser von dessen Gesundheitszustand überzeugen.

Aber O'Meara, der den Kaiser über jedes seiner Gespräche in Plantation House unterrichtet, versichert, daß er dem Gouverneur zu verstehen gegeben habe, daß er wie bisher nur seinem Gewissen als Arzt folgen werde, und solange er der Arzt General Bonapartes sei, werde er wahrheitsgemäß berichten, wie es um dessen Gesundheit stehe.

Der Beweis für die Aufrichtigkeit des Doktors läßt nicht lange auf sich warten. Der Gouverneur, erbost über den Ungehorsam seines Untergebenen, verbietet ihm, Longwood House fortan ohne Erlaubnis zu verlassen.

Der Kaiser reagiert darauf ebenso prompt und entschieden.

»Dieser Sbirre will Sie Ihrer Freiheit berauben. Aber ein solches Opfer kann ich nicht von Ihnen verlangen, Doktor. Wenn Sie nicht mehr frei sein können, sind Sie auch nicht mehr mein Arzt. Teilen Sie das Mister Löwe mit. Ich werde Sie nicht mehr empfangen und sage Ihnen daher adieu. Ich war mit Ihrer Pflege stets zufrieden. Der Großmarschall wird Ihnen schreiben. Sein Brief wird wie ein Eh-

rentitel für Sie sein, den Sie Ihren Landsleuten zeigen können, wenn mein Henker Sie nach England zurückkehren läßt.«

O'Meara ist todunglücklich, auch wenn er weiß, in welche Richtung die Attacke zielt.

Und tatsächlich, nach einigen Tagen gibt sich Sir Hudson Löwe geschlagen. Er zieht sein Verbot zurück. Empfiehlt aber zugleich, General Bonaparte möge einen anderen Arzt zulassen, zum Beispiel Doktor Baxter oder Doktor Verfing von der Artillerie.

»Von der Artillerie? Will der Herr vielleicht anfangen, sich beliebt zu machen?«

Der Kaiser nimmt den Vorschlag für einen schlechten Witz.

»Keine Bange, Doktor«, sagt er, »ich vertraue jeder Waffengattung, wenn sie tüchtig ist. Auch der Marine. Der beste Beweis ist, daß ich damals auf der >Bellerophon< auf Kapitän Maitland gehört habe, als er mir Sie wärmstens empfohlen hat. Und ich habe nie bereut, daß ich auf ihn gehört habe. Selbstverständlich bleiben Sie mein Arzt!«

Wieder scheint eine Schlacht gewonnen zu sein. Aber wie wird das nächste Gefecht ausgehen? Marchand kann nicht glauben, daß sich der Gouverneur schon völlig geschlagen gibt in dieser Sache.

Der Kaiser aber, inzwischen wieder ziemlich erholt, kehrt wie nach einer erfolgreichen Badekur an die Arbeit zurück. Er diktiert wieder. Stundenlang. Geradezu besessen, als spürte er, daß ihm nicht mehr viel Zeit bleibt.

Nach der Abreise General Gourgauds muß sich nun auch

der Großmarschall der Schreibarbeit unterziehen. Saint-Denis, der, weil er von allen die beste Handschrift hat, die endgültige Abschrift der Manuskripte anfertigt, hat, neben seinen anderen Pflichten, fast Tag und Nacht damit zu tun. Und dem Kaiser gefällt es, ihn dafür auf die ihm eigene Weise zu loben.

»Was ist, du Schurke, bist du mit dem Kapitel fertig, das ich dir gestern gegeben habe?«

»Aber Sire«, entschuldigt sich Saint-Denis stammelnd, »Eure Majestät haben mir das Manuskript doch erst spät-abends gegeben.«

»Weiß ich doch, Ali«, sagt er und kneift Saint-Denis freundschaftlich ins Ohr. »Also versuch heute fertig zu werden, ich habe noch mehr Arbeit für dich.«

Dieser unnachahmliche Humor ist das sicherste Zeichen, daß Seine Majestät wieder wohlauf ist. Marchand ist jedesmal von neuem verblüfft, wie schnell der Kaiser wieder bei Kräften ist. Diese launischen Schwankungen der Krankheit haben etwas geradezu Unheimliches.

Ebenso plötzlich folgt nach ein paar Wochen der nächste Rückfall. Und diesmal, in den ersten Junitagen, ist es besonders schlimm. Herzbeschwerden, Hautbrennen, Durstgefühl, Kopfschmerzen, Druck in der Magengegend, sogar Angstzustände und morgens heftige Schweißausbrüche, erhöhter Puls, bis zu achtundachtzig Schlägen, und zum ersten Mal Erbrechen. Am meisten aber beunruhigt O'Meara die Druckempfindlichkeit auf der rechten Seite unterhalb der Rippen.

Zum ersten Mal gelingt es ihm, seinen Patienten zu überreden, daß er Quecksilber einnimmt und ein Abführmittel

gegen die Verstopfung. Das Kalomel allerdings verursacht erneute Herzbeschwerden und eine fürchterliche Darmkolik, so daß O'Meara die Behandlung vorsichtshalber für ein paar Tage unterbricht.

Marchand kommt kaum zur Ruhe in diesen Tagen. Er und General Graf Montholon wechseln sich regelmäßig bei der Krankenwache am Bett Seiner Majestät ab. Für seine Tagebuchaufzeichnungen findet Marchand kaum noch Zeit. Selbst mitten in der Nacht, wenn es läutet, springt er aus dem Bett, kleidet sich notdürftig an und eilt aus seiner über dem Schlafzimmer des Kaisers gelegenen Dachkammer hinunter, um Seiner Majestät vorzulesen.

Schon am frühen Morgen ist wieder Graf Montholon zur Stelle. Bereit, dem Kaiser jeden Wunsch von den Lippen abzulesen. Marchand ist froh, daß er ein paar Stunden ruhen kann, bis gegen elf, wenn das Frühstück fällig ist; das meiste aber geht unberührt in die Küche zurück. Ein Wunder, daß der Kaiser nicht abmagert. Fast scheint es, als würde er sogar noch zunehmen.

Doktor O'Meara setzt seine unterbrochene Behandlung fort. Gibt erneut Quecksilberpillen und Kalomel, diesmal etwas sparsamer dosiert. Aber es treten dieselben Störungen auf wie beim ersten Mal.

Und da, mitten in dieser kritischen Phase, kommt aus Plantation House die Mitteilung über die Entscheidung von allerhöchster Stelle, wie es heißt. Seine Exzellenz, Kolonialminister Lord Bathurst, habe Gouverneur Sir Hudson Löwe angewiesen, den Arzt Doktor Barry O'Meara offiziell und unwiderruflich seines Postens auf Longwood House zu entheben.

Marchand befürchtet einen fürchterlichen Wutausbruch Seiner Majestät, als O'Meara ihm den Regierungsbeschluß aus London eröffnet. Doch der Kaiser ist sonderbar ruhig, gerade so, als fehlte ihm die Kraft, als fehlte ihm die Energie, sich noch zu empören.

»Ihre Minister«, sagt er nach einer Weile, »Ihre Minister, lieber Doktor, wagen viel. Als der Papst mein Gefangener war, hätte ich mir lieber die Hand abschlagen lassen, als den Befehl zu unterzeichnen, an seinen Arzt Hand anzulegen. – Aber ich sehe, ich habe schon zu lange gelebt...«

O'Meara steht ebenso betroffen am Bett des Kaisers wie Marchand. Welch eine erschütternde Hoffnungslosigkeit eines so großen Mannes. Was vermag da noch Trost zu spenden.

O'Meara erfüllt seine letzte berufliche Pflicht. Er schreibt einen langen Bericht über den Gesundheitszustand seines Patienten, in welchem er alle Symptome aufführt, die innerhalb der letzten zwölf Monate aufgetreten sind, besonders aber jene, die auf eine Erkrankung der Leber schließen lassen. Auch macht er – tapfer bis zum Schluß – noch einmal das Klima der Insel und die gezwungenermaßen eingeschränkte Lebensführung für die allgemeine Schwäche seines Patienten verantwortlich. Und empfiehlt abschließend unbedingt eine weitere ständige ärztliche Betreuung.

Nachdem dies getan ist, bleibt O'Meara nur noch, seine Sachen zu packen und einen letzten Besuch am Feldbett des Kaisers zu machen.

Wieder ein Abschied.

Wieder ein Zimmer, das fortan leersteht auf Longwood

House.

Für Marchand ist es nur eine weitere Bestätigung dafür, daß dies ein Unglücksjahr ist.

Die ersten Tage, in denen der Kaiser ohne Arzt ist. Marchand fühlt sich gar nicht wohl in seiner Haut. Was soll er tun, wenn sich der Zustand des Kaisers noch mehr verschlechtert? An wen soll er sich dann wenden? An General Graf Montholon? Er ist der einzige, der nun in Longwood House noch erreichbar ist. Aber der Graf gesteht ihm, daß er genauso hilflos und besorgt ist wie Marchand. »Wenn es doch nur gelänge«, meint er, »Seine Majestät davon zu überzeugen, daß ein neuer Arzt hermuß.«

Aber Seine Majestät will nichts davon wissen. Jeden Vorschlag, den der Großmarschall ihm vom Gouverneur überbringt, weist er kategorisch zurück. Nur zu genau meint er seinen Henker durchschaut zu haben. Ob nun Baxter oder Verling oder Stokoe, mit jedem neuen Arzt fürchtet er, sich einen Spion des Gouverneurs ins Haus zu holen, wenn nicht gar seinen Mörder. Marchand findet das Mißtrauen Seiner Majestät nach der Abberufung O'Mearas zwar verständlich, aber zugleich auch lebensgefährlich. Auch Graf Montholon drängt den Kaiser. Er möge es doch mit Doktor Stokoe versuchen, der sei immerhin mit O'Meara befreundet gewesen. Aber alles Zureden hilft nichts, der Kaiser bleibt dabei, lieber wolle er weiterhin leiden, als sich zu Tode foltern lassen.

Alle Ratschläge und Mittel O'Mearas wirft er kurzerhand über Bord. Genützt hätten sie sowieso nichts. Er habe seine eigene Therapie. Siedend heiße Bäder, zweimal pro

Tag. Vor allem gegen die stets kalten Füße. Wenn er in seinem Zimmer im Sessel sitzt, läßt er sich in warme Tücher wickeln, oder er steckt die Füße in einen Flanellsack. Wegen der immer noch gestörten Verdauung verordnet er sich Fasten oder *soupe a la reine*, aus Milch, Eigelb und Zucker. Und – welch ein Wunder, welch ein Sieg des Genies Seiner Majestät – schon nach wenigen Tagen tritt tatsächlich eine merkbliche Besserung ein. Die Verdauung beruhigt sich, die Schüttelfröste hören auf, die Kopfschmerzen und das Fieber gehen zurück, nur die Füße sind noch immer unverändert kalt. »Vielleicht«, wagt Marchand vorzuschlagen, »vielleicht würden Eurer Majestät etwas Bewegung an der frischen Luft guttun.« Doch zum Spaziergehen fühlt sich der Kaiser noch zu schwach. Außerdem denke er nicht daran, sich seinen Bewachern oder gar dem Herrn Gouverneur schon zu zeigen. Und mit allem Nachdruck verbietet er ihm sowie Graf Montholon und Großmarschall Bertrand, irgend jemandem von der Besserung seines Befindens Mitteilung zu machen.

Sir Hudson Löwe scheint inzwischen nun doch von dem Ernst der Erkrankung seines Gefangenen überzeugt zu sein. Der letzte Bericht O'Mearas ist wohl nicht ohne Wirkung geblieben. Immerhin erweitert er die Grenzen für die freien Spaziergänge General Bonapartes auf acht Meilen.

Der Kaiser lächelt nur darüber. »Welch eine Verhöhnung meines Leidens!« meint er. »Wo doch der Herr genau weiß, daß ich kaum gehen kann.«

Das Wunder der Genesung indessen hält weiterhin an. Ohne Medikamente. Ohne ärztlichen Rat. Er kann wieder

ohne Beschwerden kräftigere Speisen zu sich nehmen. Die Schmerzen auf der rechten Seite und die gelbe Gesichtsfarbe gehen zurück. Sogar die Schwellung der Beine wird allmählich schwächer.

Ende August beginnt er wieder zu arbeiten, abwechselnd mit General Graf Montholon und Großmarschall Bertrand. Mit ihm, Marchand, sichtet er die neu eingegangenen Bücher und ordnet sie in die Bibliothek ein. Er spricht sogar von neuen großen Plänen. »Die französische Sprache, Marchand, ist noch sehr unvollkommen. Für viele Dinge hat sie überhaupt keine Begriffe. Ich habe mich schon früher mit dem Gedanken getragen, eine neue französische Grammatik zu verfassen.« Marchand ist voller Bewunderung für den unternehmerischen Geist Seiner Majestät. Doch wie so oft ist von seinen Ideen nie wieder die Rede.

Im September nimmt der Kaiser wieder seine Spaziergänge auf. Es gefällt ihm sogar, ein wenig im Garten zu arbeiten. Da ist er schon früh am Morgen auf den Beinen, mit Vorliebe zu einer Stunde, da die anderen noch im Bett liegen.

Um Marchand zu wecken, schleudert er kleine Kieselsteine gegen dessen Mansardenfenster.

» >Mam'zelle< Marchand, es ist Tag! Steh auf, du Bummelant!«

Wenn Marchand zur Stelle ist, prasselt es Befehle.

»Nimm den Spaten da und mach mir ein Pflanzloch für diesen Baum!«

Marchand beginnt zu graben, der Kaiser schlendert ein wenig umher und inspiziert die Arbeiten des Vortages.

»Marchand, hol Wasser, gieß diesen Baum da an!«

Marchand kommt mit dem Wasser.

»Geh und hol mir mein Maßband!«

Marchand eilt ins Haus und holt das Maßband.

»Sag Archambault, er soll etwas Dünger bringen!«

Kaum ist er zurück, hat er einen neuen Einfall.

»Sag dem Chinesen, er soll ein paar Grasplatten ausstecken, hier sind einige schadhafte Stellen.«

So geht das ein, zwei Stunden lang. Er ist wieder wie eh und je, hält alle von morgens bis abends in Trab. Und ein jeder ist froh auf Longwood House, daß Seine Majestät wieder bei guter Laune ist.

In der Mittagszeit, wenn es draußen zu heiß ist, sitzt er in seinem Zimmer und liest. In den Zeitungen oder in historischen Büchern. Wenn er sie ausgelesen hat oder sie ihm mißfallen, wirft er sie im hohen Bogen zum Fenster hinaus. Marchand muß sie dann wieder auflesen und in die Bibliothek schaffen. Aber an derlei ist er längst gewöhnt. Sehr ordentlich war Seine Majestät noch nie, aber jetzt ist es noch schlimmer geworden. Irgendwie scheint ihm das Unordentlichsein Spaß zu machen. Auch in seiner Kleidung und in der Körperpflege wird er immer nachlässiger. Den ganzen Tag über läuft er, und nicht nur im Haus, auch draußen im Garten, in Morgenmantel und Pantoffeln herum. Mitunter verspürt er eine halbe Woche lang keine Lust, sich rasieren zu lassen.

Er läßt sich gehen. Selbst vor den Damen. Besucher sind schon seit Monaten nicht mehr nach Longwood House gekommen. Sein manchmal geradezu verwildertes Aussehen bereitet ihm sogar ein diebisches Vergnügen, wenn er damit die Kinder überraschen und in Furcht und Schrek-

ken versetzen kann. Seine Spiele mit ihnen sind ohnehin meistens ziemlich derbe Scherze. Auf den Umgang mit Kindern hat er sich noch nie recht verstanden. Gewöhnlich behandelt er sie wie kleine Soldaten. Was den größeren auch durchaus Spaß macht.

Marchand ist jedesmal froh, wenn Seine Majestät für ein paar Stunden zu den Bertrands hinübergeht. Da findet er etwas Zeit für sich selbst. Für sein Tagebuch. Für seine Malerei. Er nimmt seine Zeichen- und Malgeräte und begibt sich hinaus auf die Ebene, bis hin zu dem eindrucksvollen Steilufer. Für ein, zwei Stunden sitzt er dann und zeichnet. Das Meer, die Klippen, die Berge ringsum, die Hochebene, das Anwesen von Longwood. Abends, wenn er seine Blätter vorlegt, lobt ihn der Kaiser und nennt ihn scherzhaft seinen Hofmaler. Was in der Regel der Anstoß dafür ist, daß er sich erinnert und zu erzählen beginnt von den großen Malern, von Prudhon und Gros, von David und Gerard, die auf ihren herrlichen Gemälden jede Phase, jeden großen Tag seiner glanzvollen Laufbahn festgehalten haben. »Diese Bilder allein, Marchand, werden genügen, daß man mich niemals vergessen wird.«

Nur zu gern verliert er sich in den zahllosen Geschichten und Anekdoten um jene Maler, um die Entstehung jener imposanten Riesengemälde, und Marchand lauscht ihm jedesmal begierig und voll andächtiger Bewunderung. Wie gern hätte er einmal jenen Meistern nur eine Stunde lang bei ihrer Kunst zugesehen, aber er ist ja erst 1811, im Alter von gerade zwanzig Jahren, als *garçon d'appartement* in den Dienst des Kaisers getreten, und da waren die meisten der großen Bilder schon geschaffen.

Marchand weiß sehr wohl, daß sich sein eigenes künstlerisches Talent in bescheidenen Grenzen hält und seinen Zeichnungen niemals ein solcher Ruhm beschieden sein wird, daß sie einmal im Louvre hängen werden. Und doch, vielleicht werden sie einst als einzige von den letzten Jahren, den letzten Tagen des Kaisers der Nachwelt eine Vorstellung geben.

Für Marchand sind diese Jahre auf Sankt Helena, trotz aller Entbehrungen, ein unendliches Glück. Dem größten Mann, dem größten Geist der Epoche, vielleicht gar bis zu seinem letzten schweren Atemzug gedient zu haben, von diesem Mann geschätzt, ja beinahe wie ein Freund behandelt zu werden, von ihm »mein Sohn« und in scherzhafter, aber keineswegs ironischer Weise »Graf Marchand« genannt zu werden, was hätte ihm, dem Sohn einer Domestikin, im Leben Schöneres und Ehrenvolleres widerfahren können. Da sind die Opfer und Entsagungen vergleichsweise unbedeutend. Gewiß, er war ein wenig traurig gewesen an jenem Tag, als ihm der Kaiser untersagte, die kleine, reizende Miß Stone zu heiraten, die eine Zeitlang auf Longwood House Dienst tat. Marchand war der Verzicht nicht leichtgefallen, zumal er trotz seiner siebenundzwanzig Jahre mit Frauen noch wenig erlebt hat. Aber der Kaiser hat nun mal seine Gründe dafür, und Marchand zweifelt keinen Augenblick daran, daß jener sein Versprechen halten und ihm, zurückgekehrt nach Frankreich, die Heirat mit der Tochter des Generals Brayer vermitteln wird.

Die Zukunft aber liegt noch in nebelhafter Ferne. Und Marchand verschwendet nicht allzu viele Gedanken daran.

Wer weiß, was noch alles geschehen wird. Gerade jetzt, da der Kaiser nahezu wiederhergestellt ist, da er wieder singt und pfeift, wieder arbeitet und interessiert Anteil nimmt an allem, was die Zeitungen aus Europa melden, scheint es, als würde er auch wieder Mut fassen, was die Dauer seiner Verbannung betrifft. Möglicherweise hat sich Marchand doch geirrt, als er meinte, 1818 sei ein Unglücksjahr. Vielleicht ist es sogar ein Glücksjahr. Die Mächte der Heiligen Allianz rüsten sich zu einem offensichtlich bedeutsamen Kongreß in der alten deutschen Kaiserstadt Aachen.

Die Zeitungen, die gegen Ende des Jahres in Longwood House eintreffen, sind voll davon. Alles, was in der Politik Rang und Namen hat, findet sich ein. Der König von Preußen, als Gastgeber, empfängt den Zaren und den Kaiser von Österreich, der ja immer noch der Schwiegervater Seiner Majestät ist. Die Engländer entsenden Außenminister Castlereagh und den Herzog von Wellington. Auf den Kutschbock freilich schwingt sich wie schon in Wien Fürst Metternich und nimmt auch diesmal die Zügel der Verhandlungsführung in die Hand. Dieser geschickte Friedensmacher, wie ihn der Kaiser zähneknirschend nennt, der die Sehnsüchte der Völker nach Befreiung und Welterneuerung zunichte mache, der zurückschreiten möchte in die Zeit vor der Großen Französischen Revolution.

Marchand möchte dem Kaiser gern Hoffnung machen, aber jener verfolgt die Ereignisse in Aachen voller Skepsis. Zuviel Spektakel, meint er, zuviel Tanz, zuviel Amouren; obgleich diesmal alles sparsamer, glanzloser und rascher vonstatten geht als vor vier Jahren in Wien. Am

meisten aber beunruhigt ihn die Anwesenheit der bourbonischen Vertreter auf diesem Kongreß. Am Ende ist man gar darauf aus, Frankreich in die Heilige Allianz aufzunehmen. Aber das würde das französische Volk, das sich zwei Jahrzehnte lang so heroisch gegen alle seine Feinde gewehrt hat, sicherlich nicht hinnehmen. Das würde Revolution bedeuten, und das wird auch Herr Metternich wissen.

Doch da, gerade in diesen Tagen, erleidet der Kaiser, nach so vielen Monaten zunehmender Gesundheit, plötzlich einen erneuten Rückfall. Wieder sind es die Beine, die Gelenke, die beängstigend stark anschwellen, daß er sich kaum ankleiden kann. Wieder ist er ans Zimmer gefesselt. Wieder verordnet er sich heiße Bäder. Wieder sind Marchand und General Graf Montholon Tag und Nacht um ihn besorgt. Und von neuem bedrängt ihn der General, er möge doch einen Arzt zu Rate ziehen. Aber störrisch wie bisher sträubt sich der Kaiser, einen Handlanger seines Henkers an sein Bett zu lassen.

Marchand erscheint das alles wie ein erneutes unheilvolles Omen. Das Jahr 1819 beginnt ebenso traurig wie das vorige.

Als dann die Zeitungen die Beschlüsse von Aachen melden, ist das Unglück vollkommen. Die Hoffnungslosigkeit des Kaisers fällt auf einen bisher nicht gekannten Tiefpunkt. Aus Frankreich, heißt es, werden die Besatzungstruppen abgezogen. Die vor drei Jahren auferlegte Kriegsentschädigung in Höhe von 700 Millionen Francs wird auf 265 Millionen herabgesetzt. »Welch ein Segen für das Regime der Bourbonen!« meint der Kaiser, bitter kom-

mentierend, »Nun können sie wieder hoffen. Sie werden die Wirtschaft in Schwung bringen und das Volk der Franzosen mit neuem Wohlstand blenden.«

Der entmutigendste Beschluß aber betrifft ihn, den Verbannten auf Sankt Helena. Einstimmig haben die alliierten Fürsten Europas bekräftigt, daß er, die »in einem Mann verkörperte Revolution«, für den Rest seines Lebens auf dem fernen Fels inmitten des Atlantik zu verbleiben hat.

Für den Rest seines Lebens.

Das kommt einem Todesurteil gleich. Da gibt es keine Hoffnung mehr.

Und Marchand, er wünschte, es wäre anders, aber sein Vorgefühl hat nicht getrogen, es war ein Unglücksjahr.

2

Für Montholon liest sich alles ganz anders.

Mit den Bourbonen geht es aufwärts. Die unruhigen Zeiten sind für immer vorbei. Es zeigt sich, daß er im rechten Augenblick auf das richtige Pferd gesetzt hat. Nach getaner Arbeit wird er nach Frankreich zurückkehren können. Jener grauhaarige Mann im Pavillon Marsan im Louvre, der allgemein nur der »Monsieur« genannt wird, hat ihm zugesichert, daß ihm kein Haar gekrümmt werden wird. Ja mehr noch, er wird ein sorgenfreies Leben führen können, in der ersten Zeit wahrscheinlich zurückgezogen auf einem entlegenen Landsitz, später dann aber wieder in Paris, möglicherweise sogar am Hofe. Mit seinem unruhigen und bisher recht glücklosen Leben wird es für immer ein Ende

haben. Endlich wird er sein können, was er im Grunde seines Herzens immer war, ein Mann der Aristokratie, der Träger eines alten Namens, mit Ansehen und Vermögen. Und er wird nicht mehr angewiesen sein auf die Protektionen seines Stiefvaters, des Monsieur Huguet de Montaran de Semonville. Der unschätzbare Dienst, den er dem Hause Bourbon geleistet haben wird, vor allem aber dem »Monsieur«, der nach dem Ableben seines Bruders, Ludwigs XVIII, möglicherweise selber den Thron besteigt, wird ihm und seinen Kindern Ehren und Würden eintragen. Und um den Triumph vollkommen zu machen, wird er noch über jene zusätzlichen Mittel verfügen, die ihm mit Sicherheit aus dem Testament des Kaisers zufließen werden, einem Testament, in welchem er, als der Treueste der Treuen auf Longwood House, vielleicht gar der Haupterbe sein wird.

Das alles freilich hängt davon ab, daß er mit seinen »Experimenten« möglichst bald zum Ziel gelangt. Da lesen sich die Neuigkeiten aus Aachen für ihn geradezu wie eine Mahnung. Denn je mehr Zeit verstreicht, in der der Kaiser die Welt nicht mehr bedroht, desto geringer könnte das Interesse des »Monsieur« sein, jene Nachricht, auf die er seit nahezu zwanzig Jahren wartet, endlich schwarz auf weiß in Händen zu halten.

Aber wie soll er so rasch zum Ziel gelangen?

Die ahnungslosen Engländer haben ihm ein Hindernis in den Weg gelegt, mit dem er nicht gerechnet hat.

Dabei hatte sich alles schon so gut angelassen. Er hatte Las Cases' Abreise betrieben, ohne daß es jemandem aufgefallen war. Er hatte den schwelenden Konflikt zwischen

Gourgaud und dem Kaiser so lange geschürt, bis Gourgaud die Segel strich. Er hatte Cipriani, das spionierende, über alles wachende Auge des Kaisers, aus dem Weg geräumt, ohne daß jemandem ein Verdacht gekommen war. Danach hatte er geradezu ungestört seine »Experimente« in immer kürzeren Abständen wiederholen können, und O'Meara, wie vorausberechnet, hatte auf Leber- und Darmerkrankung befunden. Es war ihm sogar gelungen, die Abneigung des Kaisers gegen jedwede Medikamente zu brechen, so daß er bereits Quecksilber und Kalomel eingenommen hatte, was die »Darm«beschwerden nur noch verschlimmerte. Doch dann kam aus London O'Mearas Abberufung. Der Kaiser war nun ohne Arzt. Und er, Montholon, mußte seine »Experimente« einstellen, denn ohne Arzt geht es nicht. Nach dem Muster der klassischen Methode, die auf jahrhundertelange Erfahrungen gegründet ist, muß in der letzten Phase ein anderes Gift gegeben werden, das die Spuren des Arsens bei der zu erwartenden Obduktion verwischt, ein Gift, das als Heilmittel gilt, also Brechsalz oder Quecksilber, was, wie O'Mearas Behandlung bewies, zum Glück noch immer eine Art Universalheilmittel ist. Verabreichen aber kann es nur der behandelnde Arzt, und so bleibt Montholon nichts anderes übrig, als abzuwarten und immer wieder zu drängen, Seine Majestät möge doch einem neuen Arzt sein Vertrauen schenken. Aber bisher, als lenkte ihn noch immer sein vielgerühmter Schutzengel, hat der Kaiser alle Vorschläge, die ihm Bertrand vom Gouverneur überbrachte, zurückgewiesen.

Da muß nun Montholon ein wenig nachhelfen.

Und so erleidet Seine Majestät in der Nacht zum 17. Januar plötzlich einen schweren Anfall, bei dem er mehrmals für kurze Zeit bewußtlos wird. Ganz Longwood House wird in Angst und Panik versetzt. Im Morgengrauen reitet Bertrand zum Gouverneur. Und im Laufe des Vormittags erscheint Doktor John Stokoe. Er war mit O'Meara befreundet und ist ein erfahrener Mann, der schon mit neunzehn Jahren Arzthelfer war und mit fünf- undzwanzig Marinechirurg wurde, der die Bombardierung Kopenhagens miterlebte und die Schlacht bei Trafalgar, ein Mann also, der Pulver gerochen hat. Das überzeugt den Kaiser.

»Also herein mit ihm!« sagt er, immer noch schwach und elend auf dem Sofa liegend, auch wenn er inzwischen etwas zur Ruhe gekommen ist.

Stokoes Untersuchung dauert über eine Stunde.

Montholon und Bertrand gehen währenddessen im Vestibül auf und ab.

Es ist ein sonderbar prickelndes Gefühl für Montholon. Er stellt sich vor, was geschähe, wenn Bertrand ahnte, welches Spiel hier gespielt wird. Vermutlich würde ihn der Großmarschall auf der Stelle erledigen. Aber der gutmütige Bertrand ist nicht der Mann, der auf einen so ungeheuerlichen Verdacht käme. Er denkt ganz wie der Kaiser und gibt alle Schuld der Verbannung, dem Klima und Hudson Löwe.

Als Stokoe schließlich herauskommt, lautet seine Diagnose nicht anders als die seines Vorgängers vor einem dreiviertel Jahr. Lebererkrankung, Hepatitis. Die Symptome seien eindeutig, das Fieber, die gelbliche Hautfarbe,

die Schmerzen auf der rechten Seite. Leider verweigere der Patient jegliche Behandlung. Trotzdem werde er morgen wiederkommen.

Daß der Kaiser dem Doktor sofort Vertrauen schenkt, damit hat Montholon kaum gerechnet. Aber wenn sich die Anfälle wiederholen werden, wird er vielleicht nachgeben und einer Behandlung zustimmen.

Doch wiederum kommt es anders, als sich Montholon erhofft hat.

Stokoes Visiten währen nur sechs Tage lang. Seine Bulletins erregen Löwes Mißfallen. Lebererkrankung, da ist also die Verbannung, die Insel, da ist England schuld. Auch Admiral Pamplin ist gegen Stokoe. Und nach mehreren scharfen Verhören im Stadtschloß von Jamestown, in denen der Doktor sich offensichtlich nicht belehren läßt, wird er kurzerhand eingeschifft und nach England zurückgeschickt.

Wieder ist der Kaiser ohne Arzt.

Montholon möchte aus der Haut fahren. Diese vernagelten, überängstlichen Engländer, wenn sie wüßten, daß sie das Problem Napoleon längst vom Halse hätten, wenn sie nicht so auf ihr nationales Renommee bedacht wären.

Wiederum vergehen Wochen und Monate, in denen Montholon nichts tun kann. Und zwangsläufig geht es dem Kaiser besser. Er beginnt wieder zu arbeiten, er nimmt erneut seine Spaziergänge auf. Er gönnt sich sogar, nach längerer Zeit, wieder gewisse nächtliche Vergnügungen.

Da klopft es zwei Uhr morgens an Albines Schlafzimmertür. Saint-Denis oder Marchand überbringen den

Wunsch Seiner Majestät nach etwas »Gesellschaft«. Und Albine, nur den Morgenmantel überwerfend, eilt ans Feldbett von Austerlitz.

Mehr als dreieinhalb Jahre erträgt Montholon nun schon diese Demütigungen. Und jedesmal muß er sich von neuem sagen, daß er es ja so gewollt hat; Albine als Trumpfkarte in seinem Spiel, und es hat ja auch bestens funktioniert. Seit sie aufgehört hat, ihm mit ihren Anspielungen die Hölle heiß zu machen, hält er es doch für günstiger, daß sie bleibt, bis er seine Aufgabe erledigt hat.

Neuerdings aber zeigt sie keine rechte Lust mehr. Die Krankheit des Kaisers, sagt sie, habe ihr den Appetit verdorben. Sie redet inzwischen ganz ungeniert darüber, als brauchte sie auf seine Gefühle keine Rücksicht mehr zu nehmen. »Es ist nichts mehr mit ihm los«, sagt sie. »Er wird immer fetter, immer wabbeliger. Einfach widerlich. Dabei hält er sich für wer weiß wie unwiderstehlich...«

Die Wahrheit aber liegt ganz woanders. Und Montholon erfährt sie auf die verwirrendste Weise.

Während eines morgendlichen Spaziergangs im Garten sagt der Kaiser, auf seine unvermittelte Art, plötzlich zu ihm:

»Sie wollen mich also auch verlassen, General?«

Montholon ist wie vor den Kopf gestoßen.

»Aber, Sire!« ruft er aus. »Wie kommen Sie auf einen solchen Gedanken?«

»Versuchen Sie nicht, es zu leugnen. Ich bin im Bilde!« Aber dann lächelt er auf einmal. »Oder sollte es sein, daß Ihre Gattin Sie nicht mitnehmen will?«

»Meine Gattin?«

»Sie will weg von hier. Sie hat es mir heute nacht gestanden. Sie hält es nicht mehr aus, sagt sie. Angeblich ist ihre Gesundheit angegriffen. Wußten Sie das nicht?«

»Nein, Sire.«

»Das dachte ich mir.«

Montholon ist völlig durcheinander. Was fällt dem Frauenzimmer bloß ein! Wenn der Kaiser nun von ihm verlangt, daß er seine Gattin begleitet? Dann ist alles aus.

»Ich bin konsterniert, Majestät. Ich werde es meiner Gattin natürlich ausreden.«

»Ich vermute, das wird Ihnen schwerfallen. Denn der wahre Grund ist natürlich ein anderer. Aber trösten Sie sich, mein Lieber, sie ist nicht nur Ihnen, sie ist auch mir untreu geworden. Und wir müssen versuchen, es mit Fassung zu tragen.«

Montholon steht wie angewurzelt, und er weiß nicht, was ihn mehr trifft, die Ironie des Kaisers oder Albines...

»Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen, Sire.«

»Aber, General, sind Sie wirklich so blind? Ganz Longwood redet ja bereits davon.«

Jackson, schießt es Montholon durch den Kopf, Major Basil Jackson! Dieser Adonis in Uniform, der Kapitän Blakeney seit Monaten auffallend häufige Besuche abstattet, daß alle auf Longwood House in ihm schon einen Spion des Gouverneurs gesehen haben.

»Ich bringe ihn um!« stößt Montholon wild entschlossen hervor.

Aber der Kaiser lacht amüsiert.

»Ist Ihnen endlich ein Licht aufgegangen?«

Montholon versucht, sein Temperament zu zügeln.

»Ich bitte Eure Majestät, mir zu erlauben, daß ich Major Jackson fordere.«

»Aber mein lieber Montholon, was soll das? Da hätten Sie mich ja schon lange umbringen müssen.«

Das verschlägt Montholon die Sprache. Dieser unnachahmliche Humor Seiner Majestät. Zum ersten Mal verspürt er so etwas wie Haß gegen diesen Mann. Eurer Majestät, möchte er am liebsten sagen, werde der Humor bald vergehen. Aber er beißt sich auf die Zunge. Hier geht es nicht um Eifersucht, hier stehen höhere Interessen auf dem Spiel. Und wer weiß, vielleicht ist die ganze Geschichte nur eine Erfindung, mit der der Kaiser ihn ein bißchen unterhalten will. Denn welchen Sinn, fragt er sich, ergibt es eigentlich, daß Albine Sankt Helena verlassen will, wenn sie doch hier einen Liebhaber gefunden hat? Oder sollte dieser Jackson unerwartet Order erhalten haben, nach Europa zurückzukehren, und Albine will mit ihm reisen?

»Nun beruhigen Sie sich schon, Montholon. Seien Sie tapfer und lernen Sie zu verzeihen! Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir. Ich bin genauso betroffen wie Sie, und trotzdem werde ich Ihre Gattin für ihre kleinen Dienste großzügig entlohnen. Ich dachte an hunderttausend Francs. Oder zweihunderttausend? Was meinen Sie, General?«

Montholon ist tödlich beleidigt. So hat der Kaiser noch nie mit ihm gesprochen. Das ist ja die Sprache eines Sklavenhändlers. Und dieser Mann wollte die Welt erneuern!

»Es ist mir gleich, Sire!« erwidert er trotzig.

»Sie sind noch immer verstimmt, General?«

»Keineswegs, Sire.«

»Das freut mich. Und welche Summe wünschen Sie für sich selbst?«

Sofort ist Montholon wieder in höchster Besorgnis und schiebt alle Gefühle beiseite.

»Ich verstehe nicht, Sire. Sie wollen mich davonjagen?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich stelle es Ihnen nur frei, Ihre Gattin zu begleiten.«

»Niemals, Sire! Ich meine, wenn Albine wirklich diese Absicht haben sollte, so wird es für mich natürlich ein schwerer Schlag sein, aber meine Treue zu Ihnen, Sire, gilt mir mehr.«

Der Kaiser lächelt zufrieden.

»Ich wußte, daß Sie mich nicht enttäuschen werden, lieber Montholon. Also zweihunderttausend für Ihre Gattin?«

»Einverstanden, Sire.«

»Ich werde für sie noch ein paar kleine Andenken heraussuchen. Vielleicht die kleine goldene Tabakdose mit meinem Bildnis darauf, damit sie mich nicht vergißt...«

Montholon erträgt es nun nicht mehr länger. Er bittet, sich entfernen zu dürfen.

Und mit einem scheinbar tröstenden Lächeln entläßt ihn der Kaiser.

Es war ein bißchen viel, was Montholon in diesen Minuten hat durchmachen müssen. Wie ein Harlekin kommt er sich vor, den man ausgelacht und zugleich angefeuert hat, weiterhin den stolzen Helden zu spielen.

Aber eigentlich kann es ihn nicht überraschen, daß Albine ihm Hörner aufgesetzt hat. Ihre ersten zwei Ehemänner hat sie ja auch betrogen, und den zweiten, Monsieur Roger, immerhin mit ihm, Montholon, damals vor neun Jah-

ren, als es zu einem ziemlichen Skandal kam, weswegen er auch sein Amt als ministre plenipotentiaire verlor. Soll es ihm nun genauso wie seinen zwei Vorgängern ergehen? Montholon hätte Lust, Albine einen Strich durch die Rechnung zu machen und mit ihr gemeinsam abzureisen. Wenn der Kaiser ihr zweihunderttausend zu zahlen bereit ist, dann würde er ihn sicher mit mindestens der gleichen Summe bedenken. Und mit ein paar Hunderttausend ließe es sich schon eine Weile leben. Aber wo? Das ist die Frage. Ohne seinen Auftrag zu Ende geführt zu haben, kann er sich in Frankreich unmöglich blicken lassen; da hört auch der Einfluß seines Stiefvaters auf. Und ein Leben als Emigrant, wie Las Cases es führt, heute hier, morgen dort, oder wie Gourgaud, der in London sogar verhaftet und anschließend nach Deutschland abgeschoben wurde, dafür ist er nicht geschaffen. Und für immer abgestempelt sein als Bonapartist, der überall auf Ablehnung und Mißtrauen stößt, obwohl er den Kaiser schon beinahe umgebracht hat, es wäre einfach zu lächerlich. Montholon muß sich eingestehen, daß er überhaupt keine Wahl hat, so wie die Verhältnisse in Europa jetzt liegen und wie er sich nun einmal vor vier Jahren entschieden hat. Er muß Albine ziehen lassen und seine Mission hier zu Ende bringen. Und vielleicht, vielleicht ist die Sache mit Jackson nur ein bedeutungsloser Flirt, vom Kaiser absichtlich aufgebaut, damit er sich im Zorn um so leichter von Albine trennt. Aber so recht mag er nicht daran glauben; dafür kennt er Albine zu genau.

Montholon nimmt sich vor, völlig ruhig zu bleiben. Als er zu ihr ins Zimmer tritt, ist er entschlossen, den Namen

Jackson mit keiner Silbe zu erwähnen. Geradezu behutsam, als wäre nicht sie, sondern er der Sünder, beginnt er, das Thema zur Sprache zu bringen.

Albine jedoch zeigt sich in keiner Weise überrascht oder gar schuldbewußt. Fast wie nebenbei, während sie Toilette macht, bestätigt sie ihm, was er vom Kaiser über ihren Entschluß, die Insel zu verlassen, gehört hat. Und zu seinem Erstaunen erfährt Montholon, daß sogar der Tag der Abreise bereits feststeht. »Am ersten Juli«, erklärt sie, »da geht die >Bristol< ab. Der Kapitän war sehr entgegenkommend. Ich werde eine Kabine für mich und eine für Josephine und die Kinder haben.« Vollendete Tatsachen, denkt Montholon. Daß er vielleicht mit ihr reisen könnte, auf den Gedanken scheint sie überhaupt nicht gekommen zu sein. »Und was sagt der Gouverneur?« fragt er. »Kannst du dir das nicht denken? Er ist natürlich froh, daß er sich um fünf Personen weniger wird sorgen müssen.« – »Ja, das hätte ich mir denken können. Wann hast du eigentlich mit ihm gesprochen?« – »Überhaupt nicht. Major Jackson war so freundlich, das für mich zu erledigen.«

Montholon bleibt die Luft weg. Nun ist er doch gefallen, der verhaßte Name.

»Wird der Herr Major vielleicht auch auf der >Bristol< reisen?« Albine sieht ihn amüsiert an. »Aber cheri, der Major kann doch nicht reisen, wie er lustig ist. Nächsten Monat allerdings«, fügt sie lächelnd hinzu, »ist sein Dienst hier zu Ende.« Montholon verschrägt es die Sprache. Kalt-schnäuziger geht es wirklich nicht. Am liebsten möchte er sie ohrfeigen. Aber er ballt nur die Fäuste. Und verläßt türensclagend das Zimmer.

Die wenigen Tage bis zu Albines Abreise sind für Montholon eine einzige Qual. Jeder auf Longwood House, bis zum letzten Bediensteten, weiß längst über alles Bescheid. Madame de Montholon und der Major. In allen Gesichtern liest er Mitleid oder gar heimliche Schadenfreude. Vor allem Fanny Bertrand scheint zu triumphieren, von nun an ist sie die Grande dame auf Longwood House. Ausgerechnet sie, die vom ersten Tage an von kaum etwas anderem geredet hat, als so bald wie möglich wieder abzureisen, sie ist auf einmal die Heldin, die dem Kaiser die Treue hält. Und der Großmarschall rechnet sich wahrscheinlich schon die fürstliche Summe aus, mit der der Kaiser ihn und seine Gattin im Testament bedenken wird. Montholon gäbe was drum, wenn es ihm gelänge, auch Bertrand noch aus der Nähe des Kaisers zu vertreiben. Aber das wäre wohl etwas zuviel des Guten.

Also versucht er, den Schein zu wahren. Was bleibt ihm anderes übrig. Im Gespräch mit Bertrand, gewissermaßen von Mann zu Mann, schüttet er geradezu sein Herz aus; natürlich falle ihm die Trennung unsagbar schwer, aber die Frauen, nicht wahr, seien nun mal das schwächere Geschlecht, und letztlich habe er Albine doch zuredet, denn als Ehemann fühle er sich natürlich verantwortlich für ihre Gesundheit. Zum Glück ist Bertrand so taktvoll, ihm die Erklärung abzunehmen und Major Jackson mit keinem Wort zu erwähnen.

Der Major aber, mit der Unverfrorenheit des leidenschaftlichen Liebhabers, besitzt die Stirn, auch jetzt noch in Longwood House aufzukreuzen. Jedesmal um die Mittagsstunde herum, wenn er, Montholon, beim Kaiser zum

Diktat im topographischen Kabinett ist. Er sieht ihn jedesmal erst, als er wieder wegrettet.

Albine erwähnt die Besuche des Majors mit keiner Silbe. Und Montholon fragt auch nicht danach. Sie wechseln ohnehin nur noch die notwendigsten Worte miteinander. Sie zählen beide die Tage und Stunden, bis sie voneinander befreit sind.

Der Abschied aber wird dann noch mal zur Hölle für Montholon.

Es ist ein strahlend blauer Himmel an diesem 1. Juli. Schon am Morgen haben Saint-Denis und Noverraz unter Josephines Anleitung die Koffer und Körbe zum Hafen hinuntergeschafft, wo sie, ebenfalls unter Josephines Aufsicht, gleich an Bord der »Bristol« gebracht wurden.

Nach einer für Montholon ziemlich peinlichen Abschiedsszene im Kabinett des Kaisers besteigt Albine am Mittag mit den Kindern den Wagen, in ihrem ledernen Reisekofferchen zweihunderttausend Francs in bar und die goldene Tabakdose mit dem Bildnis des Kaisers. Montholon zögert einen Moment, aber er gibt sich einen Ruck und steigt ebenfalls ein, wenn auch mit unzweideutig grimmiger Miene.

Archambault läßt die Peitsche knallen, und die Kutsche rollt über den knirschenden Kiesweg hinaus auf die Ebene.

Tristan und Napoleone winken voller Übermut den am Tor stehenden Wachposten zu, was ihnen die kleine Schwester, gerade erst anderthalb Jahre alt, begeistert nachmacht, ohne freilich zu wissen, wozu und weshalb.

Montholon muß nun doch lächeln. Dieses drollige Hallo und Juchhe! Wie sie sich freuen, denkt er, auf das große

Schiff und das Meer. Aber dann wird ihm sonderbar wehmütig ums Herz. Wieviel Zeit, fragt er sich, wird wohl vergehen, ehe er die drei wiedersieht? Ein Jahr oder zwei oder gar drei Jahre? Und er muß sich eingestehen, daß er, trotz des gewissen Zweifels, sehr an ihnen hängt, an allen dreien. Sie werden ihm fehlen. Er wird sich künftig ziemlich einsam fühlen. Er wird jeden Tag an sie denken und sich dennoch nicht vorstellen können, was sie gerade anstellen, irgendwo in Europa, in London oder Brüssel oder Frankfurt, an einem Ort, wo er selber noch niemals war.

Und Albine? Mit wem wird sie es treiben in der Zeit? Oder denkt er vielleicht doch zu schlecht von ihr? – Er sieht sie an, und sie lächelt, etwas rätselhaft. Woran denkt sie? An Major Jackson?

Als es hinuntergeht ins Tal, vorbei an der Teufelspunschbowle, sagt sie auf einmal:

»Dem Kaiser geht es wieder erstaunlich gut. Viel besser als vor einem Jahr, als Doktor O'Meara Longwood House verließ. Eigentlich ist es merkwürdig. Findest du nicht auch?«

Montholon durchfährt ein leiser Schreck. Warum kommt sie gerade jetzt auf O'Meara, mit dessen Abreise die Ausführung seiner »Experimente« jäh ins Stocken geriet?

»Wieso denn merkwürdig?« sagt er. »Es hat sich lediglich bestätigt, was der Kaiser schon immer von den Ärzten behauptete, daß ihre Künste alles nur verschlimmert.«

Albine aber lächelt.

»Ich verstehe. Das ist wohl auch der Grund, weshalb du dem Kaiser so eindringlich zureddest, einen neuen Arzt zu akzeptieren?«

Montholon spürt, wie ihm das Blut in den Kopf schießt. Sie weiß also doch Bescheid. Dieses verdammte Buch über die Marquise de Brinvilliers.

»Dein Humor ist einfach widerwärtig. Du solltest ja wohl wissen, daß ich eine etwas andere Meinung von den Ärzten habe.«

»Ja, natürlich. Wie konnte ich das vergessen. Für dich ist ja ein Arzt – wie soll ich es ausdrücken? – eine Art Helfer, ich meine natürlich: ein Helfer der Menschheit, der die Welt von ihren Leiden und Schmerzen erlöst.«

Montholon ist ihrer Ironie einfach nicht gewachsen. Um ihr nicht noch weitere Stichworte zu liefern, verlegt er sich aufs Schweigen. Archambault auf seinem Kutschbock könnte noch lange Ohren bekommen und sich etwas zusammenreimen.

Albine aber gibt sich so schnell nicht zufrieden. Nachdem sie Hutsgate passiert und den breiten, befestigten Fahrweg gegenüber von The Briars erreicht haben, sagt sie:

»Hier ist es wirklich viel schöner. Um wieviel angenehmer war es doch für den Kaiser dort unten, bei den Balcombes. Er wohnte zwar beengt, aber dort war er wenigstens geschützt – vor den rauen Winden. Jedenfalls klagte er damals noch über keinerlei Beschwerden.«

Montholon sitzt wie auf Stecknadeln. Wenn sie doch bloß den Mund hielte, denkt er. Zum Glück ist Archambault jetzt vollauf beschäftigt mit dem Zügeln der Pferde auf dem abschüssigen Weg. Inzwischen aber ist Tristan aufmerksam geworden und sperrt die Ohren auf, auch wenn er so tut, als interessierte ihn nur die Landschaft.

Albine jedoch läßt nicht locker.

»Es ist doch seltsam«, sagt sie, »daß wir nicht alle leidend geworden sind, dort oben auf Longwood House.«

»Die Menschen sind eben verschieden.«

»Das ist wahr. Bei manch einem glaubt man gar nicht, wozu er fähig ist.«

»Im übrigen ist auch der junge Las Cases dort oben krank geworden. Und du bist ja angeblich auch leidend.«

»Vergiß nicht Cipriani. Der ist sogar gestorben.«

»Nicht wahr? Deshalb bin ich ja so froh, daß du abreist, chérie.«

»Wie besorgt du bist. Und ich dachte schon, du würdest mir böse sein.«

»Warum sollte ich?«

»Das stimmt. Wo ich doch meine Rolle so hervorragend gespielt habe. Oder warst du nicht mit mir zufrieden?«

Warum, fragt sich Montholon, warum mußte er zu ihr in den Wagen steigen? Warum hat er sich nicht oben vor dem Haus von ihr verabschiedet? Dann hätte sie jetzt nicht dieses teuflische Vergnügen, von dem er nicht weiß, worauf es hinauslaufen soll. – Er sucht sein Heil bei den Kindern, indem er ihnen irgend etwas zu erzählen beginnt, von den Bergen, von der Festung dort oben, wieviel Kanonen es da gibt, daß von dort aus immer die Böllerschüsse abgefeuert werden, die sie jeden Morgen und jeden Abend gehört haben... Aber so richtig interessiert sie das nicht. Und Albine lächelt amüsiert.

»Was du dir doch für Mühe gibst, cheri. Man könnte beinahe Mitleid mit dir bekommen.«

Montholon reagiert nicht darauf. Er igelt sich ein. Die

Stadt ist schon ganz nahe, und irgendwie muß er die letzten Minuten bis zum Hafen noch durchstehen, auch wenn sich Tristan über die Eltern wundert und Stielaugen macht.

Albine jedoch gibt keine Ruhe.

»Hast du mir gar nichts anzuvertrauen?« sagt sie. »Jetzt wäre noch Zeit dazu. Irgendein Brief vielleicht oder eine Nachricht? Unten am Hafen wird es zu spät sein. Dort wartet sicher schon der Gouverneur auf uns.«

Montholon weiß genau, was für eine Art Nachricht sie meint; aber er stellt sich, als hätte er sie anders verstanden.

»Du meinst einen Brief oder ein Schreiben für irgendeine Zeitung? Ich glaube, das hätte nicht mehr viel Zweck. Du hast doch gesehen, was es genützt hat, daß Las Cases und Gourgaud über die hiesigen Zustände in der Presse berichtet haben.«

»Ach, Montholon, was du doch für ein Gauner bist. Du weißt genau, daß ich nicht an die Presse gedacht habe. Könnte es nicht vielleicht sein, daß ich irgendwann von einer bestimmten Seite Besuch bekomme, wenn bekannt wird, daß die Gattin des Grafen de Montholon nach Europa zurückgekehrt ist?«

Auf einmal flüstert Albine, und Montholon muß unwillkürlich lächeln. Es ist wohl doch so, wie er immer wieder vermutet hat, Albine möchte zu gern Komplizin sein, und all ihre Grausamkeiten resultieren nur aus der Wut, daß er sie nicht mitspielen läßt. Möglicherweise hätte sie sogar eine absolut verlässliche Verschwörerin abgegeben, immerhin hat sie die ganze Zeit über alles für sich behalten, was sie vermutet oder erraten hat; aber er hat dem »Monsieur« sein Ehrenwort gegeben, als jener ihm einschärfte:

»Zu keinem ein Wort, Graf! Trauen Sie niemandem! Sie werden nur mir persönlich Bericht erstatten! Wenn Sie jemand aufsucht und sagt, er käme von mir, so können Sie sicher sein, daß er lügt.« – Montholon sieht keinen Grund, in diesen letzten Minuten noch sein Wort zu brechen. Es könnte ihn später den Kopf kosten, wenn Albine bei ihrer Rückkehr nach Europa irgendeinem Spion auf den Leim ginge.

Albine schmolzt nun, sie sagt kein Wort mehr.

Fast tut sie ihm ein wenig leid. Aber das befriedigende Gefühl, in ihrem nahezu vier Jahre währenden Zweikampf der Sieger geblieben zu sein, überwiegt schließlich.

Inzwischen haben sie Jamestown erreicht. Archambault läßt nun die Zügel locker. Die wenigen Leute auf der Straße gehen zur Seite, aber ein besonderes Interesse an dem Wagen, der da zum Hafen rollt, zeigt kaum einer. Es geht an der Kirche vorbei. Vorbei an dem Laden des Juden Salomon, den Albine mitunter regelrecht geplündert hat. Vorbei an der Herberge, in der sie die ersten Monate logierten. Vorbei noch an der Hafenspelunke »Zur Alten Brigg«, und dann sind sie angelangt.

Das kleine Verabschiedungskomitee wartet bereits, wie es Albine vorausgesagt hat. Sir Hudson Löwe, Admiral Pamplin, Generaladjutant Sir Thomas Reade. Von Major Jackson ist zum Glück nichts zu sehen.

Es werden herzliche Worte gewechselt. Auf eine Visitation des Handgepäcks wird großmütig verzichtet. Albine bittet, einen letzten Gruß zu bestellen an Lady Löwe und die Töchter. Der Gouverneur bedankt sich und wünscht eine gute Reise. »Good luck!« brummt der Admiral. »Bon

voyage!« sagt Sir Thomas Reade und läßt sich gar zu einem Handkuß hinreißen.

Nun ist also der Moment gekommen.

Unten an der Anlegemauer wartet schon die Schaluppe.

Montholon nimmt jedes der Mädchen auf den Arm, drückt es und küßt es. Tristan erklärt er, ganz väterlich vertrauensvoll, daß er von nun an das männliche Oberhaupt der Familie sei; er gibt ihm noch ein paar Ermahnungen mit auf den Weg, und er möge nur ja recht oft schreiben.

Montholon werden die Augen feucht. Er wendet sich rasch Albine zu. Doch als er sie ansieht, erschrickt er. Und im selben Augenblick sagt sie, laut und vernehmlich, daß niemand es überhören kann:

»Nun, cheri, wann wirst du es tun?«

Montholon gerinnt das Blut in den Adern. Sie muß wahnsinnig sein, denkt er, wahnsinnig und boshaft bis zur Wollust.

»Warte nicht zu lange damit, cheri. Wir wollen dich recht bald wiedersehen, daheim in Paris.«

Montholon versucht zu lächeln, als sei er nicht im mindesten überrascht. Und einigermaßen geistesgegenwärtig erwidert er, nicht weniger laut und deutlich:

»Aber ja doch, cheri. Ich werde das Gnadengesuch an den König so bald als möglich aufsetzen. Aber du weißt, ich werde die Insel erst verlassen, wenn auch der Kaiser nach Europa zurückkehren darf.«

Er umarmt sie schnell und küßt sie, ehe sie noch weitere Boshaftigkeiten losläßt. Dann faßt er ihren Arm und führt sie zur Treppe, wobei sie wider Erwarten kaum Wider-

stand entgegensetzt.

»Dreh dich jetzt um und winke!« zischt er ihr zu. »Und vor allem lächele!«

Sonderbarerweise gehorcht sie, fragt aber:

»Darf ich deine Nervosität als ein Geständnis ansehen?«

Montholon lächelt ebenfalls, als sei alles in bester Ordnung.

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, sagt er.

Er hebt die Kleine auf den Arm und nimmt Napoleone an die Hand. Die Kinder winken noch einmal. Und dann steigen sie, alle fünf, endlich die steinernen Stufen hinunter zum Boot.

Montholon beginnt aufzuatmen. Hoffentlich, denkt er, ist keiner der Engländer stutzig geworden. Aber das Französische der drei, mit Ausnahme vielleicht von Reade, ist glücklicherweise äußerst dürftig. Und so weit wird ihre Phantasie sicher nicht reichen, daß sie sich etwas derart Ungeheuerliches vorstellen können.

Als das Boot endlich ablegt und Montholon den Kindern und Albine nachwinkt, überkommt ihn auf einmal eine sonderbare Heiterkeit. Am liebsten möchte er befreit auflachen, aber das würde wohl etwas merkwürdig wirken, denn oben an der Festungsmauer stehen immer noch der Gouverneur, sein Adjutant und der Admiral und schwenken die Hüte.

Als sich das Boot so weit entfernt hat, daß Montholon die Gesichter nicht mehr erkennen kann, steigt er langsam, sich noch ein-, zweimal umdrehend, die breite steinerne Treppe hinauf.

Er verabschiedet sich kurz von den Engländern und be-

gibt sich zum Wagen, wo ihm Archambault schon die Tür aufhält. Noch einmal dreht er sich um und blickt hinaus zu dem Boot, das nun schon fast bei der »Bristol« angekommen ist. Dann steigt er ein. Archambault schließt die Wagentür und klettert auf seinen Bock, löst die Bremse, knallt mit der Peitsche, und es geht zurück den lang ansteigenden Weg nach Longwood House.

Trotz aller Erleichterung aber, daß ihm Albine nun nichts mehr verderben kann, empfindet Montholon auf einmal eine merkwürdige Leere, und er wünschte, es wäre schon alles vorüber.

Doch da erreicht den Kaiser noch am selben Tag eine Neuigkeit, die in Montholons Ohren wie eine langersehnte Freudenbotschaft klingt. Bertrand überbringt aus Plantation House die Nachricht, daß London eingewilligt habe, eine kleine Gruppe von fünf Personen, die Kardinal Fesch in Rom für seinen Neffen zusammengestellt hat, nach Sankt Helena reisen zu lassen, darunter der aus Korsika stammende Arzt Doktor Antommarchi.

3

Schon vor mehr als einem dreiviertel Jahr, kurz nach der Abberufung O'Mearas, hatte Bertrand im Auftrag des Kaisers nach Rom geschrieben, wo die Bonapartes in einem Palast in der Strada Giulia ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben. Auch wenn man den beträchtlichen Postweg in Rechnung stellt, hat nach Bertrands Empfinden die Antwort etwas lange auf sich warten lassen. Vermutlich hat

der Kardinal, berüchtigt für seinen Geiz, wenn es nicht gerade um den Kauf von Gemälden geht, eine Weile gebraucht, einen Arzt ausfindig zu machen, der nicht allzu hohe finanzielle Forderungen stellte.

»Doktor Francesco Antommarchi«, sagt der Kaiser. »Hast du den Namen schon mal gehört, Bertrand?«

»Nein, Sire. Ich kann mich nicht erinnern.«

»Ich auch nicht. Na, wenigstens ist er Korse. Und die anderen vier?«

»Es heißt, es handele sich dabei um zwei Priester und zwei Diener, Sire. Um Abbe Angelo Vignali, ebenfalls Korse, und um Abbe Antonio Buonavita, Italiener. Für den Dienst als Majordomus beziehungsweise als Koch sind ein gewisser Jacques Coursot und ein Jacques Chandellicr vorgesehen. Beide Franzosen.«

Die Namen sagen dem Kaiser ebensowenig wie der des Arztes.

»Ich bin sicher, Sire«, sagt Bertrand, »Majestät werden mit der Wahl Ihres Onkels zufrieden sein.«

»Ja, ja. Aber warum gleich zwei Pfaffen? Einer hätte vollauf genügt.«

Bertrand kennt zwar die Antipathien des Kaisers gegen die Kirche, aber diesmal scheint ihm der Grund für den Unmut tiefer zu liegen; vermutlich sieht der Kaiser in den beiden Priestern bereits die Vorboten des Todes. Und so sagt Bertrand, etwas leichthin:

»Es wird schon nicht so schlimm werden, Sire.«

»Nicht so schlimm? Du wirst sehen, die Schwarzröcke werden unser schönes Longwood House in einen Tempel der Andacht und der Tugendhaftigkeit verwandeln. Apro-

pos Tugendhaftigkeit: Von wem soll ich mir jetzt das Bett wärmen lassen? Hast du keinen Vorschlag?»

Die Frage kommt für Bertrand etwas überraschend, so kurz nach der Abreise der Gräfin.

»Ich bedaure, Sire, im Moment wüßte ich niemanden. Aber wenn Majestät befehlen, werde ich mich in den nächsten Tagen umsehen.«

»Umsehen? Wo denn? In Jamestown vielleicht?« Er hält einen Moment inne, als hätte er bereits einen ganz anderen Ort im Auge, sagt dann aber: »Da unten gibt's doch bloß häßliche alte Schachteln.«

Ein etwas übertriebenes Urteil, wie Bertrand findet, der Grund liegt wohl eher in der Unlust der Schönen von Jamestown.

»Ach, Kairo!« ruft der Kaiser schwärmerisch aus. »Erinnerst du dich noch an Kairo, Bertrand? An das herrliche >Tivoli<? Was hatten wir dort für schöne Frauen und Mädchen! Sie allein schon haben den ganzen Feldzug gelohnt. Aber die Beste war doch Bellinotte.«

»Die hübsche Modistin aus Carcassonne?«

»Ja, die Frau von Foures. Dieser Dummkopf, er besaß doch tatsächlich die Unverschämtheit, seine Frau von seinem General zurückzufordern. Zur Strafe habe ich sie später Kleber überlassen, als ich nach Frankreich zurückmußte.«

Bertrand erinnert sich nur zu gut; allerdings fiel die Strafe für Leutnant Foures weit schlimmer aus, fünfzehn Jahre lang ließ ihn der Kaiser durch seine Polizei verfolgen. Jetzt wird der Ärmste wohl endlich Ruhe gefunden haben.

»Ach, zum Teufel mit den Erinnerungen, Bertrand. Es

wird immer stiller um mich herum. Von heute an stehen wieder ein paar Räume leer. Hast du noch immer keine Lust, umzuziehen? Du könntest mit deiner Fanny und den Kindern den halben Flügel belegen.«

Aber Bertrand zeigt wenig Neigung dazu. Er weiß, Fanny würde sich mit Händen und Füßen dagegen wehren. Und er ist froh, daß sie in letzter Zeit kaum noch von Abreise und Rückkehr gesprochen hat.

»Überleg es dir! Montholon ist zwar ein braver Kerl, aber du bist mir immer noch der Liebste.«

Etwas unvermittelt und direkt, diese Schmeichelei. Bertrand möchte sie dem Kaiser gern abnehmen, aber nur zu deutlich meint er dahinter die Absicht zu erkennen – und doch errät er sie nur zur Hälfte.

Als er Fanny davon erzählt, läßt er nicht den mindesten Zweifel darüber aufkommen, daß er nicht daran denkt, nach Longwood House überzusiedeln. »Wie es jetzt ist, ist es gut so«, sagt er. »Wenn der Kaiser es wünscht, können wir ihn ja etwas öfter besuchen.«

Und trotzdem beschäftigt es ihn. Die Stille der leeren Räume muß für den Kaiser deprimierend sein. Ständig daran erinnert zu werden, wer ihn alles verlassen hat im Laufe der Jahre. Santini, Rousseau, Lepage, fast ein Dutzend Diener, Las Cases und Emmanuel, Gourgaud, O'Meara, die Gräfin mit ihren Kindern, und nicht zu vergessen: Cipriani. Wie schwer muß es für den Kaiser sein, nicht den Mut zu verlieren. Um so mehr fühlt sich Bertrand verpflichtet, ihm die Treue zu halten. Auch wenn sich seine Erwartungen von einst nicht erfüllt haben. Aber die waren wohl etwas zu hochgesteckt, damals, am Tag ihrer

Landung, als der Kaiser im Boot zu ihm sagte: >Einen Trost werde ich hier wenigstens haben. Daß Sie bei mir sind.< Vertrauen, Zuneigung, Freundschaft. Dazu ist der Kaiser nun mal nicht fähig; er hat es selber mehr als einmal, und durchaus mit Stolz, von sich gesagt.

Und dennoch scheint es Bertrand manchmal, als habe sich der Kaiser in diesen Jahren verändert. Oder als wollte sich etwas in ihm verändern. Ist es die Krankheit, die zunehmende Einsamkeit, die Hoffnungslosigkeit, ist es, weil er keinen Thron und keine Armee mehr besitzt, daß er ruhiger, umgänglicher, versöhnlicher, fast möchte Bertrand meinen, daß er jetzt menschlicher wirkt? Gerade so, als wollte ein anderer Charakter, ein anderer Mensch in ihm zum Vorschein kommen. Vielleicht liegt es auch nur daran, daß er die Uniform und die Stiefel ausgezogen hat; es fällt deutlich ins Auge, daß er einen anderen Schritt, einen anderen Gang hat, seitdem er in Hausmantel und Pantoffeln durch die Räume schlurft oder in dem weißen, stets etwas schmutzigen Anzug, den grauweißen breitrandigen, weichen Hut auf dem Kopf, durch den Garten bummelt. Doch das alles fällt wieder von ihm ab, sobald er ins topographische Kabinett tritt und zu diktieren beginnt, seine Schlachten und die großen Ideen; oder wenn er merkt, daß es jemand ihm gegenüber an Respekt und Distanz fehlen läßt. Dann verhärten sich seine Züge wieder, dann ist wieder der schroffe Ton da und sein geradezu grausamer Humor. Gourgaud ist daran, unter anderem, verzweifelt. So weit will es Bertrand für sich nicht kommen lassen. Er hat sich damit abzufinden versucht, daß er für seine Opfer und seine Treue nur einen Lohn ernten

wird: das ruhige Gewissen, sich selber trotz allem treu geblieben zu sein.

Manchmal freilich kommt ihm auch der Gedanke an das Testament des Kaisers, doch er schiebt alle Überlegungen dieser Art immer wieder beiseite. Er will sich mit Montholon nicht auf eine Stufe stellen, denn über dessen Motive bestehen für ihn schon seit langem nicht mehr die mindesten Zweifel.

Das alles bedenkend, erscheint es ihm letztlich gut und richtig, daß alles so bleibt, wie es ist, daß er nicht hinüberzieht nach Longwood House, wo er mit Montholon, wie mit einem Bruder im Geiste, Wand an Wand wohnen würde.

Nach einigen Tagen aber, als er schon meinte, der Kaiser werde die Sache auf sich beruhen lassen, kommt dieser plötzlich mitten im Diktat darauf zurück.

»Nun, was ist?« fragt er. »Hast du es dir überlegt?«

Im ersten Moment versteht Bertrand nicht gleich.

»Habt ihr euch entschlossen, zu mir zu ziehen?« wiederholt der Kaiser seine Frage.

Bertrand zögert mit der Antwort. Es fällt ihm schwer, rundheraus nein zu sagen.

»Sire, ich weiß nicht...«

»Was weißt du nicht?«

»Ich glaube, es ist besser, wir lassen alles beim alten.«

»So, glaubst du?«

»Wir könnten ja, wenn Majestät das wünschen, abends öfter herüberkommen...«

»Was soll der Unsinn? Bist du so begriffsstutzig, oder tust du nur so?«

»Ich weiß nicht, was Majestät meinen...«

»Ich brauche Gesellschaft. Und nicht nur zum Reden. Da wäre es für Fanny doch viel bequemer, wenn sie nicht jedesmal den langen Weg durch die Dunkelheit machen müßte.«

Bertrand steht das Herz still. Er muß sich verhört haben. Es kann nicht sein, daß der Kaiser das ernstlich von ihm verlangt.

»Was ist denn? Will sie etwa nicht? Oder hast du gar nicht mit ihr darüber gesprochen?«

»Sire...«

Aber Bertrand versagt die Stimme.

»Du bist ein Tölpel, Bertrand. Ich bin einsam. Und ich bin noch kein alter Mann. Will das nicht in deinen Schädel? Ihr habt freien Tisch und freies Logis. Ich zahle euch monatlich ein ansehnliches Gehalt. Kann ich dafür nicht eine kleine Gegenleistung erwarten? – Oder soll ich sie selber fragen, wenn du es nicht fertigbringst?«

»Nein, Sire! Das verbiete ich Ihnen!«

Eine Sekunde lang ist Bertrand selber erschrocken über die Schärfe seines Tones. Aber dann steht er auf, nimmt seinen Hut und geht hinaus.

Er zittert vor Erregung und Wut am ganzen Leibe. Eine kleine Gegenleistung! Fanny dem Kaiser ins Bett legen. Das einzige, das ihm noch verblieben ist auf der Welt, auch noch opfern. Eine kleine Gegenleistung! Als wären diese vier Jahre keine Gegenleistung. Als wäre dieses Sankt Helena ein vergnüglicher Badeort. Als wäre es keine Gegenleistung, jeden Tag zu dienen und zu gehorchen, sich ständig den eigenen Kopf zu verbieten, ständig alle

Fragen und Zweifel herunterzuschlucken und immer wieder zu glauben, zu glauben und nochmals zu glauben. Woran eigentlich? Der besten Sache der Welt zu dienen? Dem größten Mann der Geschichte? Dem Baumeister einer neuen Weltordnung? Einer Welt des Glücks, des Friedens und der Moral, mit einem Mann an der Spitze, für den es selbstverständlich ist, daß man sich als begriffsstutzigen Tölpel bezeichnen läßt, weil man nicht daraufkommt, daß die eigene Frau gemeint ist, wenn Seine Majestät einen fragt: »Und von wem soll ich mir jetzt das Bett wärmen lassen?«

Bertrand steht noch immer draußen unter der Veranda. Am liebsten möchte er umkehren und dem Kaiser alles, was sich in den vier Jahren in ihm angestaut hat, ins Gesicht sagen. Aber vermutlich würde der Kaiser ihn nur auslachen oder sich gelangweilt abwenden. Und im Grunde hätte er nicht einmal unrecht damit. Zum ersten Mal verspürt er so etwas wie Schuld. Vier Jahre lang hat er zu fast allem geschwiegen und fast alles Befohlene ausgeführt. Woher sollte er da plötzlich das Recht nehmen, dem Kaiser Vorwürfe zu machen? Noch vor ein paar Tagen hatte er sich angeboten, sich für ihn umzusehen nach einem Liebchen, und er hatte mitgelacht, als sich Seine Majestät lustig machte über den armen Foures. Schweigen, gehorchen, mitlachen. Erst wenn es uns selber trifft, empören wir uns. Gourgaud halte recht. Wir sind ziemliche Feiglinge. Wir haben für Freiheit. Gleichheit, Brüderlichkeit gekämpft und sind dabei Untertanen geworden. Immer wieder hatte er Gourgaud widersprochen, immer wieder hatte er Gründe gefunden für den Kaiser, obwohl er im

Innersten oft gespürt hatte, daß er sich etwas einredete. Aber einmal kommt der Moment, da gelingt es nicht mehr. Da ist man leer. Da muß man, ob man will oder nicht, die Konsequenz ziehen. Einen Schlußstrich machen. Unwider-
ruflich.

Und Bertrand müßte nun gehen. Hinüber zum Haus am Akazienwäldchen. Müßte zu Fanny sagen: »Wir packen. Wir reisen ab.« Er müßte den Gouverneur aufsuchen und sich erkundigen, welches Schiff sie nehmen können.

Aber er steht da. Auf dem Weg vor der Veranda. Als wartete er auf ein Wunder. Aber keine Tür, kein Fenster öffnet sich. Vielleicht steht der Kaiser hinter der Gardine und beobachtet ihn. Vielleicht bereut er inzwischen seine Worte und hofft, daß er zurückkommt zu ihm.

Doch da biegt plötzlich Noverraz um die Ecke, in seiner grünen Gartenschürze, den Strohhut auf dem Kopf, mit Harke und Gießkanne versehen, und Bertrand schreckt unwillkürlich zusammen. Er kommt sich auf einmal lächerlich vor und geht weg. Schlägt aber nicht den Weg zum Akazienwäldchen ein, sondern zum Haupttor. Pas-
siert die Wachen. Biegt nach rechts ab und spaziert los, über die Ebene, hin zum Steilufer, zu den Klippen, zum Meer.

Nun ergeht es ihm doch wie Gourgaud. Nun ist sie doch da, die Verzweiflung. Gourgaud hat mehr als ein Jahr benötigt, ehe er es fertigbrachte, den Kaiser zu verlassen.

Einen Schlußstrich ziehen. Wie leicht ist das gesagt. Aber es tun? Mit sechsundvierzig Jahren. Sich von allem lossagen, von seinem ganzen bisherigen Leben. Das käme einer Bankrotterklärung gleich. Er gäbe damit nachträglich

all jenen recht, die vor vier Jahren abermals über Nacht umgeschwenkt waren und sich vom Kaiser getrennt hatten. Coulaincourt, der dem Kaiser die Tür versperrte. Flahaut, der ihn verspottete. Drouot und Lavalette, die einfach nein sagten. Und Fain, der Gourgaud beschwor, nicht mit nach Sankt Helena zu gehen. Ganz zu schweigen von denen, die abermals auf Knien zu den Bourbonen hingekrochen waren.

Vielleicht hätte er damals besser getan, nach Amerika zu gehen, wie so viele, die sich selber treu bleiben wollten. Aber was wäre dann aus ihm geworden? Ein Bonapartist im Ruhestand, der bis an sein Lebensende an seinem Gott festhielte, nicht begreifend, nicht erfahrend, daß es keiner war. Vielleicht ist ihm Sankt Helena vom Schicksal vorherbestimmt gewesen. Um ernüchtert zu werden. Um die Illusionen zu verlieren. Um den Kaiser so zu sehen, wie er wirklich ist, und ihm dennoch, trotz allem, treu zu bleiben. Weil es keine Alternative gibt. In dieser Zeit. Und es kann doch nicht alles ein Irrtum gewesen sein.

Als Bertrand am späten Nachmittag heimkehrt, umarmt er Fanny und küßt sie, inniger als sonst, wenn er nach Hause kommt. Er erzählt ihr nichts von seinem Spaziergang, nichts von dem Vorfall im topographischen Kabinett. Er müßte die Worte des Kaisers wiederholen, und das möchte er ihr ersparen. Die Beleidigung wäre ja unvermeidlich. Und wie sollte sie dem Kaiser fortan noch begegnen können, wissend, was bei ihrem Anblick in seinem Kopf vorgeht, ohne ihm. ihre Verachtung zum Ausdruck zu bringen.

Nur eine Angst verfolgt ihn nun. Die Möglichkeit, der

Kaiser könnte seine Drohung wahr machen und Fanny selber »fragen«. An ihrer Antwort zweifelt er keine Sekunde, aber dann wäre alles entschieden.

In seiner Angst wird er von Stund an zum ruhelosen Bewacher. Keinen Schritt läßt er Fanny in den nächsten Tagen tun ohne seine Begleitung. Auf die Einladungen zum abendlichen Plauderstündchen am Kamin antwortet er mal mit dieser, mal mit jener Ausrede. Solange er tagsüber beim Kaiser ist, so lange ist er ruhig. Aber sobald er von ihm in irgendeiner Sache nach Jamestown oder Plantation House geschickt wird, schlägt sein Argwohn sofort Alarm. Am liebsten möchte er Montholon bitten, die Sache für ihn zu erledigen, aber jeder Versuch einer Begründung wäre wohl schon verräterisch. Und so jagt er denn seinen Gaul bis zur Erschöpfung, um so schnell wie möglich wieder zurück zu sein. Und jedesmal tritt er zitternd über die Schwelle, befürchtend, er könnte Fanny zu Hause nicht vorfinden oder in einem Zustand völliger Aufgelöstheit. Doch nichts dergleichen, entweder er trifft sie mit einem Buch an oder mit den Kindern beim Spielen. Und so beginnt er allmählich zu glauben, daß seine Befürchtungen wohl doch unbegründet waren.

Der Kaiser hat sein Ansinnen offensichtlich fallen lassen. Bertrand meint den Beweis dafür zu haben, daß es möglich ist, sich gegen den Willen Seiner Majestät zu behaupten. Man muß nur sein Recht und seine Würde entschieden genug verteidigen.

Ihre Beziehung indes ist immer noch gespannt. Ihr Umgang miteinander ist ziemlich förmlich geworden. Bertrand erledigt korrekt seinen Dienst, und der Kaiser betraut

ihn mit denselben Aufgaben wie früher, aber etwas steht zwischen ihnen, vielleicht für immer. Ein Wort, einmal ausgesprochen, kann nun mal nicht zurückgenommen werden. Und sich zu entschuldigen, ist der Kaiser nicht gewöhnt.

Um so überraschter ist Bertrand, als der Kaiser eines Tages, auf die ihm eigene Art, plötzlich Abbitte leistet.

»Nun hören Sie schon auf, mir zu grollen, Bertrand. Ich lasse Ihnen ja Ihre kleine Frau, auch wenn es mir schwerfällt. Und nun seien Sie wieder fröhlich! Ich muß es ja auch sein.«

Eine merkwürdige Art, sich zu entschuldigen. Aber Bertrand ist gewillt, sie zu akzeptieren.

»Majestät können versichert sein, die Sache ist vergessen.«

Der Kaiser schmunzelt.

»Ich wußte ja, daß Sie ein braver Junge sind, Bertrand. Und nun kommen Sie! Für heute haben wir genug gearbeitet. Gehen wir noch ein wenig in den Garten.«

Ein Spaziergang. Das ist schon seit Wochen nicht vorgekommen. Bertrand sieht darin ein Zeichen für das Verlangen des Kaisers, die alte Vertrautheit wiederherzustellen. Und an ihm, Bertrand, soll es nicht liegen.

»Die Bewegung werden Eurer Majestät sicher guttun«, sagt er, und es klingt noch ein wenig steif.

Er nimmt dem Kaiser den Hausmantel ab, reicht ihm die weiße Leinenjacke und den weichen, breitrandigen Sonnenhut.

»Eigentlich eine komische Maskerade, dieser Aufzug. Findest du nicht auch?«

Bertrand registriert das erneute Du mit einem Gefühl der Erleichterung.

»Der Anzug stehen Eurer Majestät ausgezeichnet.«

»Was meinst du, wenn ich so durch Paris ginge, ob man mich erkennen würde?«

Bertrand versucht, es sich vorzustellen, und muß unwillkürlich ein wenig schmunzeln.

»Schwer zu sagen, Sire. Vermutlich würde man Sie auf den ersten Blick für einen Brasilianer oder Mexikaner halten.«

Der Kaiser sieht ihn verschmitzt an.

»Jetzt hast du tatsächlich beinahe gelächelt.«

Er lacht und kneift ihn ins Ohr.

Dann treten sie hinaus auf die Veranda.

Es ist einer dieser unerbittlich heißen Tage gewesen, aber inzwischen steht die Sonne bereits über dem Meer, und der Wind spendet nun eine erfrischende Kühle.

Sie steigen die Stufen hinunter, und Bertrand bemerkt, wie unsicher der Tritt des Kaisers ist. Aber er verlangt keine Stütze.

Sie schlagen den breiten Kiesweg ein, der um das große, vor der Veranda gelegene Rondell führt. Bertrand, einen ganzen Kopf größer, beobachtet etwas besorgt den langsamen, schleppenden Schritt des Kaisers. Es will einfach nicht wieder richtig werden, denkt er, und ihn ergreift ein tiefes Mitgefühl.

Plötzlich versetzt ihm der Kaiser einen Rippenstoß, als verbitte er sich jegliches Mitleid.

»Ich dachte, du würdest mich unterhalten.«

»Ich bitte um Entschuldigung, Sire. Ich war einen Mo-

ment in Gedanken.«

Bertrand versucht, sich zusammenzureißen, aber etwas Unterhaltendes will ihm nicht einfallen. Nach vier Jahren ist alles schon hundertmal gesagt, und Neuigkeiten auf der Insel gibt es auch nicht.

Der Kaiser sieht ihn amüsiert an.

»Ich sehe schon, es ist noch genauso wie früher, alles muß ich selber machen. Also hör zu! Ein Rätsel. Mal sehen, wie gut du mich kennst.«

Ein Rätsel, das den Kaiser betrifft? Bertrand ist nicht ganz wohl dabei zumute. Am Ende ist das wieder einer seiner üblen Scherze, die nur den einen Zweck verfolgen, daß man als Dummkopf dasteht. Aber Bertrand lächelt und sagt:

»Ich werde mir alle Mühe geben, Majestät nicht zu enttäuschen.«

»Keine Bange, für einen wie dich ist das ein Kinderspiel. Also. – Welcher Tag, meinst du, war der glücklichste in meinem Leben?«

Ach, du lieber Himmel, denkt Bertrand. Das größte Glück für den Kaiser. Der Abend nach einer gewonnenen Schlacht wahrscheinlich. Aber es gab zu viele solcher Abende. Und wenn er Austerlitz sagt, sagt der Kaiser bestimmt Marengo oder Arcole.

»Der glücklichste Tag im Leben Eurer Majestät...«, beginnt Bertrand, immer noch überlegend. »Ich vermute, das war der Tag, an dem Ihr Sohn geboren wurde.«

Der Kaiser nickt einige Male.

»Ja, an dem Tag war ich zufrieden. Aber glücklich?«

Bertrand wußte es vorher. Er hätte doch Arcole sagen

sollen oder Marengo. Aber warum eigentlich sagen, was der Kaiser gern hören möchte?

»Vielleicht«, meint Bertrand, ein wenig zögernd, als scheue er sich, es auszusprechen, »vielleicht war es der Tag Ihrer Krönung zum Kaiser der Franzosen, Sire.«

»Weshalb?« kommt beinahe schroff die Gegenfrage. »Weil ich den ersten Thron der Welt bestieg? Was ist schon ein Thron, Bertrand?«

»Ich weiß, Majestät, nur ein mit Samt garniertes Brett.«

»Na also. Und nun gib dir mal Mühe! So schwer ist es doch wirklich nicht!«

Das größte Glück für den Kaiser. Bertrand findet allmählich Gefallen an dem Spiel. Natürlich war es der Krieg. Der Krieg, den er über alles geliebt hat, wie er selbst oft genug gesagt hat. Doch Bertrand reizt es, ihm dieses Glück nicht zuzugestehen. Außerdem soll der Kaiser merken, daß er, Bertrand, unter Glück etwas anderes versteht. Und er sagt:

»Dann war es sicher der Tag Ihrer Hochzeit, Sire.«

»Welcher Hochzeit?«

Bertrand entschuldigt sich. Er hatte tatsächlich einen Moment lang vergessen, daß es ja zwei davon gab.

»Natürlich die mit Josephine, Sire.«

Der Kaiser schmunzelt.

»Ja, an jenem Tag war ich befriedigt. Aber nicht wirklich glücklich.«

Bertrand ist versucht zu fragen, was Seine Majestät damit meine: »nicht wirklich«. Ist es vielleicht die Erinnerung an Barras?

»Ich sehe schon, du kommst nicht darauf.« Es klingt fast

wie ein Triumph des Kaisers. »Und ich dachte, wenigstens du würdest mich ein wenig kennen.«

»Ich gebe zu, Sire«, sagt Bertrand, »das dachte ich auch. Aber es liegt wohl daran, daß das Leben Eurer Majestät für einen Außenstehenden wie eine Kette endlos glücklicher Tage aussieht.«

Der Kaiser blickt plötzlich argwöhnisch zu ihm herauf, als witterte er irgendeinen ironischen Hintersinn. Sagt dann aber:

»Du hast recht, es ist wirklich nicht ganz leicht. Ich selbst war mir lange im unklaren darüber, welches der glücklichste Tag für mich war. Lange Zeit erschien es mir, als wäre es Tilsit gewesen. Ich hatte die Schlachten von Eylau und Friedland gewonnen. Ich empfieng den Zaren und diktierte den Frieden. Alexander mußte mich und alle meine Eroberungen anerkennen. Ich entschied über Preußen, über das Großherzogtum Warschau, wir diskutierten über die Aufteilung des Orients. Und ich sagte damals: >Das Werk von Tilsit wird das Schicksal der Welt bestimmen< – Und doch, Bertrand, ich glaube, am glücklichsten war ich nach meinen ersten Siegen in Italien. Als mich das Volk umjubelte als seinen Befreier. Und das alles mit gerade siebenundzwanzig Jahren! Von diesen Tagen an wußte ich, was ich wollte und was noch aus mir werden konnte. Und ich habe mich nicht getäuscht.«

Ich auch nicht, liegt es Bertrand auf der Zunge, ich wußte, es war der Krieg, Sire, Arcole, Lodi, Rivoli, die herrlichen Tage in Italien; als wir noch für die Republik fochten, aber Sie, Sire, bereits für den Ruhm Ihres Namens.

Bertrand findet, daß ihr Spaziergang nun lange genug gedauert hat, um das Rondell herum, immer im Kreise; es erscheint ihm auf einmal wie eine Ironie.

Aber da überrascht ihn der Kaiser mit einer Frage, die ihn in einige Verlegenheit bringt.

»Und du?« fragt er. »Welcher Tag war für dich der glücklichste in deinem Leben?«

Bertrand muß feststellen, daß er bisher kaum darüber nachgedacht hat. Vielleicht war es der Tag, als er Fanny eroberte oder als ihm der Grafentitel verliehen wurde. Er kann sich aber denken, daß der Kaiser gern von ihm hören möchte: Der glücklichste Tag meines Lebens, Sire, war der, als ich zum ersten Mal Eurer Majestät begegnet bin; er hat mein ganzes weiteres Leben entschieden. – Vor vier Jahren hätte er das wahrscheinlich ohne Zögern zur Antwort gegeben. Aber heute?

»Hast du nie darüber nachgedacht?« drängt ihn der Kaiser. »In den vier Jahren, die wir hier sind, hast du doch genug Zeit dazu gehabt. Der Mensch macht sich doch Gedanken über sein Leben.«

Und ob man sich Gedanken macht über sein Leben, Sire. Aber vielleicht haben Majestät Lust, ein wenig zu raten? – Doch das sagt Bertrand natürlich nicht. Es ist nicht die Aufgabe eines Kaisers, sich im Leben seiner ihm nahestehenden Offiziere auszukennen.

»Na, was ist? Traust du dich etwa nicht?« der Kaiser lächelt jovial. »Du weißt, ich war immer für Offenheit. Also frei von der Leber weg! Welches war der glücklichste Tag deines Lebens?«

Jetzt nicht den Schwanz einklemmen, denkt Bertrand. Ir-

gend etwas sagen, was von Mut zeugt und Selbstachtung. Es ist möglich, sich gegen den Willen Seiner Majestät zu behaupten; man muß seine Würde nur entschieden genug verteidigen.

»Ich weiß es nicht, Sire«, sagt Bertrand. »Vielleicht wäre es der glücklichste Tag für mich gewesen, wenn die Nationalversammlung nach der Verhaftung Ludwigs XVI. den Herzog von Orleans auf den Thron gesetzt hätte.«

Eine Antwort, die an Majestätsbeleidigung grenzt. Eine konstitutionelle Monarchie. Im Jahre 1791. Wenn die Orléanisten damals gesiegt hätten, hätte es keinen Kaiser gegeben, nicht einmal einen Konsul Bonaparte, keinen 18. Brumaire, kein Arcole und kein Marengo, kein Jena und kein Austerlitz; im günstigsten Falle hätte es einen Befehlshaber Bonaparte in irgendeiner Provinzgarnison gegeben, einen General unter vielen, im Dienste des Königs und der Regierung. Bertrand ist sich im klaren darüber, daß er mit seiner Antwort das englische Beispiel preist. Aber müßte ein Mann, der die Revolution so abgrundtief verachtet, mit ihm nicht eigentlich einer Meinung sein?

Doch nachdem ihn der Kaiser einen Moment lang ungläubig angestarrt hat, bricht er in schallendes Gelächter aus.

»Zum Teufel, Bertrand, ich hätte nicht geglaubt, daß du so viel Humor besitzt.« Er möchte sich, scheint es, ausschütten vor Lachen; endlich habe Bertrand mal was Originelles gesagt, er habe sich geradezu selbst übertroffen. »Philippe von Orleans auf dem Thron von Versailles! Und der Großmarschall des Kaisers von Frankreich wäre glücklich gewesen, weil aus ihm irgendein Ingenieur für

Wasser- und Straßenbau geworden wäre!«

Bertrand spürt die Bitterkeit und Enttäuschung hinter dieser Heiterkeit. Und er kann weder Genugtuung noch gar Triumph dabei empfinden. Er hat zwar Rückgrat bewiesen, aber ihm scheint, er ist dabei doch etwas zu weit gegangen.

Sie sind erneut vor der Verandatreppe angelangt.

»Es ist genug für heute. Du hast mich bestens unterhalten, Bertrand. Aber jetzt muß ich mich ein bißchen hinlegen. Adieu.«

Die knappe Verabschiedung verrät nun doch die Verstimmung. Und Bertrand ist nahe daran, sich zu entschuldigen. Aber wofür? Für eine ernstgemeinte Überlegung, die ihm als Witz ausgelegt wurde?

Der Kaiser hat sichtlich Mühe beim Hinaufsteigen der Stufen. Bertrand hält sich bereit, jeden Augenblick hinzuzuspringen und den Kaiser zu stützen. Aber er schafft es allein und verschwindet, ohne sich noch mal umzusehen, ins Haus.

Bertrand befällt ein Gefühl tiefer Traurigkeit. Ihm kommen auf einmal jene Worte in den Sinn, die der Kaiser am Tag ihrer Ankunft, noch an Bord der »Northumberland«, zu ihnen sprach: »Auch das Unglück hat seinen Heroismus und seinen Ruhm!« Zweifellos hat er damit recht behalten. Aber die Vollendung? Die Vollendung, an die Bertrand damals dachte, ist dem Kaiser offensichtlich versagt geblieben. Er könnte nicht sagen, was er genau erwartet hat, aber irgend etwas scheint der Kaiser sich selbst schuldig zu bleiben. Vielleicht eine neue Art von Größe, eine neue Art von Menschlichkeit.

Bertrand ein Liberaler! Ein Anhänger der Orleanisten! Bonaparte dreht es den Magen um. Es gibt nichts Schlimmeres in der Politik als jene redlichen Männer, deren Gewissen an falsche Ideen gefesselt sind. Frieden und Reformen! Wie einst La Fayette und seine Genossen. Mit ihren Utopien, ihren englischen Ideen, ihren Beschlüssen der allgemeinen Stände. Geister wie sie haben in der Kammer der Hundert Tage alles verdorben, sonst wäre er heute noch in den Tuileries.

Bonaparte will es nicht in den Kopf. Ausgerechnet Bertrand! Er muß wahnsinnig sein, auf einmal solch einen Unsinn zu reden. Es kann nur eine Erklärung dafür geben: die Verbannung, die lange Zeit des Unglücks, hat den Großmarschall um den Verstand gebracht.

Zum Glück hat er noch Montholon. Der ist zwar wenig geistreich, aber der hört ihm wenigstens zu, verirrt sich nicht in lächerliche Utopien und kennt ansonsten nur eine Pflicht, ihm, seinem Kaiser, das Leben soweit als möglich erträglich zu machen.

»Sind Sie sehr unglücklich, General?« fragt er Montholon am Abend, als sie im Arbeitskabinett am Kamin einander gegenüber sitzen, Bonaparte im Lehnstuhl in seine Wolldecke gehüllt und Montholon, ein Bein über das andere geschlagen, auf einem der unbequemen Stühle.

»Nicht unglücklicher als Eure Majestät«, erwidert Montholon. »Wir tragen beide dasselbe Schicksal, Sire, von allen verlassen und doch nicht einsam, denn Frankreich ist in Gedanken bei uns.«

Brav gesprochen, denkt Bonaparte. Aber es tut ihm gut, daß Montholon nicht klagt, daß er ihm Mut zu machen versucht.

»Sie haben recht«, sagt er, »Frankreich wird mich nie verlassen. In fünfhundert Jahren werden die Franzosen nur von mir träumen. Sie werden nur von dem Ruhm unserer glänzenden Siege sprechen.«

Und von meinem Martyrium auf dieser Insel, setzt er in Gedanken hinzu, es wird mir die Herzen der Menschen für immer sichern.

»Wenn ich alles recht überlege, Montholon, so komme ich zu dem Schluß: Meine Feinde können sich noch so sehr anstrengen, die Tatsachen zu verdrehen oder totzuschweigen, verschwinden lassen können sie mich nie. Ich habe den Abgrund der Anarchie überbrückt, ich habe Ordnung im Chaos geschaffen. Ich habe die Flecken der Revolution getilgt, Völker geadelt und Könige auf ihren Thronen befestigt. Ich habe alle Bestrebungen unterstützt, alle Verdienste belohnt und die Grenzen des Ruhms erweitert!

Was könnte man mir vorwerfen, was ein Geschichtsschreiber nicht zu verteidigen wüßte? Meinen Despotismus? Er wird beweisen, daß eine Diktatur durchaus nötig war für die Größe Frankreichs. Auf den Trümmern einer Rechtsordnung, die die Revolution umgestürzt hatte, habe ich Frankreich durch hundert Siege neu erstehen lassen zu einer Zeit, da uns die Revolution isoliert und der Feindschaft aller europäischen Herrscher ausgesetzt hatte. Was könnte man mir noch vorwerfen? Daß ich der Freiheit Zügel angelegt habe? Ein Geschichtsschreiber wird darauf

verweisen, daß Anarchie, Zügellosigkeit und drohende Unruhen noch heute unsere Schwelle belagern. Im übrigen: Ich war Eroberer, Herrscher, unumschränkter Herr, war ich deswegen frei? Jedes Cafe, jeder Salon war eine Zitadelle der freien Rede, ein Marktplatz des freien geistigen Verkehrs, und hätte ich tausendmal gewollt, ich hätte doch niemandem den Mund verbieten können.“ Was könnte man mir noch vorwerfen? Daß ich den Krieg zu sehr liebte? Es wird sich zeigen, daß stets ich der Angegriffene gewesen bin. Daß ich ein Weltkönigtum erstrebte? Ein Geschichtsschreiber wird die Umstände anführen, die mir diesen Gedanken nahelegten, und das Vorgehen meiner Feinde aufdecken, das mich Schritt für Schritt dazu führte. Daß ich zuviel Ehrgeiz besaß? Ah, sicherlich, den besaß ich, aber den höchsten und schönsten, der jemals einen Menschen ergreifen konnte! Den Ehrgeiz, das Reich der Vernunft zu gründen und die Ausübung aller menschlichen Fähigkeiten zur Geltung zu bringen. Paris – die Hauptstadt der befreiten Völker in einem großen Frieden auf Jahrhunderte, das war mein Traum.

Und an dieser Stelle wird der Geschichtsschreiber vielleicht sein Bedauern darüber ausdrücken, daß ein solcher Ehrgeiz erstickt und nicht befriedigt werden konnte!«

Bonaparte unterbricht sich und blickt Montholon von unten herauf an.

»Finden Sie, daß ich übertreibe, General?«

»Keineswegs, Sire. Es ist alles so klar, daß es gar nicht anders wird sein können.«

»Ein Geschichtsschreiber würde natürlich auch meine Fehler anführen. Aber alle Fehler, die ich begangen habe,

entstammen dem Überdruß, den mir die Bestürmungen meiner Umgebung bereitet haben. Weil ich dem Drängen meiner Marschälle nachgab, verlor ich mein Heer auf dem Rückzug aus Rußland. Ich wollte von Moskau auf Sankt Petersburg marschieren oder durch Südrußland zurückkehren. Meine Marschälle tragen auch die Schuld an der Katastrophe von Leipzig; sie widersetzten sich meinem Plan, die Elbe abwärts und dann über Magdeburg auf Wesel zu marschieren. Am schlimmsten war Ney. Er war ein Wirrkopf. Kein Wunder, daß er zum Verräter wurde. Er hat nur erhalten, was er verdiente. Die Bourbonen haben ihn erschossen, weil er sich mir erneut angeschlossen hatte. Ich hätte ihn erschießen lassen sollen, weil er nicht schon früher gekommen ist. Aber ich habe ihm vertraut. Das war meine Schwäche.«

»Eine Schwäche, Sire, die Sie nur um so menschlicher erscheinen läßt.«

Menschlich? Er blickt Montholon mißmutig an. Er brauchte Ney; es waren nicht allzu viele mehr übriggeblieben, die noch etwas vom Krieg verstanden.

»Ja, es ist wahr, Montholon. Man hat mir oft vorgeworfen, daß ich zu gut sei. Zu vertrauensselig. Aber wenn es anders gewesen wäre, wäre es noch schlimmer gewesen! Ich bin zweimal verraten worden und werde es vielleicht noch ein drittes Mal.«

»Ein drittes Mal, Sire?«

Bonaparte lächelt einen Moment. Der gute Montholon scheint es sich nicht vorstellen zu können.

»Warum nicht, Montholon? Im übrigen habe ich immer damit gerechnet. Gerade durch meine große Kenntnis des

menschlichen Charakters, durch meine Nachsicht mit den Schwächen der Menschen habe ich Frankreich beherrschen können und bin daher noch heute der einzige, der es in seinem jetzigen Zustand regieren könnte!«

Aber nur an der Spitze der Armee. Er war sich dieser Tatsache stets bewußt und hat sie oft bedauert. Nur an der Spitze der Armee war er gefürchtet. Und nur durch die Furcht, drinnen wie draußen, konnte er herrschen. Er wußte immer, würde er dieses System aufgeben, so wäre er sehr bald entthront. Man regiert nur mit Stiefel und Sporen. Und mit dem Ruhm, um dessentwillen man geliebt wird. Und all sein Ruhm hing von seinen Siegen ab. Die Eroberungen allein haben ihn zu dem gemacht, was er war, nur sie haben ihn so lange im Sattel gehalten. So sind die Franzosen nun mal. Sie bedürfen eines mutigen, unternehmenden Fürsten, der sie dorthin führt, wo sie beim Ausländer stehlen können. Und er hat sie dorthin geführt. Er war nur so, wie man ihn wollte.

Ein wenig schmeichelhafter Gedanke, scheint es ihm, für einen Mann des Schicksals. Aber warum es vor sich selber leugnen? Es waren die Menschen und die Gunst der Stunde, die ihn so hoch steigen ließen – und die ihn im Stich gelassen haben.

»Ich hätte mein Reich auf die Jakobiner gründen sollen, Montholon. Sie hätten mich niemals verraten.«

»Auf die Jakobiner, Sire?«

»Ja, mein Lieber, die besaßen wenigstens Ideale!«

Es wundert ihn nicht, daß Montholon entsetzt ist; schließlich ist er, was er immer war, ein Aristokrat.

»Ich hoffe, es wird Sie nicht allzu sehr erschrecken, Graf,

aber ich wäre gern ein Washington gewesen. Doch es war nicht möglich. Und ich bin sicher, wenn Washington in Frankreich gewesen wäre, das von außen angegriffen wurde und im Inneren im Zerfall begriffen war, dann wäre auch er nicht selbst geblieben.«

Noch im selben Augenblick bereut er das ungewollte Eingeständnis, das in den letzten Worten steckt: Napoleon, dem alles gelang, nur nicht, er selbst zu bleiben. Und er fährt rasch fort: »Und trotzdem, Montholon, ich klage nicht. Ich habe mehr Spuren hinterlassen als jeder andere europäische Herrscher. Und ich kann sagen, ich bin immer glücklich gewesen. Niemals hat das Schicksal meinem Willen widerstehen können. Ich habe sogar Waterloo überstanden. Und die Vorsehung weiß, weshalb. Ich habe mir kein Verbrechen vorzuwerfen. Ich kann ohne Scheu vor Gottes Richterstuhl treten und furchtlos seinen Spruch erwarten. Was mir am Herzen lag, waren der Ruhm, die Stärke und der Glanz Frankreichs; darauf richtete sich all mein Können und Wollen, und das kann kein Verbrechen gewesen sein.«

Montholon scheint tief beeindruckt zu sein.

»Niemand, Sire«, sagt er, »der bei Verstand und aufrichtigen Herzens ist, wird Ihnen ernstlich etwas vorwerfen können.«

»Nun ja, einen Fehler habe ich vielleicht begangen. Die Etikette war zu streng. Ich hätte bei Tisch immer Gesellschaft haben sollen. Ich hätte die Säle durchschreiten sollen, wenn ich zum Essen ging; man hätte bei dieser Gelegenheit mit mir sprechen können. In den Vorzimmern waren nicht genug Menschen. Und ein paarmal jedes Jahr

hätte ich große Tafel geben müssen. Manche Familien aus der Provinz haben mich nie zu Gesicht bekommen. Herrscher erwerben sich aber gerade dadurch Anhänger, daß sie sich viel zeigen...«

Er bricht verdrossen ab. Warum erzählt er das Montholon? Es ist doch alles schon hundertmal gesagt und diktiert. Aber es ist die Verärgerung über Bertrand, und der Ärger wollte heraus. Doch hat es geholfen?

»Genug für heute«, sagt er und wirft mit einer jähen Bewegung die Decke zu Boden. »Ich bin müde. Schicken Sie mir Marchand!«

»Sehr wohl, Sire.«

»Und schlafen Sie gut, Montholon. Es war ein angenehmer Abend.«

»Ja, Sire. Ich wünsche ebenfalls, wohl zu ruhen.«

Es ärgert ihn, so viel geredet zu haben. Es kommt ihm auf einmal vor, als habe er sich selber seine Grabrede gehalten. Jener Geschichtsschreiber, der ihm vorschwebt, wird Montholon mit Sicherheit nicht sein, auch, wenn er behauptet, eifrig Tagebuch zu führen.

Bonapartes Gedanken weilen für einen Augenblick bei Las Cases. Wo mag er sich jetzt aufhalten? Noch immer in Frankfurt? Die Deutschen werden wohl kaum darauf brennen, das Tagebuch von Sankt Helena kennenzulernen. Und die Franzosen? Wahrscheinlich schwenken sie jetzt alle voller Inbrunst das Lilienbanner.

Er hätte in Ägypten bleiben sollen vor zwanzig Jahren, dann wäre er jetzt Kaiser des Morgenlandes. Hätte er nur vier schwere Geschütze gehabt, so hätte er sich nicht schlagen lassen. Und als Herr von Ägypten wäre er auch

Herr über Indien gewesen.

Aber ist er nicht Herr über Europa gewesen? Warum nur mußte er scheitern? Warum? Alle Gründe, die ihm immer wieder einfallen, wollen ihn letztlich nicht mehr befriedigen. Fast scheint es ihm, als habe ihn das Schicksal bei Waterloo nur deshalb davonkommen lassen, um ihn auf dieser Insel, außerhalb von Raum und Zeit, möglichst lange mit diesem Rätsel zu quälen, bis er schließlich eines Tages verzweifelt darüber stirbt.

Der Gedanke an den Tod, er kommt ihm immer häufiger, fast jeden Abend stellt er sich ein, wie ein ungebetener Gast zur Nacht, den man nicht wieder los wird.

Die Nacht, wenn sie nur erst vorüber wäre!

Er öffnet das Fenster. Eine belebende Frische schlägt ihm entgegen.

Es ist alles still draußen und dunkel. Die Wachposten am Tor sind nicht zu sehen, vielleicht schlafen sie gar. Auch drüben in Deadwood regt sich nichts. Nur der Wind streicht über die Ebene und bewegt leise die Bäume. Und am Himmel ziehen im Mondlicht kleine Wolken auf. Es scheint endlich Regen geben zu wollen nach den langen dünnen Wochen.... Es ist sonderbar, der ihm so lange verhaßte Regen kann ihm nichts mehr anhaben, er weckt keine trüben Erinnerungen mehr, er sehnt ihn jetzt geradezu herbei als eine Abwechslung gegen das ewige Einerlei der schönen, sonnigen Tage, gegen den Stillstand, gegen das Ende der Zeit.

Aber die Abwechslung ist nur eine Illusion. Die Zeit steht schon lange still auf Longwood House. Daran ändert auch der Regen nichts. Und nach ein paar Tagen scheint

wieder die Sonne. Für Wochen. Für Monate. Diese grausame Heiterkeit eines ewig blauen Himmels.

Es gibt keine Jahreszeiten. Keine Frühlingsstürme. Keine Sommergewitter. Keine Novembernebel. Keine Schneegepäuste. Und selbst wenn es sie gäbe, auch sie wären nur Gaukelspiel.

Der Blick aus dem Fenster ist doch immer derselbe. Der Garten. Die Wachposten. Das Feldlager. Die Berge. Und täglich das gleiche Flaggensignal: General Bonaparte ist in Longwood House.

Er verläßt kaum noch das Haus. Bei den Bertrands war er schon lange nicht mehr. Madame ist mal wieder schwanger. Zwei Fehlgeburten hat sie bereits gehabt. Vielleicht wird sie die dritte nicht überleben. Dann würde Bertrand wenigstens wieder ein ganzer Mann sein.

Noch immer treffen wöchentlich die Zeitungen ein. Aber die Neuigkeiten gehen ihn nichts mehr an. Der König stirbt nicht. Premier Richelieu stirbt nicht. Talleyrand stirbt nicht. Fouche stirbt nicht. Kein Attentat auf Metternich oder Lord Castlereagh oder Lord Bathurst. Die Weltgeschichte ist so langweilig wie nie zuvor.

Noch immer machen regelmäßig Schiffe vor der Insel fest. Aber Besucher sind schon seit Monaten nicht zu ihm heraufgekommen. Der letzte war Mister Ricketts, ein Vetter von Kanzler Lord Liverpool, der im April, auf der Rückreise von Kalkutta, auf der Insel Station machte. Bonaparte hatte ihn zu sehen gewünscht. Als er kam, empfing er ihn nicht wie frühere Besucher stehend und in voller Uniform im gelben Salon, sondern im Bett, bei zugezogenen Vorhängen und spärlichem Kerzenlicht, er hatte

sich vorsorglich ein paar Tage nicht rasieren lassen, gab sich schwach und ein bißchen schwerhörig, »Comprenez-vous, Monsieur? Comprenez-vous?«, aber die meiste Zeit sprach er selber, etwas stockend, mit kurzen Pausen, vier Stunden lang redete er so auf Ricketts ein und legte ihm dar, auf welch heimtückische Weise er hier langsam umgebracht werde. Bei seinem Abschied soll dieser Mensch zu Bertrand gesagt haben, er habe den Eindruck gewonnen, daß General Bonaparte wohl nicht ernstlich krank sei. Wozu also noch Besucher empfangen.

Es ist trostlos. Und es wird trostlos bleiben. Auch wenn es ihm besser geht als vor einem Jahr, auch wenn ihm der gute Montholon Hoffnung zu machen versucht, der neue Arzt werde ihn gewiß wiederherstellen können; er weiß, das ihn langsam zerstörende Übel steckt in ihm. Und wozu auch genesen? Um noch zehn oder zwanzig Jahre hier auszuharren? Ausgeliefert seinen Erinnerungen, gequält von seinem Peiniger. Die Schwermut, die Resignation werden ihn doch nicht mehr verlassen.

Bertrand und Montholon geben sich redliche Mühe mit ihm. Sie versuchen, ihn zu unterhalten, ihm die Zeit zu verkürzen mit Kartenspiel oder Schach oder Billard. Da der Herr Gouverneur kürzlich geruht haben, dem General Bonaparte wieder fast unbegrenzte Bewegungsfreiheit zu gestatten, versucht ihn Bertrand wieder zum Ausreiten zu bewegen. Ein einziges Mal noch läßt er sich dazu überreden. Eines Vormittags an einem milden, wolkenlosen Frühlingstag werden die Pferde gesattelt, werden die Körbe und Satteltaschen gefüllt, und Bonaparte legt noch einmal die Uniform an, zieht den grauen Militärmantel

über und setzt seinen berühmten Zweispitz auf.

Auf dem Heimweg aber steigt er, müde und erschöpft, in die vorsorglich mitgenommene Kutsche um und läßt sich zurückfahren nach Longwood House. Es geht nicht mehr; auch wenn er wollte, er könnte nicht mehr wie früher... Es ist deprimierend, keinen Tag lang mehr könnte er im Feld stehen, auch die kleinste Schlacht könnte er nicht mehr schlagen. Es ist aus mit ihm.

Zwar hat er sich tags darauf von den Strapazen wieder erholt, aber von nun ab beschränkt er sich auf kurze Spaziergänge im Garten. Gemeinsam mit Montholon oder Bertrand oder allein, leise vor sich hin summend oder in Gedanken vertieft.

Was für ein Roman war sein Leben! Jeder Schritt, jedes Wort hatten ein Erdbeben ausgelöst. Und jetzt? Die letzten Seiten des letzten Kapitels. Nur noch Einsamkeit und Langeweile, Leiden und Warten. Die Geschichte seines Lebens aber ist wenigstens zu Papier gebracht, etwa zweitausend Blätter, genau weiß er es selbst nicht. Jeder künftige Geschichtsschreiber wird es schwer haben, ihn anders zu sehen, als er sich selber der Nachwelt überliefert. »Ich liebte die Macht, aber ich liebte sie als Künstler, wie ein Musiker seine Geige liebt, um ihr Töne, Akkorde, Harmonien zu entlocken. Und wenn wir Schlachten auf dem ganzen Kontinent geliefert haben, so darum, weil zwei Gesellschaften sich gegenüberstanden, nämlich die des Ancien regime und jene, die von 1789 stammt. Sie konnten nicht gleichzeitig bestehen; die jüngere hat die ältere verschlungen. Ich weiß wohl, daß mich am Ende der Rechnung der Krieg gestürzt hat, mich, den Repräsentanten der Franzö-

sischen Revolution und das Werkzeug ihrer Grundsätze. Aber was bedeutet das! Die Zivilisation hat eine Schlacht verloren, die Zivilisation wird ihre Revanche nehmen!« – Bleibt ihm nur eine Arbeit noch zu erledigen, aber die hat noch ein wenig Zeit.

Noch lebt er. Noch fühlt er sich einigermaßen bei Kräften. Noch kann er sich im Garten ergehen.

Gelegentlich kehren seine Gedanken nach Elba zurück, der lieblichen Insel im Mittelmeer. Dort ging es ihm gut, er lebte unabhängiger als ein deutscher Fürst. Wäre er dort geblieben, hätte er Künstler und Architekten kommen lassen, hätte sich einen Palast bauen lassen, hätte Gelehrte um sich versammelt; er wäre der Mittelpunkt eines neuen Hofes gewesen. Und dennoch, für seinen Ruhm ist Sankt Helena besser.

Langsam hingemordet werden von einem unmenschlichen Feind, der seinen Sieg bei Waterloo selber besudelt mit diesem würdelosen Racheakt.

Seit nahezu zwei Jahren hat er mit Löwe kein Wort gewechselt. Auch wenn jener inzwischen gelernt hat, den Namen Bonaparte richtig auszusprechen, den Titel verwehrt er ihm immer noch, und er wird ihn ihm wohl noch auf seinem Grabstein verwehren.

Er verkehrt auch nicht mit Admiral Pamplin oder Hauptmann Nicholls, der jetzt auf Longwood House Dienst tut. Alle Geschäfte wickeln Bertrand und Montholon für ihn ab.

Sie und Marchand, die letzten Vertrauten, sind täglich um ihn herum. Bertrand hat er, freilich stillschweigend, inzwischen verziehen. Montholon jedoch steht ihm näher,

einmal mehr erweist es sich als richtig, was er so oft gesagt hat, nur der alte Adel versteht es zu dienen. Er wird Montholon im Testament an erster Stelle bedenken, für seine liebevolle Pflege, vielleicht mit zwei Millionen und einigen Erinnerungsstücken. Bertrand wird er ein bißchen strafen, indem er ihm nur eine oder eine halbe Million vermacht.

Das Testament, über das er sich vorerst noch ausschweigt, beschäftigt ihn mehr und mehr. Es soll der letzte Paukenschlag sein, mit dem er von der Bühne abtritt. Er wird seine Millionen aufteilen an alle, die ihm treu geblieben sind bis nach Waterloo, an die Witwen, Töchter und Söhne seiner besten Offiziere, die auf dem Schlachtfeld geblieben sind, an die Bewohner von Brienne-le-Chateau, die am meisten gelitten haben, an die Offiziere und Soldaten seines Bataillons auf Elba... Die Liste wird lang werden. Die Vollstreckung des Testaments wird ihre Wirkung nicht verfehlen.

Aber noch hat es Zeit damit. Noch lebt er. Noch kann er sich im Garten ergehen und Anweisungen geben, was hier und was da gepflanzt werden soll.

Eines Nachmittags aber, als er mit Saint-Denis ein neues Gemüsebeet entwirft, hört er plötzlich vom Haupttor her italienische Stimmen. Einen Moment hält er inne, als wüßte er nicht, was die fremden und ihm doch so vertrauten Laute zu bedeuten haben. Aber dann erblickt er sie auf dem breiten Kiesweg, die fünf Gestalten, die nun schweigend näher kommen, drei in zivilem Reisekleid mit leichtem Gepäck in den Händen, voran aber zwei im langen, ernstesten Gewand, und unwillkürlich weicht Bonaparte ein

paar Schritte zurück. Die schwarzen Abgesandten, die Trostspender der letzten Stunde, die Gehilfen des Todes... Zum Glück erkennen sie ihn nicht gleich in seinem Tropenkostüm. Er kehrt ihnen den Rücken zu, erteilt Saint-Denis eine kurze Anweisung und zieht sich, die Hände auf dem Rücken, leise vor sich hin pfeifend, in Richtung Rondell zurück.

Aber was nützt die Verstellung. Es ist nur ein Aufschub, sie sind nun mal da, er wird sie empfangen müssen, und von nun an wird er sie im Haus haben, bis zu jenem Tag, bis zu jener Stunde, wenn es soweit sein wird...

War es so? Sicherlich nicht. Und doch kann es anders nicht gewesen sein.

Wir könnten noch einmal recherchieren, über das Ende und die Jahre danach, und wir erfahren: Am Abend des 4. Mai 1821 gab Doktor Francesco Antommarchi alle Hoffnung für seinen Patienten auf. Morgens um sechs wurden die Vorhänge geöffnet. Großmarschall Bertrand benachrichtigte seine Frau vom Zustand des Kaisers. Um sieben Uhr kam Fanny Bertrand. Man stellte einen Armsessel ans Fußende des Bettes, wo sie den ganzen Tag über sitzen blieb. Alle Franzosen auf Longwood House fanden sich im Zimmer des Kaisers ein. Napoleon Bonaparte delirierte, nur mühsam brachte er unartikulierte Wörter heraus: »... Josephine... mon fils... armee... a la tete de l'armee...« Am späten Nachmittag, gegen sechs Uhr, als die Kanonen von Ladder Hill den Anbruch der Dämmerung verkündeten, verschied er.

Nach der Autopsie, die sein letzter Leibarzt im Beisein sechs englischer Ärzte vornahm, wurden vier verschiedene

Gutachten abgegeben. Antommarchi stellte ein »Krebsgeschwür« am Magenpförtner fest. Die englischen Ärzte befanden »zirrhöse Teile, die zu Krebs führen«. Einer von ihnen, Thomas Shortt, fand auch die Leber »vergrößert«.

Am 27. Mai 1821 trat das auf Sankt Helena verbliebene Gefolge Napoleons, Graf Montholon, Großmarschall Bertrand mit seiner Frau und den Kindern, Marchand, die beiden Priester und die übrige Dienerschaft, auf der »Camel« die Überfahrt nach England an. Am 25. Juli, nachdem man die europäischen Gewässer erreicht hatte, öffnete Graf Montholon, von Napoleon zum Ersten Testamentsvollstrecker ernannt, in Anwesenheit Bertrands, Marchands und Abbe Vignalis, das umfangreiche Testament. Absatz 1 lautete: »Ich sterbe vorzeitig, ermordet von der englischen Oligarchie und durch die Hand eines gedungenen Mörders.«

In Frankreich folgte 1824 nach dem Tode Ludwigs XVIII. sein jüngerer Bruder, der Graf von Artois, als Karl X. auf dem Thron.

1830 stürzte ihn die Julirevolution. Bonapartes Sohn, der Herzog von Reichstadt, starb im Juli 1832 im Alter von einundzwanzig Jahren in Wien. Im Mai des Jahres 1840 beschloß die französische Regierung die Überführung der sterblichen Überreste Napoleons I. nach Paris. Fast alle Gefährten seiner Gefangenschaft, sofern sie noch lebten, nahmen am Retour des Cendres teil. Als man das Grab öffnete, waren alle erstaunt, wie gut der Leichnam des Kaisers nach neunzehn Jahren konserviert war. Am 15. Dezember 1840 wurde unter großem Gepränge und bewegender Anteilnahme der Bevölkerung der Sarkophag in

der Gruft des Invalidendoms beigesetzt.

Graf de Las Cases veröffentlichte bereits 1823 in Paris sein »Memorial de Sainte-Helene«, welches zum größten Bucherfolg des 19. Jahrhunderts wurde. Vermögend geworden starb er, völlig erblindet, im Jahre 1842.

General Gourgaud wurde rehabilitiert. 1830 trat er wieder in den aktiven Militärdienst ein und starb nach einer ehrenvollen Laufbahn im Jahre 1852.

Louis Marchand ließ sich in Auxerre nieder. Heiratete, wie es sein Kaiser gewünscht hatte, die Tochter des Generals Brayer. Veröffentlichte seine Memoiren. Wurde später von Napoleon III. zum Grafen ernannt und starb 1872 als geachtete Persönlichkeit.

Graf Montholon ging zunächst nach Brüssel zu Frau und Kindern. Er spekulierte und verlor innerhalb weniger Jahre die gewaltige Summe von zwei Millionen Francs aus seinem Legat. Bekannt ist, daß er 1827 von König Karl X. dem einstigen »Monsieur«, in geheimer Audienz empfangen wurde. Weil völlig mittellos, trat er 1838 wieder in die französische Armee ein. Als einziger der Offiziere und Diener von Sankt Helena, abgesehen von dem erblindeten Las Cases, den sein Sohn Emmanuel vertrat, nahm Montholon am Retour des Cendres nicht teil. Vielmehr beteiligte er sich im selben Jahr an einem Staatsstreich, wurde festgenommen, zu zwanzig Jahren Haft verurteilt, nach sechs Jahren wieder freigelassen. 1846 veröffentlichte er seine Memoiren und starb im Jahre 1853.

Großmarschall Bertrand, im Oktober 1821 begnadigt, kehrte nach Frankreich zurück, trat 1830, nach der Julirevolution, wieder in die Armee ein, wurde Leiter der Ecole

Polytechnique, zog 1831 als Vertreter der Liberalen Partei in die Abgeordnetenversammlung ein. 1836 verlor er seine Frau Fanny, die ihm achtzehn Kinder geboren hatte, von denen nur fünf ihn überlebten. Er ging für drei Jahre nach Amerika, kehrte zurück, um am Retour des Cendres teilzunehmen. 1842 ging er erneut nach Amerika und kämpfte für die Aufhebung der Sklaverei, für die Befreiung der Neger. Wieder nach Frankreich zurückgekehrt, starb er 1844 im Alter von einundsiebzig Jahren auf seinem Landsitz in Chateauroux und wurde am Eingang zur Gruft Napoleons im Invalidendom beigesetzt.

Sir Hudson Löwe wurde nach dem Tode Napoleons bald als Gouverneur von Sankt Helena abberufen. In England wegen seiner Amtsführung zunehmenden Angriffen ausgesetzt, verließ er schließlich Europa. In der Welt umhergetrieben, fand er nirgendwo mehr Ruhe. Sein Ruf war ein für allemal geprägt. Im Theater in Mauritius schrie bei seinem Erscheinen die Menge: »Der Büttel von Sankt Helena! Hängt ihn auf, den Banditen! Ins Meer mit dem Schurken!«

Das alles ließe sich recherchieren. Aber was wäre damit gewonnen? Was wir wollten, heute, gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, war ein Spiel zwischen Wirklichkeit und Fiktion.

Und so sehen wir ihn, den berühmten Korsen, noch immer auf der fernen Felseninsel im Atlantik, umgeben von seinen letzten Getreuen, den verhassten Feind im Visier, diktierend im topographischen Kabinett, heiter plaudernd am Kamin, und dennoch einsam und schwermütig in seinem Garten spazierend, die Hände auf dem Rücken,

mit merklich mühevolem Schritt, leise vor sich hin summend, in Gedanken vertieft, vielleicht der Ahnung nahe, daß die nächste Revolution, die einmal kommen wird, nicht die von Bonapartisten sein wird; gewiß aber in der schmerzlich-sehnsuchtsvollen Erinnerung an jene herrlichen Tage unter der Sonne Italiens, als er, an der Spitze der Armee, als Befreier umjubelt wurde, als er glücklich war, weil er geliebt wurde, von allen geliebt, geliebt, geliebt...